







RANKES MEISTERWERKE

X. Band



RANKES MEISTERWERKE

ZEHNTER BAND

Kleinere Schriften



DUNCKER & HUMBLOT
MÜNCHEN UND LEIPZIG 1915

RANKES MEISTERWERKE
WURDEN IN DER PIERERSCHEN HOF-
BUCHDRUCKEREI STEPHAN GEIBEL
& CO. IN ALTENBURG IN ZEHN BÄN-
DEN FÜR DIE VERLAGSBUCHHAND-
LUNG DUNCKER & HUMBLOT IN MÜN-
CHEN UND LEIPZIG GEDRUCKT. —
AUSSER DER WOHLFEILEN WURDE
EINE VORZUGSAUSGABE AUF REI-
NEM HADERNPAPIER ABGEZOGEN,
VON DER 200 IM ERSTEN BANDE VON
1—200 NUMERIERTE EXEMPLARE IN
DEN HANDEL KOMMEN. IHRE AUS-
STATTUNG ÜBERNAHM HANS VON
WEBER IN MÜNCHEN. DIE KARTO-
NAGEN, HALBFRANZ- UND GANZ-
LEDERBDE. DIESER AUSGABE WUR-
DEN VON DER HANDBUCHBINDEREI
VON H. FIKENTSCHER IN LEIPZIG
HERGESTELLT. — DIE EINBANDENT-
WÜRFE DER WOHLFEILEN AUSGABE
STAMMEN VON MINNA VOLLNHALS
IN MÜNCHEN.



Inhalt.

Savonarola

und

die florentinische Republik

gegen Ende des

fünfzehnten Jahrhunderts.



Vorrede.

Wenn die deutsche Forschung sich auch auf die Geschichte fremder Nationen erstreckt, so ist der dabei vorwaltende Gesichtspunkt der universalhistorische. Auch in dieser Beziehung mag jedoch ein Unterschied gemacht werden. Nationen und Staatengebilde, wie die von Frankreich und von England, hat man das Bedürfnis, sich in ihrer Totalität zu vergegenwärtigen, immer ohne auf das Lokale und Provinzielle einzugehen, indem man vielmehr die Perioden, in denen sie eine allgemeine Einwirkung ausübten, hervorhebt und deren Motive erörtert.

Mit der italienischen Geschichte verhält es sich insofern anders, als nicht die Nation selbst handelnd auftritt. Die Geschichte des Papsttums ist ihrer Natur nach eine universale; sie hat ein eigenes, von dem rein italienischen gesondertes Interesse. Aber auch die Abweichungen von dem Papsttum haben eine Geschichte in Italien. Die Gegensätze zwischen Staat und Kirche sind daselbst immer vorhanden gewesen und haben zu eigentümlichen Erscheinungen von nationalem Charakter geführt. Die eigentümlichste von allen bildet wohl der Dominikanermönch Hieronymus Savonarola; er machte den Versuch, auf dem Boden der lateinischen Christenheit ohne Abweichung in den Glaubensformen doch der Hierarchie Schranken zu ziehen und eine selbständige Stellung ihr zum Trotz zu ge-

winnen. Unbedingte Hingebung ist eine Sache der Gewohnheit und des Gemütes, unbedingte Negation meistens leichtfertig und inhaltsleer. Gerade in der Koinzidenz des positiven Glaubens und der Negation der absoluten Macht des Papsttums liegt das Interesse, das Savonarola erweckt.

In allen Nationen hat man sich mit dieser Persönlichkeit, dem Leben und Tod Savonarolas, viel beschäftigt, und es könnte überflüssig scheinen, nochmals darauf zurückzukommen. Wenn ich es dennoch wage, so liegt der Anlaß dazu in den nur wenig benutzten Nachrichten einiger florentinischen Chronisten der Zeit, die eigentlich Tagebücher derselben enthalten, und in den zahlreichen, in unseren Tagen bekannt gewordenen Dokumenten. Es schien mir möglich, mit Hilfe derselben zu einer selbständigen Anschauung der Ereignisse zu gelangen, unabhängig von der Legende der Anhänger des Mönches und den einseitigen Erzählungen gleichzeitiger Schriftsteller. Dabei konnte ich jedoch nicht allein von kirchengeschichtlichen Gesichtspunkten ausgehen, da sich mit der Abweichung Savonarolas von dem Papsttum eine sehr bestimmte politische Absicht verband, der an und für sich eine große Bedeutung zukommt. Als er in Florenz auftrat, war der lebhafteste Widerstreit zwischen einer Tendenz zur Monarchie und den aristokratischen Selbständigkeiten ausgebrochen; der Mönch brachte in ihrer Mitte ein demokratisches Element zur Geltung. Wir gehen von dem Ursprung dieses Widerstreites aus.

Erstes Kapitel.

Emporkommen des Hauses Medici in Florenz.

In der Divina Commedia ruft Dante einmal Wehe über den deutschen Kaiser Albrecht, welcher nach einer Hausmacht trachte, aber dadurch Anlaß gebe, daß das römische Reich seinen Kaiser vermisse; was helfe es, daß Justinian die Zügel der Gerechtigkeit verbessert habe, wenn das gesattelte Pferd keinen Reiter finde. Dante stand an den Marken zwischen einer Epoche, welche abschloß, und einer anderen, welche eintrat. Sein Herz gehörte ganz der älteren an; die Erscheinungen, die eine neue ankündigten, — die aufkommende Tyrannei und Gesetzlosigkeit, die Zwietracht unter denen, die eine Mauer umschließe, erschreckten seine Seele. Auch in Florenz vermißt er die alte Einfalt und Zucht; er beklagt ausdrücklich seine Vaterstadt wegen der Zunahme der Bevölkerung und ihrer unzuträglichen Mischung; wegen des wachsenden Reichtums, der die guten Sitten verderbe. Mit einer sonst bei ihm nicht gewöhnlichen Ironie vergleicht er einmal Florenz mit den Republiken des Altertums; deren Art, sich an die einmal gegebenen Gesetze zu halten, bleibe fern von der Feinheit der Florentiner, die, was im Oktober gesponnen, schon im November

wieder auflösen; wie oft habe Florenz seit Menschengedenken die Gesetze, Münzen, Ämter und Gewohnheiten, selbst seine Glieder verändert?

Eben diese unruhige Bewegung aber ist es doch wieder, was der florentinischen Geschichte ihr historisches Interesse für die spätere Zeit verliehen hat.

In dem Kampfe zwischen Kaisertum und Papsttum hatte sich Florenz auf seiten der Päpste gehalten; Kaiser Heinrich IV. hatte einst vor den zum Teil erweiterten und wiederhergestellten Mauern der Stadt zurückweichen müssen. Florenz war eine Metropole der Opposition gegen das Kaisertum; es verdankt dieser Stellung sein Emporkommen und sein Ansehen. Dies beruht dann weiter auf folgendem Momente. Von der Parteiung der Guelfen und Gibellinen, die das übrige Italien schon seit einiger Zeit entzweite, war Florenz noch vor Dante im Jahre 1248 ebenfalls ergriffen worden, dergestalt, daß auch die Gemeinen daran Anteil nahmen. Alle Nachbarschaften der Stadt stritten von ihren Türmen widereinander.

Im Jahre 1263 gewannen die Gibellinen die Oberhand. Die Guelfen, Adlige und Popolanen wurden aus Florenz und ganz Toskana verjagt. Während aber die einen, die Edelleute, in verschiedenen lombardischen Städten ihrer Partei zu Hilfe kamen, und dabei sich Beute, Kriegsübung und Namen erwarben, besonders im Dienste Karls von Anjou, so gingen die anderen, Kaufleute, wie sie waren, auf einen Weg der Erwerbes zu denken genötigt, über die Alpen, vornehmlich nach

Frankreich und breiteten ihr Geschäft, das bisher meist auf Toskana und Italien beschränkt war, jenseits derselben aus. Siege auf der einen, Reichtümer auf der anderen Seite konnten nicht verfehlen, den Verjagten eine rühmliche Rückkehr zu verschaffen. Und nicht wenig kam ihnen der Umschwung in den öffentlichen Angelegenheiten, der Untergang der letzten Hohenstaufen zustatten. Nunmehr mußten die Gibellinen weichen, und niemals haben sie sich wieder zu eigentlichem Einfluß zu erheben vermocht.

Seitdem aber ging die Entwickelung der Adeligen und Popolanen der guelfischen Partei nicht mehr zusammen. Von ausgezeichneten Kriegstaten der Großen schweigt die Geschichte; vielmehr entzweiten und schwächten sie sich untereinander und übten ihren Mut in Gewalttätigkeiten gegen das Volk. Die Popolanen dagegen wurden in allen europäischen Reichen die Kassierer des Papstes, die allgemeinen Wechsler des westlichen Europa, Bankhalter der Könige, wie auch die Produkte der städtischen Betriebsamkeit den Weg nach aller Welt fanden. Die Zünfte, von denen die großen Handelsleute den vornehmsten und wirksamsten Teil ausmachten, bewaffnet und unter ihren Fahnen vereinigt, gaben ihnen innerhalb der Mauern ein unleugbares Übergewicht. Es kam alles zusammen, Stärke, Reichtum und das natürliche Recht. Die Häupter der Zünfte vereinigten sich im Jahre 1282, gemeinschaftliche Vorsteher, Prioren, zu ernennen. Diese aber wurden der Magistrat der ganzen Stadt,

indem sie Ordnungen der Gerechtigkeit wider den Adel, die man wohl als die Magna Charta des Volkes von Florenz bezeichnet hat, festsetzten und ein bewaffnetes Gonfalonierat der Gerechtigkeit zur Handhabung derselben einrichteten. Von einer eigentlichen Demokratie blieb man hiebei doch weit entfernt. Wie wäre eine solche in einer merkantilen Stadt, in welcher sich Reichtümer in den verschiedensten Abstufungen anhäuften, möglich gewesen.

Im Anfang des 14. Jahrhunderts erhoben sich einige Häuser, unter denen wir die Acciajuoli und Peruzzi finden, zu einer Art von Herrschaft in Florenz. In der Ausübung derselben behaupteten sie sich vorzüglich dadurch, daß sie die Prioren für viele Monate auf einmal erwählen, die Namen derselben in Beutel werfen und nach dem Lose ziehen ließen; nur in dem so bestimmten Kreise läßt man dem Zufall sein Spiel; wenn alle imborsierten Namen gezogen sind, fängt man von neuem an.

Im Jahre 1340 wurden die sechs Quartiere der Stadt, wie Villani versichert, von je zwei der größten, mächtigsten und reichsten Popolanen regiert. Diese ernannten zu den Ämtern, wen sie wollten, und ließen weder Großen noch Mittleren noch Kleinen einigen Anteil. In ihrem Dienste war der Exekutor der Gerechtigkeit, der die Stadt mit ausländischen, namentlich katalanischen Söldnern in Pflicht hielt, waren die Hauptleute der Wacht, die man einführte, als eine Priorenwahl, die man beabsichtigte, Widerstand fand;

waren endlich die Konservatoren des Friedens, die ein wahrhaftes Schreckenstribunal errichteten und obwohl öfters abgeschafft, doch ebensooft erneuert wurden.

Es ist für diesen Zustand sehr bezeichnend, daß er eben damals durch einen großen Bankerott der Häuser Peruzzi und Bardi erschüttert ward, denen König Eduard III. von England das ihm dargeliehene Geld nicht zurückzahlte. Hierauf brachen Unruhen aus, in denen die Großen aufs neue emporkamen. Um sie wieder zu stürzen, brauchten die reichen Kaufherren das Volk, dem für seinen Beistand neue Rechte eingeräumt werden mußten. Allein sowie die Stürme vorbei, Macht und Kredit der vornehmen Popolanen hergestellt waren, so fand man Mittel, um doch jede unbequeme Teilnahme, die sich aufdrängen wollte, zurückzuweisen.

Die Capitani di Parte guelfa besaßen eine außerordentliche Autorität, die sich hauptsächlich darauf gründete, daß sie die den Gibellinen bei dem Sturze derselben konfiszierten Güter verwalteten und zu ihren Zwecken benutzten. Mit diesen vereinigten sich die mächtigsten popolanen Häuser und setzten fast mit Gewalt das Gesetz durch, daß niemand ein Amt bekleiden dürfe, der nicht ein wahrer Guelfe sei. Nicht als hätte man von den Gibellinen noch zu fürchten gehabt; aber man bekam das Recht, einen jeden zu behandeln, als sei er Gibelline. Auf diese Weise ausschließen, nannte man ammonieren. Man ammonierte die besten Männer der Republik, zuweilen Männer, deren

Namen schon zu einer zukünftigen Signoria — so bezeichnete man jetzt Prioren und Gonfaloniere — gezogen waren.

Die Verfassung bekam hierdurch einen oligarchischen Charakter, dem sich naturgemäß eben diejenigen widersetzten, die den vorherrschenden Geschlechtern sonst am nächsten standen. Ricci, Scali, Alberti und endlich auch dasjenige Haus, das die größte Rolle in Florenz zu spielen bestimmt war, die Medici, die aus dem Mugello stammten, — sie stellten sich an die Spitze der popularen Interessen, um die Oligarchie zu brechen.

Salvestro de' Medici wollte dem Mißbrauch der Ammonitionen, durch welche die individuelle Sicherheit gefährdet werde, ein Ende machen. Der Beschluß wurde gefaßt, die ursprünglich gegen den alten Adel gerichteten Ordnungen der Gerechtigkeit auch gegen die Oligarchen, die an dessen Stelle getreten waren, in Anwendung zu bringen. Salvestro versuchte das populare Element in den eingeführten Formen der Verfassung wieder zu beleben; aber er hatte doch nicht die Stellung und das Ansehen, vielleicht auch nicht die Energie des Geistes, die dazu erforderlich gewesen wären. Er gab Anlaß zu einem Aufstand, in welchem sich nicht allein die Zünfte wider die Regierung, sondern auch die Arbeiter wider ihre Meister und Brotherren erhoben; die Arbeiter nahmen einen selbständigen Anteil an der Regierung in Anspruch. In diesem Tumult trat ein Augenblick ein, der die Re-

publik mit völligem Umsturz bedrohte. Eben deshalb aber schlug alles fehl; aus der Mitte der Empörten selbst ging eine Reaktion hervor, durch welche die Verfassung im ganzen und großen aufrechterhalten wurde. Und wenn man dem Volke einige Zugeständnisse gemacht hatte, so wurden diese abermals nach und nach wieder zurückgenommen.

Alle die folgenden Bewegungen von 1387, 1393, 1397, 1400 führten nur dahin, diejenigen, welche der Partei des Volkes zugetan gewesen, ihres Ansehens zu berauben; die kaufmännische Oligarchie setzte sich so vollkommen in Besitz, wie es vor 1340 der Fall gewesen war.

Was sie darin besonders befestigte, war eine Reihe großer Erwerbungen, die ihr gelangen. Es stimmt mit ihrer Natur sehr gut zusammen, daß sie Eroberungen zu machen begann, als sie die Waffen aus der Hand legte.

Die Eroberungen waren Folgen nicht der Tapferkeit, sondern des Reichtums, wie dies die Florentiner selbst anerkannt haben. In dem Proömium der Statuten der Konsuln des Meeres sagen sie: „Durch Ausübung der Kaufmannschaft sind von den florentinischen Bürgern unzählige Güter erworben worden, mit denen sie nicht allein Vaterland und Freiheit beschützt, sondern auch ihre Republik vergrößert und viele Städte, Flecken und Ortschaften mit gerechten Ansprüchen an sich gebracht haben." Es war ein Verein vorwaltender kaufmännischer Häuser, welcher Florenz zugleich groß

machte und beherrschte; sie erwarben die auswärtigen Besitzungen, ihre Weltverbindungen machten Handel und Kredit erst möglich; jene z. B. durch die Ämter, welche neu geschaffen wurden, diese durch den anwachsenden Verkehr kamen ihren Mitbürgern zugute. Aber die ausgedehnten Befugnisse, die sie sich anmaßten, erhielten zugleich auch eine Gärung im Volke.

In der Menge war immer das Gefühl, daß ihr unrecht geschehe, und es kam nur darauf an, daß einmal ein anderes Oberhaupt stark genug würde, um sich an ihre Spitze zu stellen.

Ein solches ging abermals aus dem Hause Medici hervor. Giovanni di Bicci de' Medici, ein entfernter Verwandter Salvestros, war durch glückliche Handelsgeschäfte reich geworden. Er war mildtätig, verständig, ruhig und liebte nicht, in den Palast zu gehen und an den Geschäften teilzunehmen. Aber sein Reichtum und seine Art und Weise zu sein, verschaffte ihm Autorität. „Als ich arm war," sagt er, „gab es keinen Bürger, der mich hätte kennen wollen und die Republik dachte nicht an mich. Nicht die Republik hat mir Reichtümer gegeben, sondern die Reichtümer haben mich in der Republik groß gemacht." Über den Aufwand, den ein gegen die Ansicht Giovannis unternommener Krieg verursachte, und die Kosten, die zu dessen Fortsetzung erforderlich waren, kam es zu lebhaften Irrungen unter den Oligarchen selbst und zu einer ernstlichen Entzweiung zwischen ihnen und dem Volke. Hauptsächlich unter der Mitwirkung Gio=

vannis de' Medici geschah es, daß in den Räten des Popolo die Einrichtung eines Katasters durchgesetzt wurde, das heißt, eine Bestimmung der zu dem Kriege erforderlichen Auflagen nach dem Vermögen eines jeden. Wie sehr die mächtigsten Bürger davon betroffen wurden, sieht man daraus, daß der angesehenste von allen, Niccolo da Uzzano, dessen Beiträge nie über 16 Fiorini gestiegen, jetzt 250 zahlen mußte.

Hierüber bildete sich eben um Uzzano her eine Partei, die man die uzzaneske nannte, deren Versammlungen zuweilen auf siebzig Häupter stiegen. Sie machten den Anspruch, daß, wie die Republik durch ihre Altvorderen gegründet worden, so auch die Kommune eben durch sie gebildet werde. Es waren die Männer, welche in der letzten Epoche die Regierung geleitet hatten. Uzzano hielt sie noch im Zaum; nach dessen Tode übernahm Rinaldo degli Albizzi ihre Führung, der selbst einem der vornehmsten Geschlechter angehörte, wie denn Piero degli Albizzi vor dem Tumult der Ciompi, ebenso nach demselben, und zwar im Gegensatz gegen die Medici eine große Rolle gespielt hatte. Rinaldo hatte sich neutral gehalten, denn unter der Autorität eines anderen wollte er nicht stehen. Die Partei war der Meinung, daß der Popolo aus lauter von den benachbarten Gebieten hereingezogenen Menschen, die eigentlich nur zu dienen bestimmt gewesen, bestehe und kein eigentümliches Recht in Anspruch zu nehmen habe.

An der Spitze dieses herabgewürdigten Popolo aber

erschien nun Cosimo de' Medici, der Sohn Giovannis, der dessen Reichtümer geerbt hatte, ihn aber an Tatkraft und Ehrgeiz bei weitem übertraf. Er wurde dadurch besonders angesehen, daß er in vornehmen Verwandtschaften stand und einige Mitglieder der anderen Partei von Bedeutung, unter denen wir Guicciardini und Soderini finden, ihm beitraten. Auch die Popolanen, die er führte und die jetzt das Übergewicht hatten, ließen sich dazu verleiten, einen Krieg zu unternehmen, der aber ebenso wie der vorige mißlang und ebenso eine sehr empfindliche Reaktion in der Parteistellung herbeiführte.

Da ist es nun zu einer großen und für alle Folgezeit entscheidenden Krisis gekommen. Durch die Bemühungen Albizzis ward eine Signoria zustande gebracht, die zwar nicht dem Anschein, aber dem Wesen nach den Oligarchen völlig ergeben war; sie wagte es, Cosimo festzuhalten und berief eine jener tumultuarischen Volksversammlungen, die man Parlamente nannte, in der die Oligarchen vollkommen die Oberhand bekamen. Cosimo mußte es noch für ein Glück halten, daß er nur verbannt ward, was allein dadurch erreicht wurde, daß er einige der wirksamsten Gegner durch Geld gewann; er selbst spottete ihrer leicht zu befriedigenden Habsucht. In der Partei waltete überhaupt nicht mehr die frühere Zucht und Energie, Albizzi konnte sie nicht zu durchgreifenden Maßregeln bewegen; die alten Granden wurden nicht rehabilitiert, wie er vorschlug, die Wahlbeutel nicht erneuert,

wie er forderte; denn ihm selbst trauten die übrigen nicht, da er nicht immer auf ihrer Seite gestanden hatte. Eigentlich in der Verbannung gelangte Cosimo de' Medici zu dem überwiegenden Ansehen, das die Größe seines Hauses begründet hat; die Signoria, die ihn verwiesen hatte, konnte ihn doch nicht entbehren, sie blieb mit ihm in Korrespondenz. Auch in seiner Abwesenheit übte er auf seine Partei einen alle zusammenhaltenden Einfluß aus. Ohne viele Mühe, durch den natürlichen Lauf der Dinge geschah, daß im Jahre 1434 eine Signoria eintrat, die aus Anhängern Cosimos bestand. Um ihren Beschlüssen zuvorzukommen, unternahmen die Uzzanesken unter Rinaldos Führung, sie mit Gewalt zu sprengen. Sie erschienen mit ihren Bauern und ihrem Anhange aus dem Stadtvolke, um den Palast zu stürmen; allein auch auf der anderen Seite war man bewaffnet. Es schien zu dem blutigsten Kampfe kommen zu müssen. Die Nobili drohten, die Weiber und Kinder der Signoren auf ihre Tartschen zu binden, so daß diese zuerst von den Waffen getroffen werden müßten. Aber dagegen ließen die Popolanen vernehmen, sie würden die Straßen mit Leichen und die Paläste mit Witwen anfüllen. Indem alles zu offenem Kampfe sich bereitete, zeigte sich doch in der städtischen Oligarchie ein auffälliges Schwanken; Palla Strozzi, der herbeigekommen war, um zur Seite der übrigen den Kampf zu bestehen, zog es nach der Hand vor, sich nach Hause zu begeben, worauf Rinaldo nicht zum Angriff zu schreiten wagte.

Unter Vermittelung des Papstes Eugen, der sich gerade in der Stadt befand, ging er einen Vertrag ein, dessen Folge war, daß sein Anhang sich auflöste. Die Partei der Oligarchen konnte sich dann nicht länger behaupten; die Partei des Popolo kam empor, sie hatte bereits einen Führer, der nur nicht gegenwärtig war.

Indem sich die ganze städtische Menge für die Signoria erklärte, rückten ein paar Tausend stolze und trotzige Bauern aus dem Mugello heran, um sich bei dem Palast der Medici aufzustellen. Auf Veranlassung der Signoria, die Cosimo hatte wissen lassen, daß er nichts gegen ihren Willen tun wolle, führte Bartolommeo Orlandini die Kompagnie Nicolos da Tolentino, die immer Cosimo ergeben gewesen war, in die Stadt und besetzte die Zugänge des Palastes.

Die große Glocke läutete zum Parlament, es war am Michaelstag (29. September) 1434. Das Volk kam herbei, zahlreich und ganz in Waffen. Eine neue Balia wurde ernannt und alles widerrufen, was in dem letzten Jahre verordnet worden war, namentlich der damals gegen die Medici gefaßte Beschluß; die Formen der Republik wurden dabei möglichst gewahrt, Signoria und Popolo waren auf seiten der Medici.

An dem nämlichen Tage, am 5. Oktober, und in der nämlichen Stunde, in der Cosimo vor einem Jahre das florentinische Gebiet verlassen, trat er jetzt wieder in dasselbe ein. Des folgenden Tages nach Sonnenuntergang, dem versammelten und ihn erwartenden

Volke auf einer Nebenstraße ausweichend, gelangte er in den Palast und wurde von den Signoren als Freund und Verbündeter empfangen. Schon waren Rinaldo degli Albizzi, Peruzzi und viele andere verbannt. Wie einst in den Republiken des Altertums aus dem Kampfe gegen die Oligarchen nicht selten derjenige zur Herrschaft gelangt ist, der das Volk gegen sie anführte, so bildete sich jetzt in Florenz eine Art von Verfassung aus, die sich wohl mit der älteren griechischen Tyrannis vergleichen läßt, aber doch ein höchst eigentümliches Gepräge hat.

Cosimo wollte nicht sein Bestehen dem Zufall überlassen, wie seine Vorgänger in der Gewalt, er wollte sein Glück auf sicheren Grundlagen erbauen.

Die neue Signoria für November und Dezember ward ohne alle Wahl von der alten ernannt. Ein Gonfaloniere stand an ihrer Spitze, Giovanni Minerbetti, ein Mann, wie Cavalcanti sagt, mehr unternehmend als vernünftig, welchem Beschäftigung auch im Bösen lieber war, als ruhig zu sitzen. Es begannen die großen Verbannungen; alle, die einen Anteil an der Entfernung Cosimos oder an dem Widerstand gegen seine Rückkehr gehabt, wurden verbannt; Palla Strozzi half es nichts, daß seine Untätigkeit so viel zu den glücklichen Erfolgen seines Gegners beigetragen; zugleich mit seinem Sohne wurde er nach Padua verwiesen. Niemand ward geschont, der sich zu den Gegnern Cosimos gehalten.

Hiermit aber war man noch nicht zufrieden; ganze

Geschlechter, und zwar solche, die zu den vornehmsten gehörten, wurden auf immer für unfähig erklärt, ein Amt zu bekleiden. Dagegen wurden die zurückberufen, die seit der Reaktion gegen die Bewegung von 1378 vertrieben worden waren. Cosimo schuf zehn Akkoppiatoren, um die Wahlbeutel für Signoria und Collegio, d. h. die Gonfalonieren der städtischen Miliz vollständig zu erneuern. Obgleich er nur ihm ergebene Namen in diese Beutel aufnahm, so ließ er doch auch nachher die Akkoppiatoren bestehen, um die Wahlen nach Gutdünken zu regulieren. So gelangten die öffentlichen Ämter mehr oder minder sämtlich unter seinen Einfluß.

Diesen Zustand, den man mit dem Worte Stato bezeichnete, zu behaupten, wurden die Acht der Guardia mit dem Rechte ernannt, über Gut und Blut aller zu richten, die wider denselben handeln oder auch nur reden würden. So weit war es schon, als mit dem Januar 1435 Cosimo de' Medici selbst Gonfaloniere wurde. Er hütete sich wohl, jemand unrecht zu tun, er verbannte niemand; er ließ die Bewaffneten, von denen der Palast bisher besetzt gewesen war, abziehen; sein Ehrgeiz war, nach vollbrachter Veränderung den Frieden herzustellen.

Aber die Maßregeln, die im Augenblick ergriffen waren, erhielten sich; weder die Stimme des Volkes, noch auch das Los entschied über die Besetzung der Ämter; die Akkoppiatoren, unmittelbar unter dem höchsten Einfluß, ernannten dazu.

Wohl bestand nun die Republik; Cosimo ließ den Bürgern in den untergeordneten Kreisen eine gewisse Freiheit, aber alles, was das Wesen der Regierung ausmachte, behielt er in seinen Händen. Man wollte bemerken, daß er selbst die Freunde, durch deren Gunst er emporgekommen, doch in gewisse Schranken zu bannen suchte, in denen sie ihm nicht gefährlich werden konnten; dazu habe er sich seines Einflusses auf die Bestimmung der Auflagen bedient. Die Freiheit hatte vor allem in der unbeschränkten Wahl der Magistrate bestanden. Diese aber wurden nun nach dem Dafürhalten eines Oberhauptes, dem gleichwohl keine bestimmte Autorität übertragen worden war, eingesetzt. Cosimo stand an der Spitze der popularen Partei. Aber die Ideen der republikanischen Freiheit wurden durch ihn nicht realisiert, denn das würde auch seinen Gegnern zugute gekommen sein. In die Republik kam dadurch ein monarchisches Element, das in Cosimos Persönlichkeit einen großartigen Ausdruck fand.

Er war der reichste von allen, so daß er viele in ihren Geschäften unterstützte, zuweilen selbst seine Gegner, denen er in ihren Verlegenheiten aushalf; der angesehenste im Auslande, so daß Venedig seinen Bund mit Florenz gleichsam persönlich mit ihm geschlossen zu haben schien, und auch Franz Sforza sein glückliches Aufkommen, das er ihm vornehmlich dankte, zu seinen Gunsten brauchte.

In der Stadt hatte Cosimo nach allem, was ge-

schehen war, doch keine leichte Stellung. Trotz der Imborsationen traten mißliebige Wahlen ein. Die Verjagten, die sich zuweilen zu Versuchen, ihre Rückkehr mit Gewalt der Waffen zu erkämpfen, ermannten, aber geschlagen wurden, hatten doch immer Freunde und Verbündete in der Stadt. Im Jahre 1458 war wieder ein Parlament erforderlich, um eine neue Balia zu erwählen, welche sehr ausgedehnte Befugnisse erlangte. Die Akkoppiatoren, deren man eine Zeitlang entbehren zu können geglaubt hatte, wurden auf eine Reihe von Jahren wieder eingerichtet. Jene Ridolfi, Pitti, Acciajuoli, Neroni, welche den nächsten Kreis von Cosimo bildeten, hatten immer die wichtigsten Aufträge und die einträglichsten Ämter. Ihr Verhalten erweckte vieles Mißvergnügen. „Sie wollten," sagt Cambi, „die Eier allein in ihrem Korbe haben." Cosimo selbst dagegen gab keinen Anlaß zu Klagen dieser Art. Er widmete dem Schuldenwesen der Stadt eine fördernde Aufmerksamkeit, so daß die Zinsen des Monte Comune von 10 bis auf 30 Prozent stiegen; ein anderer Monte, der zur Aussteuer der Töchter bestimmt war, fing wieder an zu zahlen. Überhaupt stellte sich der alte Wohlstand allmählich wieder her; man hatte Geld und reiche Warenlager von jeder Art. Die Häuser und Güter stiegen im Preise. Man sah nichts als Feste, glänzende Repräsentation, die Frauen mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, die Männer in Seide und feines Tuch gekleidet. Mannigfaltige Bauwerke erhoben sich, welche die Bewunderung der Nachwelt

bilden; viele von ihnen dienten kirchlichen Zwecken. Indem Cosimo diese im Auge behielt und förderte, war er doch zugleich von den Ideen der großen Philosophen des Altertums ergriffen; noch unmittelbar vor seinem Tode ließ er sich von Ficinus die platonischen Ideen über das Eine und Unvergängliche vortragen. In seiner Stellung hat er sich dreißig Jahre lang behauptet; noch während seiner letzten Krankheit hat er die Angelegenheiten der Republik verwaltet und zugleich seine merkantilen Geschäfte wahrgenommen. Man kennt den Lobspruch, den Piero, sein Sohn, ihm gewidmet hat, als dem angesehensten Manne, welchen die Stadt jemals gehabt; er rühmt seine Tätigkeit nicht allein in den politischen, sondern auch in den merkantilen Geschäften. Viele Bürger hatte er reich gemacht durch seinen Handelsverkehr; er war nicht allein ein weiser, sondern auch ein glücklicher Kaufmann; auch seinem Hause hinterließ er große Reichtümer. Cosimo war durch öffentliche Urkunde als Vater des Vaterlandes bezeichnet worden; seine Nachkommen bewahrten das Dokument hierüber auf das sorgfältigste auf. Ob sie aber auch fähig sein würden, die Stellung, die er gegründet hatte, zu behaupten? Es ist die Frage, welche die Geschichte von Florenz und Toskana entschieden hat.

Nach dem Tode Cosimos 1464 erfolgte eine Spaltung der Partei, die sich um ihn gebildet hatte. Neroni, Acciajuoli, Niccolini setzten sich unter Führung Luca Pittis, der bisher das meiste vermocht hatte, dem

älteren Sohne Cosimos Piero entgegen; Ridolfi, Guicciardini, Pazzi, Corbinelli hielten zu Piero. Jene verlangten die Abschaffung der von Cosimo getroffenen, die alte Freiheit beschränkenden Einrichtungen; diese betrachteten das Fortdauern derselben als unerläßlich. In dem Gegensatz der beiden Parteien schien es oft, als müsse die Sache mit den Waffen ausgemacht werden. Aber es lag gleichsam in der Natur dieser Republik, daß sie inmitten der Krisen dies Äußerste vermied. In einem neuen Wahlkampf zeigte sich, daß Piero doch die Oberhand hatte. Die Signorie wurde wieder aus seinen Anhängern gebildet, und da dies Widerstand fand, ein Parlament berufen, das abermals eine Balia wählte, welche die Ernennung der Magistrate auf weitere zehn Jahre festsetzte und über die vornehmsten Gegner die Verbannung verhängte.

Was nun aber bei dem Tode Cosimos erfolgt war, wiederholte sich nach dem Tode Pieros (1469). Um seine Söhne Lorenzo und Giuliano vereinigte sich unter Tommaso Soderinis Führung eine starke Partei, die selbst dadurch nicht erschüttert wurde, daß die kaufmännischen Geschäfte schlechter zu gehen anfingen; die Freunde des Hauses, früher von ihm unterstützt, kamen ihm jetzt mit ansehnlichen Geldleistungen zu Hilfe, wogegen dann wieder die angesehensten Bürger in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rate gezogen und zu Ehrenstellen befördert wurden. Nicht alle aber wollten sich in diesen Kreis, der doch eine Art von Unterordnung in sich schloß, bannen lassen. Die reichsten unter

ihnen, die Pazzi, obwohl Verwandte der Medici, gerieten in offenen Widerspruch mit ihnen. Die vornehmste Differenz betraf ein Geldgeschäft mit Papst Sixtus IV., das die Pazzi gegen den Wunsch der Medici unternommen hatten. Auf den Nepoten des Papstes Girolamo Riario sich stützend, faßten die Pazzi den Gedanken, die Medici zu stürzen. Sie wagten nicht, sich ihnen auf dem Weg, den die Republik möglich machte, entgegenzusetzen; sie gingen den beiden Brüdern unmittelbar zu Leibe. Sie bedienten sich alter Vertraulichkeit, des ehrwürdigsten Ortes, der Kathedrale von Florenz, einer hochheiligen Handlung zur Ausführung ihrer dunklen Zwecke. Aber sie erreichten dieselben nicht; nur den minder bedeutenden der beiden Brüder schafften sie aus dem Wege; Lorenzo, dem ihr Haß bei weitem am meisten galt, ward durch Geistesgegenwart, Leibesstärke und sein gutes Glück errettet. Das mißglückte Attentat nun ist dem Enkel nicht viel weniger zustatten gekommen, als dem Großvater die Verbannung; das Volk strömte vor dem Palast der Medici zusammen, um Lorenzo zu sehen und begrüßte ihn, als er sich zeigte, mit Jubel. Das unregelmäßige Prinzipat, das er innehatte, bekam dadurch eine Art von Bestätigung; er war der widerwärtigsten Nebenbuhler entledigt und zugleich wurde ihm bewilligt, zu seiner Sicherheit mit bewaffnetem Gefolge einherzugehen, wie einst in Athen dem Pisistratus bei einem ähnlichen Konflikt auf sein Wort Keulenträger bewilligt worden sind.

Lorenzo wurde nun auch äußerlich das Oberhaupt der Republik; seine Freunde, die ihm bisher gleich gewesen, gerieten in eine untergeordnete Stelle. Das hatte aber alles um so mehr zu bedeuten, da die auswärtigen Angelegenheiten sich infolge jenes Ereignisses in einer Weise verwickelten, wie sie bisher noch nicht vorgekommen war. Wie die Pazzi den Nepoten des Papstes zu ihrem Verbündeten gehabt hatten, so nahm der Papst im Fortgang des Kampfes, um die gegen hohe geistliche Würdenträger ausgeübte Gewalt zu bestrafen, gegen Lorenzo Partei und sprach den Bann über ihn und alle seine Anhänger aus. Aber die Florentiner betrachteten die Sache Lorenzos als ihre eigene, was nicht ohne Gefahr für sie war, da der Papst nicht allein eine Macht von Bedeutung besaß, sondern auch den König von Neapel, Ferrante, auf seiner Seite hatte. Ein Krieg brach aus, in welchem anfangs Mailand und Venedig auf der Seite von Florenz standen, ohne jedoch einen sicheren Rückhalt zu gewähren; in kurzem sah sich Florenz ohne Geld, ohne Verbündete und in äußerster Gefahr. Lorenzo war der Mann dazu, diese Gefahr zu bestehen, er faßte den außerordentlichen Entschluß, sich persönlich aufzumachen, um seinen gefährlichsten Feind, König Ferrante von Neapel, für sich zu gewinnen. Man bemerkte auf der Reise, daß er zwar bei Tage die heitere Munterkeit zeigte, die ihm eigen war, aber bei Nacht von der Besorgnis, daß er sich in eine Gefahr begebe, in welcher er umkommen könne, heimgesucht

wurde. Seine Verwegenheit führte ihn zum Ziele; er schloß mit Ferrante eine Freundschaft, welche für die Verhältnisse von Italien maßgebend wurde; nach wohlausgeführtem Werk wurde er bei seiner Rückkehr in seine Vaterstadt mit herzlichem Beifall begrüßt. Auch den geistlichen Waffen des Papstes gegenüber, die sich hauptsächlich gegen Lorenzo, der ein Tyrann sei, richteten, hielt die Stadt treulich bei ihm aus; das Emporkommen des päpstlichen Nepoten Girolamo Riario lief dem städtischen Interesse ebenso entgegen, wie dem des Hauses Medici. Lorenzo leistete demselben oftmals, z. B. bei den Bedrohungen der Vitelli in Città di Castello glücklichen Widerstand; vor allem durch ihn wurde im Jahre 1482 der Angriff, den der Papst in Verbindung mit den Venezianern auf Ferrara unternahm, hintertrieben; eben durch die Unterstützung von Florenz behauptete sich Ercole I. von Este in seinem Herzogtum. Daß die Florentiner Pietrasanta über Lucca, Sarzana über Genua behaupteten, geschah vornehmlich durch Lorenzo, dessen städtische Autorität hierdurch um so tiefere Wurzeln schlug. Er versäumte nicht, dieselbe auch durch zweckdienliche Einrichtungen zu befestigen.

Wenn Cosimo diejenigen, welche seit seiner Rückkunft in den höchsten Würden gesessen, in einen Rat der Hundert vereinigt hatte, welcher den Übergang der von seiner Verwaltung genommenen Beschlüsse in die unteren Kreise vermittelte, so ging Lorenzo auf diesem Wege noch weiter; er bildete drei aus seinen

Anhängern bestehende Ratsversammlungen, den Rat der Siebzig, aus denen, die als Gonfalonieren di Giustizia, den der Hundert aus denen, die zugleich als Prioren, den der Zweihundert aus solchen, die überdies in dem Collegio, das die städtischen Gonfalonieren umfaßte, und in wenigen anderen höheren Ämtern gesessen hatten. Die Mitglieder des Rates der Siebzig wurden auf Lebenszeit ernannt; sie schienen dem Hause Medici eine feste Stellung auf immer zu sichern.

Doch war Lorenzo entfernt davon, diese Ratsversammlungen wirklich zu Rate zu ziehen oder auch den republikanischen Magistraten eine eigentliche Selbständigkeit zu lassen. Es ist einmal vorgekommen, daß ein Gonfaloniere andere Beamte, die ein Versehen begangen hatten, ammonierte; Lorenzo geriet darüber in eine gewisse Aufwallung; denn was solle daraus werden, wenn die Autorität der Signorie sich einmal ihm entgegensetze; zur Sicherheit seiner Person und seines Stato hielt er für notwendig, den zu ammonieren, welcher die Ammonition ausgesprochen hatte, sobald derselbe aus dem Amte getreten war. In dem Stato, in dieser engeren Bedeutung gefaßt, liegt das eigentümlichste Institut dieser Republik; der Stato bestand aus den großen Familien, die sich seit Cosimo mit den Medici verbunden hatten; er bildete eine Genossenschaft der mächtigsten Häuser, die gleichsam im Mitbesitz der Herrschaft war, ohne doch selbst die Re-

gierung auszuüben. In den wichtigsten Geschäften zog Lorenzo nur diese zu Rate; man gab ihre Anzahl auf zwanzig an, die Bestunterrichteten zählen nur siebzehn. Die genannten Ratsversammlungen und die Magistrate waren mehr das Werkzeug der Regierung, als daß der Nerv derselben in ihren Händen gewesen wäre. Lorenzo trug Sorge, daß niemand emporkam, durch welchen seine Autorität erschüttert werden konnte. Obgleich die Verwaltung durch die Magistrate und in der Form der alten Freiheit geführt wurde und die oberste Regierung selbst keine stabile Form hatte, so war es doch nicht anders, als daß alles von dem Willen und Wink Lorenzos selbst abhing. Auch unter den vornehmen Geschlechtern zog er die minder selbständigen nicht selten den anderen vor. Die Verwandtschaften, welche diese untereinander eingingen, waren ein Gegenstand seiner fortwährenden Aufmerksamkeit; keine Vermählung hätte ohne seine Genehmigung vollzogen werden dürfen. In die Räte zog er auch Leute von geringer Herkunft, die dann in den besonderen Geschäften oft die Oberhand hatten. Alle Ernennungen gingen von ihm aus. Wer ein Amt haben wollte, bat ihn darum: auch die Geistlichen folgten der Gewohnheit, bei dem Eintritt in ihre Ämter sich ihm vorzustellen. Er war in der Tat ein Fürst, ohne diesen Namen zu führen. Damit hing es aber wieder zusammen, daß die kaufmännischen Geschäfte des Hauses auch unter ihm einen weniger guten Fortgang hat=

ten, als selbst unter seinem Vater. Gerade der Aufwand, den Lorenzo aus politischen Rücksichten anordnete, überstieg die Kräfte der nahen oder fernen Bankhäuser, die ihm gehörten; er kam öfter in den Fall, sich des Geldes der Stadt zu bedienen. Die Magnifizenz, die ihm seinen Beinamen gegeben hat, ging über die Stellung eines Privatmannes hinaus, seine Handlungen lassen sich nicht mehr unter diesen Begriff einengen. Er wollte mehr der erste florentinische Bürger, als der erste florentinische Kaufmann sein; die schönsten Besitzungen (bei Pisa und Volterra breitete er sie aus) mußten ihm gehören; er mußte den erlesensten Marstall haben, die trefflichste Jagd, die seltensten Edelsteine, die reichsten Sammlungen. Sein Ehrgeiz war auch, die ausgezeichnetsten Männer in jedem Fache um sich zu haben. Als er die Universität Pisa wieder erneuerte, bemerkte man ihm, sie werde sich doch nie an Zahl der Studierenden mit Padua oder Pavia messen können; er antwortete, es sei ihm schon genug, wenn sie nur das vorzüglichste Professorenkollegium habe. Für die Kunst bildete Florenz eine Art von Metropole; Lorenzos Urteil war so treffend, daß die Künstler um seinen Beifall wetteiferten. Ein hochgewachsener Mann von schwarzem Haupthaar, fahler Gesichtsfarbe, dessen Stimme meistens einen heiseren Ton hatte; liebenswürdig im Umgang, in der Diskussion scharfsinnig und beredt. In Sachen der Regierung liebte er sich kurz auszudrücken; er verlangte, daß man seinen Wink verstehe. Sein Wille war all-

mächtig in der Stadt. Guicciardini merkt an, seit dem Verfall des römischen Reiches habe es nirgends und niemals Bürger von so großer Autorität gegeben, wie Cosimo und dessen Enkel Lorenzo. Der vornehmste Unterschied zwischen diesen beiden großen Bürgern möchte darin liegen, daß der jüngere weniger ein guter Geschäftsmann des Hauses war, aber seine Familie zu vornehmeren Verbindungen erhob, als der ältere. Seinen ältesten Sohn vermählte er mit einer Dame aus der Familie der Orsini, Alfonsina. Mit Papst Innozenz VIII. war er in enge Familienverbindung getreten; eine seiner Töchter vermählte er mit dem Sohne dieses Papstes, Francesko Cibo, und machte dann allen seinen Einfluß auf den Papst geltend, um für dieses Paar eine gute Ausstattung auszuwirken. Sein zweiter Sohn, Giovanni, wurde in das Kardinalkollegium aufgenommen. Man meinte, Lorenzo könne über den römischen Hof disponieren. Auch unter Lorenzo war Florenz in jener Blüte, welche die volle, durch den Frieden gesicherte Tätigkeit hervorbringen kann. Man wußte es demselben Dank, daß er das Gebiet erweiterte, die Häfen und Grenzplätze befestigte und mit Neapel sowohl, wie mit Mailand in ein gutes Vernehmen getreten war. In der Verwaltung der äußeren Angelegenheiten liegt vielleicht sein vornehmstes Verdienst. Er verstand es, das Gleichgewicht und den Frieden unter den italienischen Fürsten zu erhalten, nicht ohne die größten Schwierigkeiten; er hat wohl gesagt, er wünsche ein halbes Jahr verborgen zu

bleiben, um nichts von ihren Zwistigkeiten zu hören. Aber es gelang ihm, solange er lebte, dem Ausbruch derselben vorzubeugen. Sein Name ist mit jener Epoche, in welcher Italien von direkten Einflüssen fremdländischer Potenzen frei war, unauflöslich verknüpft.

Zweites Kapitel.

Piero Medici und die Staatsveränderung von 1494.

Wenn der Übergang von einer Regierung zur andern selbst in der erblichen Monarchie die Verschiedenheit der Epochen begründet, wie viel wichtiger und schwieriger ist es in der Republik, einem mächtigen Oberhaupt einen Nachfolger zu geben, der ihn wirklich fortsetze. Wiewohl Florenz Republik war, so lag doch ein Moment für die Erblichkeit der Gewalt darin, daß jene Genossenschaft der vornehmsten Geschlechter bestand, welche die Autorität zu teilen sich berechtigt glaubte, aber sich daran gewöhnt hatte, ein Oberhaupt anzuerkennen, dessen Ansehen auf einem großen Besitz und der Gewohnheit einer indirekten Gewalt beruhte.

Nach Lorenzos Tode wurde nun Piero ohne Schwierigkeit durch die vornehmen Geschlechter, die Magistrate und die allgemeine Beistimmung als Oberhaupt der Republik anerkannt. Die benachbarten Fürsten begrüßten ihn in dieser Eigenschaft, gleich als könne es nicht anders sein.

Allein wie schon bei dem Eintritt des älteren Piero und hernach gegen Lorenzo selbst unter den nahen und

befreundeten Geschlechtern ein starkes Aufwallen der republikanischen Gesinnungen hervorgetreten und nur mit Anstrengung und Gefahr beseitigt worden war, so ließen sich auch unmittelbar nach Pieros Eintritt ähnliche Regungen bemerken. Zu den vertrautesten Freunden Lorenzos hatten Paol Antonio Soderini und Bernardo Rucellai gehört und an dem Regiment teilgehabt, aber schon unter Lorenzo waren sie dadurch verletzt worden, daß dieser sie weniger konsultierte als einige Vertraute von Verstand und Geist, die aber von niederer Herkunft waren. Unter Lorenzo war die Autorität durch die Intelligenz gleichsam geheiligt worden; was aber unter ihm geduldet werden konnte, schien unerträglich unter dem Nachfolger, der die bürgerlichen Tugenden seines Vaters nicht besaß, sich vielmehr in den Äußerlichkeiten des Lebens eines jungen Fürsten gefiel. Soderini und Rucellai stellten ihm vor, daß er nur unter Begünstigung der Mitglieder des Stato, d. h. des aristokratischen Elementes sich werde behaupten können. Andere aber, unter denen der Cancelliere Bibbiena als der vornehmste erscheint, entgegneten, daß er gerade auf diese Weise zugrunde gehen könnte. Ihnen schien das Heil allein in dem Übergewicht der einheitlichen Politik zu liegen, die bisher beobachtet worden war. Zwei geistliche Herren traten hierbei einander entgegen; der Bischof von Arezzo, Gentile, der alte Lehrer Lorenzos, dessen Ratschläge bei diesem immer viel vermocht hatten, jetzt aber von Piero ebenso hoch angeschlagen

wurden, und Francesko Soderini, Bischof von Volterra, Bruder Paol Antonios, welcher die Partei der beiden Mißvergnügten nahm. Um die letzteren gruppierten sich bald die übrigen Mitglieder des Stato, die durch Familienverbindungen mit dem reichen Hause der Strozzi und noch mehr durch die Stellung der jüngeren Linie der Medici Rückhalt gewannen. Cosimo der Alte und dessen Bruder Lorenzo, beide Söhne des Giovanni, genannt Bicci, hatten ihre Geschäfte gemeinschaftlich betrieben. Nachdem aber der letztere verstorben und dessen Sohn Pier Francesko zu männlichen Jahren gekommen, war das Vermögen geteilt worden und diesem die ganze Hälfte desselben zugefallen. Man meinte in der älteren Linie, daß die jüngere bei der Teilung bevorzugt worden sei. In den folgenden Zeiten, in welchen die ältere so viele Gefahren zu bestehen, so viel Aufwand zu bestreiten hatte, war die jüngere zu größerem Reichtum gelangt, womit sich dann naturgemäß der Anspruch auf einen angemessenen Anteil an der Regierung verband. Die Söhne Pier Franceskos, Giovanni und Lorenzo, sahen es ungern, daß Piero sich weit über sie erheben solle; sie gesellten sich den unzufriedenen Geschlechtern bei.

So bildete sich eine Opposition gegen Piero, die auch bald in der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten zum Vorschein kam. Bemerken wir die erste Regung derselben, obwohl sie an sich unbedeutend ist.

Soeben war Alexander VI. auf den päpstlichen Stuhl

gelangt und die Absicht gefaßt worden, daß ihn die drei Verbündeten Neapel, Mailand und Florenz durch eine gemeinschaftliche Gesandtschaft begrüßen sollten. Man schreibt es dem Bischof von Arezzo zu, daß dieses Vorhaben nicht ausgeführt wurde, sehr zum Verdruß Lodovicos des Mohren, der damals in Mailand regierte. Bald nahm man wahr, wie weit aussehend diese Differenz werden konnte; ein dynastisches Zerwürfnis zwischen Neapel und Mailand brach aus, in welchem Piero auf die Seite von Neapel trat, während die Florentiner, Vornehme und Geringe, eine Verbindung mit Mailand lieber gesehen hätten: denn an der dortigen Regierung hatten sie seit Franz Sforza immer eine Stütze gefunden. Nun aber nahmen diese Entzweiungen die größte Dimension an, die sich denken ließ. Lorenzo hatte doch immer nur mit italienischen Streitigkeiten zu schaffen gehabt; jetzt wurden diese zu europäischen. Denn bereits sah man es kommen, daß die Franzosen einen Versuch zur Wiedereroberung des Königreiches Neapel machen würden. Sie wendeten sich auch an die Florentiner, bei denen sie besonders durch die beiden Söhne Pier Francescos Eingang fanden. Diese nahmen den französischen Gesandten in ihren Häusern auf und erklärten, als man sie darüber zur Rede stellte, daß sie dem König von Frankreich durch Dienste und ehrende Diplome verwandt seien. Sie wurden darüber zur Rechenschaft gezogen, aber, soviel man weiß, infolge der Rücksicht, die auf einige Große genommen wurde, freigesprochen.

Daß ihre Verbindung mit dem französischen Hofe ungeahndet blieb, tat doch der Einheit des Staatswesens, die in dessen Politik stand, nicht wenig Eintrag. Die innere Parteiung griff in die äußeren Beziehungen ein.

Im Jahre 1494 setzte sich nun König Karl VIII. von Frankreich mit aller seiner Macht wirklich in Bewegung, um das Recht auf Neapel, das er von dem Hause Anjou überkommen hatte, durchzuführen. Da das in Neapel regierende Haus Aragon seine Ansprüche von Manfred, und König Karl VIII. die seinen von Karl von Anjou herleitete, so erneuerten sich gewissermaßen die Gegensätze des 13. Jahrhunderts gegen Ende des 15.; aber dabei waltete ein Unterschied von welthistorischer Bedeutung ob. Der päpstliche Stuhl, der einst die Anjou berufen, nahm nach einigem Schwanken gegen Karl VIII. Partei. Papst Alexander trat auf die Seite des aragonesischen Königs von Neapel und selbst in die engste Verbindung mit der spanischen Hauptlinie, der Linie des Hauses Aragon.

Da nun Florenz von jeher guelfisch gesinnt und auf der Seite der Franzosen gewesen war und auch jetzt diese Gesinnung festhielt, so war das Verhalten Pieros, der sich mit den Aragonesen und dem Papst verbündete, von Anfang an mißliebig in der Stadt.

Als einen Fehler Pieros könnte man es wohl an sich nicht betrachten, daß er mit dem aragonesischen Hause und dem Papste im Bunde blieb; denn es gereichte zur Behauptung der Unabhängigkeit Italiens von einer fremden Macht. Sehr zu bezweifeln aber

ist es, ob der umsichtige Lorenzo so ganz das dynastische Interesse des Königs von Neapel zu dem seinen gemacht hätte, wie Piero, da es sich gegen Mailand richtete, mit welchem verbunden zu sein für Florenz nicht minder wichtig war, als mit den beiden anderen Staaten. Die Anstrengungen der Neapolitaner waren, wie berührt, gegen Ludwig den Mohren gerichtet, der seinen besser berechtigten Neffen, der ein Schwiegersohn des Königs Alfonso von Neapel war, von der höchsten Gewalt in Mailand ausschloß. König Alfonso war dabei in seinem Recht; allein hätte er gesiegt, so würde er das Haus Sforza sich unterwürfig gemacht und dadurch das Gleichgewicht der italienischen Staaten, auf dem alles beruhte, zersprengt haben. Als Oberhaupt der florentinischen Republik hatte Piero keinen Anlaß, Ludwig den Mohren aus Mailand zu verjagen. Dieses Vorhaben aber gab den unmittelbarsten Anlaß zur Herüberkunft des Königs Karl, worin Lodovico seine Rettung sah. Und auf der Stelle zeigte sich das Übergewicht dieser Kombination. Der kecken Verschlagenheit Lodovicos, der den Augenblick benutzte, um Genua seiner Oberhoheit zu unterwerfen und in Mailand selbst, da sein Neffe soeben starb, das Herzogtum in Besitz zu nehmen, auf der einen Seite, auf der anderen dem Unternehmungsgeiste der Franzosen, ihrem noch von ritterlichen Antrieben durchdrungenen, aber zugleich militärisch im Sinne der Zeit geschulten Heere, waren die verbündeten Italiener, die unter ihren kleinen Fehdschaften eigentlich vergessen

hatten, was ein wirklicher Krieg bedeute, zu widerstehen unfähig. Indem nun die neapolitanischen Streitkräfte von dem oberen Italien zurückwichen, geriet Piero in die größte Verlegenheit. Bei den erwähnten Unterhandlungen mit den Florentinern hatten die Franzosen zweierlei gefordert, einmal freien Durchzug durch das florentinische Gebiet und Lieferung von Lebensmitteln, sodann aber auch ein Anlehen. Beides war abgelehnt worden; das erste im Namen der Republik auf den Grund, daß ihre geographische Lage ihr zur Pflicht mache, nach allen Seiten Rücksicht zu nehmen; das zweite durch den Faktor des mediceischen Bankhauses in Lyon, obwohl demselben sehr annehmbare Bedingungen dafür vorgeschlagen worden waren. Man bemerkte in Frankreich, daß daran niemand anders als Piero Medici selbst schuld sein könne, dessen Verständnis mit Alfonso man wohl kannte, und zeigte sich darüber nicht wenig entrüstet. Doch hat man, und zwar durch den geschäftskundigen und zuverlässigen Comines in Florenz erklären lassen, noch könne alles einen guten Ausgang nehmen, wenn die Stadt auf die Seite des Königs trete; wofern Piero Medici das vermittele, so werde er bei König Karl in größere Gnade kommen, als in welcher sein Vater jemals beim verstorbenen König gewesen sei. So hatte auch Piero immer gemeint, daß es ihm bei eintretender Gefahr freistehen werde, sich mit den Franzosen zu verständigen. Als nun die Angelegenheiten eine für das florentinische Gebiet be-

drohliche Wendung nahmen, begab sich Piero nach Pietrasanta, um persönlich mit dem König zu verhandeln. Noch hegte er sogar die Hoffnung, auch für Alfonso von Neapel etwas ausrichten zu können, gestützt auf die Wichtigkeit der florentinischen Plätze, namentlich Sarzanas und der Bergfeste Sarzanella, die dem König im Wege standen. Jener Faktor von Lyon, der eben von Alfonso kam, wurde beauftragt, in dessen Namen den Franzosen eine sehr ansehnliche Geldsumme, zahlbar in den nächsten Jahren, anzubieten. Indem Piero sich dem französischen Hauptquartier näherte, versicherte er nochmals Alfonso seiner unverbrüchlichen Treue; zugleich war er nicht ohne Besorgnis, daß ihm von den Franzosen persönliches Ungemach bevorstehe; er meinte, sich gleichsam zu opfern, wenn er sich in den Bereich ihrer militärischen Übermacht begebe; ihm schwebte das Beispiel seines Vaters vor Augen, der einst bei den Feinden selbst seine Rettung gesucht hatte. Seine ersten Vorschläge, die sich auf den König von Neapel bezogen, wurden zurückgewiesen; wie hätten die Franzosen darauf eingehen sollen, da die italienischen Fürstentümer und Kommunen nur darauf dachten, Verträge zu ihren Gunsten mit ihnen zu schließen. Mailands und Genuas waren sie sicher; jetzt trafen auch Lucca und Siena ein Abkommen mit ihnen; sogar ein päpstlicher Gesandter erschien insgeheim im Feldlager. Man wollte wissen, Alexander VI. habe dem König angetragen, ihm nach Siena, selbst nach Florenz entgegenzukommen.

Bei dieser Wendung der Dinge wich Piero aus seiner bisherigen politischen Stellung. In Pietrasanta suchten ihn einige Herren aus der Umgebung König Karls VIII. auf, um ihn aufmerksam zu machen, daß die französische Armee, ohne sich bei Sarzana aufzuhalten, nach Pisa und dann nach Florenz vorrücken könne. Ihren hierauf begründeten Anträgen setzte Piero keinen festen Widerstand entgegen. Er bewilligte den französischen Bevollmächtigten zuerst die Überlieferung von Sarzana; als sie weiter in ihn drangen, auch von Pietrasanta und den Festen von Pisa und Livorno; sie waren selbst erstaunt, wie leicht er auf ihre Forderungen einging und spotteten seiner Feigheit. Nicht aber allein aus Furcht vor den Franzosen verlor Piero seine Haltung; die Sache war, daß er in der Republik, der er als Oberhaupt vorstand, den Boden unter seinen Füßen schwanken fühlte.

Wie ganz anders waren die Dinge gegangen, als er und seine Ratgeber gemeint hatten. Bibbiena, der alles regierte, hatte einst auf der Treppe des Palastes ausgerufen, indem er seine rechte Hand erhob: „Diese Finger regieren ganz Italien." Um so mehr wendete sich, als man eben infolge der Teilnahme an den italienischen Angelegenheiten in eine Krisis geriet, die öffentliche Meinung gegen ihn und gegen Piero. Nicht wenig trug dazu die jüngere Linie des Hauses bei, die auf ihren Landsitz verwiesen worden, aber dort die florentinische Jugend um sich sammelte. Die ganze Opposition regte sich, deren Ursprung wir bemerkten.

Schon hatte Piero die bittere Erfahrung gemacht, daß die reichsten und angesehensten Bürger die Geldunterstützung, deren er unbedingt bedurfte, zu gewähren ablehnten. Diese Stimmung der Florentiner, die jeden Augenblick stärker hervortrat, konnte nun nicht anders, als Piero, der sich gleichsam von zwei verschiedenen Feindseligkeiten bedroht sah, zu jener Nachgiebigkeit gegen die Franzosen geneigt machen; er mußte wünschen, sich ein gutes Verhältnis zu dem König von Frankreich zu sichern; dann durfte er um so mehr hoffen, sich an der Spitze der Republik, die ja französisch gesinnt war, zu behaupten; allein die Folge war eine entgegengesetzte. Bei den ersten Nachrichten, welche Piero aus Pietrasanta nach Florenz gelangen ließ, schickte die Republik eine Gesandtschaft von sieben Männern ab, unter denen wir Francesko Valori finden, eigentlich mit dem Auftrag, Piero zu unterstützen und König Karl einzuladen, nach Florenz zu kommen. Daß nun aber Piero auf seine eigene Hand jene Zugeständnisse machte, rief eine allgemeine feindselige Aufregung gegen ihn hervor. Jene namenlose und nicht definierte Gewalt, die in seinen Händen war, schritt hierbei aus ihren bisherigen Schranken heraus: Piero Medici schien sich als Herr und Fürst der Stadt zu betrachten; die Befehlshaber der Kastelle säumten in der Tat nicht, seinen Weisungen zu gehorchen. Man beklagte sich ohnehin über die Hartnäckigkeit, mit welcher er an dem König von Neapel festgehalten, und über den verzweifelten Entschluß, den

er dann gefaßt habe, sich in die Arme des Königs von Frankreich zu werfen; hätte er wenigstens die Vermittelung des Herzogs von Mailand nachgesucht, so würde er bessere Bedingungen von dem König erhalten haben. Man machte ihm ein Verbrechen daraus, daß er die Festungen eigenmächtig aufgegeben, und da man hörte, er habe dem König auch eine große Geldsumme versprochen, so erklärte man es gleichsam für eine Ehrensache, nichts von alledem zu leisten, was er zugesagt haben möge. Wie wenig nützen doch auch die wohlbedachtesten Vorkehrungen in Augenblicken der Krisis! Gerade in dem Rat der Siebzig, durch welchen Lorenzo die Autorität seines Hauses auf immer zu begründen gemeint hatte, erhob sich die Bewegung gegen dieselbe, obwohl nur langsam und zaghaft. Man wagte kaum auszusprechen, was man sagen wollte; ein Vater entschuldigte, was sein Sohn gesagt hatte, mit dessen Jugend und Unerfahrenheit. Der größere Teil des Stato und mit ihm die Signoria, welche nominell die höchste Staatsgewalt repräsentierte, wandten sich von Piero ab. Man beschloß nunmehr, eine Gesandtschaft von seiten der Stadt an den König zu senden, bei der jedoch nicht alle unter den Medici eingeführten Formen beobachtet worden sind, dieselbe, an welcher auch der Dominikaner Savonarola Anteil genommen hat. In diesem Beschluß liegt nun die große Wendung der Dinge. Von tiefer Politik war hiebei nicht die Rede; diese Gesandtschaft hatte die Instruktion, die von Piero angenommenen Bedingungen mög-

lichst zu mildern und vor allem die Stadt vor jedem Kriegstumult zu sichern, da sie sich unter die Protektion des Königs begeben werde. Die florentinischen Behörden wetteiferten mit Piero in Hingebung für den König von Frankreich, dem dadurch der Weg weiter geöffnet wurde; ihre Absicht war, die Eigenmacht Pieros zu brechen. Wir werden ausdrücklich versichert, der Sinn der mächtigen Bürger, die dies geschehen ließen, sei nicht gewesen, Piero zu vernichten, sondern nur ihm zu zeigen, daß er mehr Rücksicht auf seine Mitbürger nehmen müsse. Aber zugleich erwachte eine allgemeine Unzufriedenheit; man sprach davon, daß die Sache nicht gehen könne wie bisher, und die Stadt wieder zu ihrer alten Freiheit gelangen müsse. Es wurden Zusammenkünfte in diesem Sinne gehalten und Verständnisse zustande gebracht.

Am 8. November kam nun Piero nach Florenz zurück, eigentlich in der Absicht, sein Verfahren zu rechtfertigen, so daß er sich mit Hilfe seiner Freunde behaupten zu können glaubte. Allein er mußte erleben, daß er nur von wenigen begrüßt wurde, und zwar nur von den allervertrautesten. Aus den untersten Ständen fanden sich eine Menge von Leuten ein, denen man Brot austeilte oder auch Konfekt zuwarf. Piero geriet doch über die Kälte, mit der er empfangen wurde, in Besorgnis. Den Tag darauf machte er den Versuch, die Autorität, die ihm bisher zugestanden, bei der Signoria faktisch in Geltung zu bringen. Er war, als er sich zuerst in die Kirche, dann nach dem Palast

begab, nach der Weise seines Vaters von seiner Dienerschaft und einer kleinen Schar von Bewaffneten umgeben; aber er fand die Signoren mit ihrem Frühmahl beschäftigt und einige von seinen Freunden unter den Signoren rieten ihm, nach Hause zu gehen, selbst zu speisen und hernach wiederzukommen. Noch war nichts vorbereitet. Den Verzug benutzten die übrigen Signoren, Gegner Pieros, um ihre Gesinnungsgenossen aus dem Collegio zu veranlassen, in dem Palast zu erscheinen. Die Vesper läutete soeben, als Piero wiederkam. Er stieg die Stufen des Palastes hinan und klopfte an dem Tor. Hierauf öffnete sich eine Nebentür; eine Stimme rief, wer da klopfe. Es war Jacopo di Tanai de' Nerli, der zu dem Collegio gehörte. „Mach auf," sagte Piero. Nerli antwortete: „Nur dann, wenn du allein eintreten willst." Piero wurde der Lage inne, in der er sich befand; durch seine Gebärden gab er zu erkennen, daß er sich rächen wolle. Aber ein alter Cancelliere seines Vaters, der ihn begleitete, riet ihm, nach Hause zu gehen, d. h. in diesem Moment nichts zu versuchen. Indem Piero sich entfernte, wurde es lebhaft auf der Piazza. Luca Corsini, einer der vornehmsten Gegner Pieros, trat an das Fenster des Palastes und rief das Wort „Popolo" aus. Unter diesem Rufe hatte man sich einst für das Haus Medici erhoben; nach sechzig Jahren fiel man unter demselben von dem Hause Medici ab. Die beiden, welche hier an die Spitze traten, Nerli und Corsini, waren junge Leute, bisher ohne Kredit, sowie ohne ge-

setzliche Autorität; sie galten eher für leichtfertig, aber sie übten jetzt im Einverständnis mit der Mehrzahl der Signoren eine überwältigende Einwirkung aus.

In dem entstehenden Tumult nahm das bewaffnete Gefolge Pieros denselben in die Mitte und brachte ihn auf einem Umweg nach seinem Hause. Dieser hätte nun erwartet, seine Freunde würden sich mit den Waffen bei ihm einfinden, um den Abtrünnigen entgegenzutreten. Allein in allem stellten sich kaum zwanzig aus der wirklichen Bürgerschaft ein; das gemeine Volk allerdings zahlreich, aber doch mehr, um sich etwas zugute zu tun, als um zu kämpfen. Von den Bürgern, die sich bewaffnen konnten und bewaffneten, gingen die meisten nach dem Palast. Eine allgemeine Bewegung war es nicht; viele blieben zu Hause, um zu sehen, wo das alles hinauswolle. Aber zunächst hatten doch die Gegner der Medici das Übergewicht. Kardinal Giovanni stieg zu Pferd, selbst ohne Waffen, aber von Bewaffneten begleitet, um womöglich die Sache beizulegen. Allein schon rief die große Glocke das Volk zu den Waffen. Dem Kardinal begegneten einige junge Leute von Adel, um ihn zu warnen, nicht weiterzugehen. Der Kardinal, von dessen Leuten einige verwundet worden, sah wohl, daß er nichts ausrichten werde und fürchtete, auch seine kirchliche Würde möchte ihn nicht schützen. Als er nach Hause kam, sprach er zuerst das Wort aus, daß alles verloren sei. Piero scheint dennoch eine Gegenwirkung beabsichtigt

zu haben; er sammelte bewaffnete Leute um sich und stieg selbst zu Pferde. Aber indem hörte er, daß die Signoria einen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe, was nach einem der besten Gewährsmänner damals eigentlich doch noch nicht der Fall war, sondern bloß ausgebreitet wurde. Von allen Seiten her erscholl das Geschrei „Popolo, Freiheit, nieder mit Piero." Er ritt mit seinem jüngsten Bruder Giuliano nach der Porta San Gallo, hatte aber nur wenige Leute um sich, als Paolo Orsini mit einer ansehnlichen Reiterei erschien, der sich jedoch erinnerte, daß er nicht in Diensten Pieros, sondern der Condottiere der Stadt und der Republik Florenz sei. Vor einem unmittelbaren Einschreiten mit bewaffneter Macht scheute er zurück; er riet vielmehr Piero an, sich mit ihm zu entfernen.

Die Strömung der Geister, die sich in ähnlichen Momenten unwillkürlich und unwiderstehlich erhebt, war jetzt gegen die Medici. Die Idee der Republik lähmte die Kräfte, auf die sich Piero noch zu stützen meinte. In der Stadt brauste die tumultuarische Aufregung, die mit der Erschütterung der Regierungsgewalten verknüpft zu sein pflegt; die Häuser der vornehmsten Anhänger und Werkzeuge Pieros, namentlich des Antonio di Miniato, der alle Geldangelegenheiten, und Bibbienas, der alle Staatsgeschäfte verwaltet hatte, wurden geplündert; ebenso Haus und Gärten des Kardinals, der noch Mittel fand, zu entkommen, und der Palast Pieros selbst. Den beiden Damen des Hauses,

der Schwiegermutter und der Frau Pieros, wurden ihre Ringe vom Finger gezogen; sie wurden weinend in ein Kloster abgeführt. Die Signoria stellte einige Sindachi und Uffiziali di Rebelli auf; aber ehe diese tätig waren, war der Palast der Medici schon geplündert; die besten Kostbarkeiten waren weggeführt, so daß der Verkauf des übrigen kaum so viel eintrug, um die Gläubiger zu befriedigen.

So war Piero Medici mit seinen Brüdern verjagt; man erklärte sie für Rebellen und verbannte sie nun wirklich. Die Autorität, welche Cosimo der Alte und Lorenzo, eigentlich doch in Übereinstimmung mit den in jenen Momenten, die wir erwähnten, überwiegenden Gesinnungen der Bevölkerung gegründet hatten, erschien jetzt, da sie in einer derselben widerstrebenden Richtung ausgeübt wurde, als eine unerträgliche Tyrannei. Alle ihre Verdienste um die Stadt waren vergessen; man gedachte nur der Unzuträglichkeiten der letzten Regierung, der sich die Idee der republikanischen Freiheit, plötzlich erwachend, stürmisch entgegensetzte. Und unverzüglich ging man nun in der Stadt daran, sich ohne die Medici oder vielmehr im Gegensatze zu ihnen einzurichten. Die Stimmung des Tages ergibt sich aus der Eröffnung, welche die Signoria dem ferraresischen Gesandten machte; sie wünscht sich Glück dazu, daß sie der Knechtschaft, durch welche sie erstickt worden, ein Ende gemacht habe; auch dem Herzog Ercole wünscht sie Glück dazu, denn er werde sich der Freundschaft der Florentiner fortan bei weitem

mehr erfreuen können, als es unter den Tyrannen der Fall gewesen sei. Der Herzog von Ferrara kam dieser Eröffnung auf halbem Wege entgegen; er erklärte, daß die Stadt volles Vertrauen zu ihm haben könne; er werde sich selbst und alles, was er besitze, auch seine Kinder, ihrem Dienst aufopfern. Denn zwischen Ferrara und Florenz herrschte eine gemeinschaftliche Antipathie gegen das Papsttum, die sich jetzt zugleich wiederherstellte.

Um nun aber eine haltbare Ordnung einzurichten, wurde eine allgemeine Versammlung berufen; sie bestand aus allen denen, welche seit einer Reihe von Jahren in den obersten Stellen gesessen, also doch wieder der Partei angehörten, die bisher vorgewaltet hatte. Die vornehmste Angelegenheit der Beratung war, wie man sich gegen den König von Frankreich, dessen Einzug bevorstand, zu verhalten habe. Der Rat dieses Consiglio war, eine Gesandtschaft an den König zu schicken, um seine Forderungen zu erkunden; dann aber zwanzig erfahrene Männer zu wählen, um die Antwort zu überlegen und darüber an die Signoria und das Volk zu referieren. Dies geschah am 15. November. Am 17. zog König Karl VIII. in Florenz ein; er wurde mit allen erdenklichen Ehrenbezeugungen empfangen. Aber von der Animosität gegen Piero, die man bei ihm voraussetzte, war doch in der Tat nichts wahrzunehmen, wie er es denn der plötzlichen Sinnesänderung Pieros zu danken hatte, daß er in Toskana keinen Widerstand fand. Und in der Stadt

befanden sich noch die Damen des Hauses Medici, deren Bildung, Verstand und Unglück auf die Umgebung des Königs einen günstigen Eindruck hervorbrachte, welcher durch die Anhänger des Hauses, die zurückgeblieben waren, verstärkt wurde. Der König ließ den Abgeordneten der Stadt zu erkennen geben, daß er die Rückkehr Pieros wünsche, damit sich derselbe rechtfertigen könne, um alsdann mit den anderen Bürgern als ihresgleichen zu leben; er, der König, sei gekommen, um allen Zwistigkeiten ein Ende zu machen. Aber in der Bürgerschaft erweckte diese Absicht die größte Aufregung; man bezweifelte nicht, daß sich Piero Medici, wenn er zurückgekommen sei, der höchsten Gewalt wieder bemächtigen und sich dann an seinen Feinden rächen werde. Da das Volk die Waffen unter der Voraussetzung, hierin mit den Franzosen einverstanden zu sein und unter ihrem Schutz zu stehen, gegen Piero ergriffen hatte, so sah es fast eine Beleidigung darin, daß der König sich auf dessen Seite neige, der doch gegen ihn gewesen sei. Gleichwohl war die Signoria, als ihr die Anmutung des Königs bekannt wurde, nicht einmütig dagegen; sie bestand, wie angedeutet, aus zwei Parteien, von denen die eine entschieden gegen Piero aufgetreten war, die andere aber sich von der Sache desselben noch nicht losgesagt hatte; der einen gehörten fünf, der anderen vier Mitglieder an. Als nun in der Signoria über die dem König zu gebende Rückantwort beraten werden sollte, erschienen die letzteren sehr kühl, was aber nur dazu diente, die übrigen

um so eifriger zu machen. Diese hielten für ratsam, die Mitglieder des Collegio und andere Bürger, die ihrer Meinung waren, zu berufen, die dann auch unverzüglich herbeikamen. Man versammelte sich in dem oberen Saale des Palastes und ließ nun die Signoren, die in der Minderzahl waren, wissen, wenn sie verweigerten, mit den übrigen sich zu dem, was man ein gutes Leben, eine gute Verfassung nannte, zu vereinigen, so werde man ihnen anders begegnen, als mit bloßen Worten. Die dissentierenden Mitglieder erklärten alsdann, sie würden mit dem zufrieden sein, was das Volk für das beste halte. Hierauf wurde nun von der Mehrheit der Signoria unverzüglich ein Consiglio dei Richiesti, wie man es nannte, berufen, wieder eine Art von Notabelnversammlung, wie sie schon in früheren Zeiten zuweilen nach dem Muster der venezianischen Pregadi stattgehabt hatte. Die so verstärkte Signoria nun begab sich nach dem unteren Saale, wo sich eine Bürgerversammlung eingefunden hatte, um mit ihr Rat zu pflegen, was man tun solle. Der Gonfaloniere Scarfa, der sich zu den Gegnern Pieros geschlagen, hielt ihnen Vortrag über die Gefahr, in der man sich befinde; denn wenn man dem König die Rückkehr Pieros, um sich zu rechtfertigen, verweigere, so würde es scheinen, als habe man keine gültigen Gründe gegen denselben; er möchte Unwillen wider die Stadt schöpfen; wenn man ihm aber nachgebe, so könne es zu einem Blutvergießen und zum Ruin der Stadt kommen. Der Eindruck, den er mit diesen Wor-

ten machte, war um so größer, da sich das Gerücht verbreitete und allgemein Glauben fand, Piero stehe schon vor den Toren und werde sogleich zurückkehren. Da brach sich nun die Meinung Bahn, daß man dies unter keinen Umständen zulassen dürfe. In diesem Sinne sprach sich zuerst jener Bischof von Volterra, aus dem Hause Soderini, aus; er scheint den Ton angeschlagen zu haben, der dann der herrschende blieb. Der Beschluß der Versammelten war, daß man lieber mit den Waffen in der Hand untergehen, als die Rückkehr des Tyrannen genehmigen solle; er wurde den Signoren mit einer gewissen Feierlichkeit angekündigt, nicht ohne sie zugleich aufzufordern, für die Sicherheit des Palastes zu sorgen. Wenn wir nicht irren, enthält dieser Beschluß das Fundament der republikanischen Freiheit der nächsten Jahre. Die Versammlung, die ihn faßte, bestand aus wenig mehr als 100 Bürgern; aber sie handelte, als wäre sie die gesetzliche Vertreterin der Kommune.

Anfangs blieb der König den Vorstellungen, die ihm gemacht wurden, zum Trotz bei seiner Ansicht; er halte es nicht für ungerecht, daß Piero zurückkomme, um sich zurechtfertigen und alsdann als guter Bürger zu leben. Die Differenz schien sehr ernstlich werden zu wollen. Die Signoria setzte den Palast in Verteidigungsstand und ließ das Volk des Contado zu den Waffen aufmahnen, so daß in kurzem 30 000 Mann hätten aufgestellt werden können. Die angesehensten und reichsten Familien erhielten die Weisung, sich beim

Läuten der Glocke mit bewaffnetem Volke auf der Piazza einzufinden. Noch schien in der Tat alles drohend und zweifelhaft. Man wollte wissen, durch die Anhänger des Hauses Medici werde dem König vorgestellt, daß er, wenn Piero zurückkehre, ebensosehr Meister der Stadt sein würde, wie dieser selbst; von den Bürgern habe er dagegen zu fürchten, daß sie ihm bei der ersten Gelegenheit den Rücken zukehren würden. Man erwartete, der König werde einen Präsidenten in Florenz aufstellen, um in seinem Namen die höchste Gewalt in die Hand zu nehmen. Die Florentiner waren empört darüber, daß sie Vasallen werden sollten. Um der Gewalt, die sie umfaßte, zu entgehen, mußten sie, wie Machiavell sagte, Herz haben und Verstand. Die Gefahr, in der man sich befand, und der Beschluß, sie zu bestehen, drückt sich in den Worten aus, welche einer alten und sehr verbreiteten Tradition nach Capponi ausgesprochen haben soll: sie mögen in ihre Trompeten stoßen, wir wollen an unsere Glocken schlagen. Aber ganz auf ihre Kräfte haben sich die Florentiner doch nicht verlassen. Wir erfahren, daß sie ein Mitglied der vornehmsten Familien, Bernardo Rucellai, an den Herzog Lodovico in Mailand gesendet haben, um ihn zu befragen, ob es seine Meinung sei, daß Florenz seine Freiheit verliere. Lodovicos Ansicht konnte das nicht sein; denn Piero de' Medici hatte sich immer als sein persönlicher Feind gezeigt. Rucellai sagte ihm, wenn er es verlange, würden sie nachgeben; wo nicht, als brave Männer

sich zur Wehr setzen. Lodovico munterte sie auf, sich nicht unterjochen zu lassen und versprach ihnen, sein Kriegsvolk, das in der Romagna stehe, anzuweisen, den Befehlen der Signoria zu gehorchen. Auch die venezianischen Gesandten, die sich bei dem König befanden, versicherten die Florentiner, sie könnten, wenn die Sache zum Äußersten komme, auf die Teilnahme von Venedig rechnen, so daß schon in diesem Augenblick die Opposition gegen die Franzosen angebahnt worden ist, die später die Befestigung ihrer Herrschaft verhindert hat. Denn nicht mit der Länge der Zeit pflegen sich die Dinge neu zu gestalten; alles entspringt in den Momenten großer Krisen. Und da nun den Franzosen selbst der Aufenthalt des Königs in Florenz zu lange dauerte, — denn sie fürchteten, sie würden darüber Zeit und Gelegenheit, ihr Unternehmen gegen Neapel zu vollziehen, verlieren, — so wurde der König zu dem Entschluß vermocht, die Zurückführung Pieros, die nicht ohne einen Kampf innerhalb der Mauern hätte geschehen können, aufzugeben und einen Vertrag mit den Florentinern zu schließen, kraft dessen auch diese ihm die festen Plätze überließen, die schon Piero zugestanden hatte; der König aber einwilligte, daß binnen vier Monaten von der Sache Piero Medicis nicht wieder die Rede sein solle. Der König gab dieselbe damit keineswegs auf; die Florentiner versprachen ihm, den auf den Tod oder die Gefangennehmung Pieros gesetzten Preis zu widerrufen; ebenfalls keine von den Strafen eintreten

zu lassen, die ihrem Statut gemäß den für Rebellen Erklärten auferlegt wurden, sondern sich einfach mit der Relegation Pieros zu begnügen, mit welcher eine Konfiskation der Güter nicht verbunden sei. Die Aufhebung dieser Relegation war es, worauf der König binnen vier Monaten nicht anzutragen versprach; sollte es dann doch geschehen, so müsse die Sache in dem gewohnten Wege der florentinischen Beratschlagungen durchgeführt werden. Auf die Erhaltung der Güter des Hauses Medici, eingeschlossen auch den Ertrag der Benefizien des Kardinals, wurde mit einer gewissen Sorgfalt Bedacht genommen und der Gemahlin Pieros der Aufenthalt in der Stadt vorbehalten.

Noch eine andere nicht viel minder wichtige Angelegenheit schwebte zwischen Karl VIII. und den Florentinern. An demselben Tage, fast in denselben Stunden, in welchen die Staatsveränderung in Florenz eintrat, war eine andere in Pisa unter den Augen des Königs und mit dessen Bewilligung erfolgt. Als die Franzosen infolge des mit Piero geschlossenen Vertrages in Pisa einrückten, war ursprünglich ihre Meinung, die bisherige Unterwürfigkeit dieser Stadt unter die Florentiner aufrechtzuhalten. Dasselbe Wort aber, welches damals in Florenz erscholl, das Wort Freiheit, erhob sich in diesem Augenblick auch in Pisa, jedoch in einem ganz anderen Sinne; die Pisaner ergriffen den günstigen Augenblick, als der florentinische Staat schwankte, um sich von dieser Unterordnung zu be-

freien; sie fanden die Teilnahme des französischen Hofes. Mitglieder derselben Häuser, welche sich in Florenz zur Verjagung Pieros vereinigt hatten, Nerli, Capponi, Corsini, mußten vor den Gewalttätigkeiten der Pisaner sich nach einem florentinischen Bankhaus flüchten; nur dem Schutze der Franzosen verdankten sie ihre Rettung und die Möglichkeit der Flucht. Den Florentinern aber schien es unerträglich, Pisa auf immer zu entbehren; sie erlangten jetzt wirklich vom König das Versprechen, ihnen die Herrschaft über Pisa zurückzugeben. Überhaupt wurde zwischen dem König und den Florentinern die engste Verbindung geschlossen; in kommerzieller Beziehung sollen sie in den gegenwärtigen und künftigen Besitzungen des Königs so behandelt werden, als wenn sie Franzosen wären. Den glücklichen Erfolg des Unternehmens von Neapel setzte man nicht unbedingt voraus: es wird sogar des Falles gedacht, daß der König, um es durchzuführen, noch einmal nach Frankreich zurückgehen müsse. Unter allen Umständen aber sollen die Florentiner seine Bundesgenossen sein, Freunde seiner Freunde, Feinde seiner Feinde. In überschwänglichen Ausdrücken erscheint Karl VIII. in der Urkunde des Friedens als Vater des Vaterlandes, Beschützer der Freiheit, Verjager des Tyrannen; seine Superiorität wird darin in jedem Worte festgehalten.

So viel war doch erreicht, daß die Stadt, als der König Florenz verließ, was am 28. November geschah, von Piero Medici nichts zu fürchten hatte. Man

konnte nun daran denken, eine neue Verfassung, dem gegenwärtigen Zustand gemäß, bei der ersten Gelegenheit einzuführen. Als die leitenden Männer werden folgende fünf genannt: Tanai de' Nerli, Piero Capponi, Francesko Valori, Lorenzo di Pierfrancesko de' Medici, Bernardo Rucellai. Abermals wurde ein Rat der Richiesti versammelt und der Beschluß gefaßt, ein Parlament zu berufen, um eine neue Organisation ins Werk zu setzen. Mit dem Namen Parlament bezeichnet man eine Versammlung nicht allein der Bürger, sondern aller Einwohner, die allezeit sehr tumultuarisch ausfiel; sie war schon immer das Mittel gewesen, um der zur Herrschaft gelangten Partei zu scheinbarer Legalisierung der ihr erforderlich erscheinenden Maßregeln zu dienen. Die Idee der Republik sprach sich in dem Parlament aus, zugleich aber ihre Untertänigkeit unter einer faktischen Gewalt. Für die Einrichtung und Besetzung der Ämter wollte man es nicht auf die alten Wahlbeutel ankommen lassen, weil dann leicht Ernennungen zugunsten des verjagten Piero erfolgen könnten. Man meinte, das sei der Fehler Albizzis im Jahre 1433 gewesen, welcher Cosimo dem Alten die Rückkunft so leicht gemacht habe. Aber auch auf den Rat der Siebzig konnte man nicht zurückkommen, weil er recht eigentlich zu dem Fundament der mediceischen Herrschaft bestimmt gewesen war; man beschloß vielmehr, denselben geradezu aufzuheben, sowie auch die Otto di Pratica, die ebenfalls den Medici als gefügiges Werkzeug gedient hatten und deren Vor=

rechte schon bei jener zweiten Sendung der Gesandten unbeachtet geblieben waren. Man beschloß ferner, 20 Akkoppiatoren zu ernennen, welche auf ein Jahr lang das Recht haben sollten, die Signoria zu erwählen.

Am 2. Dezember wurde nun das Parlament gehalten. Die städtischen Gonfalonieren zogen mit ihren Gonfalonen auf; an der Pforte des Palastes stand bewaffnetes Volk. Alle Zugänge der Piazza waren besetzt. In Gegenwart der Signoria wurden dann die Artikel der neuen Reform verlesen und von der Menge, die nicht eben immer alles verstand, mit lautem Zuruf genehmigt, namentlich die Ernennung der Akkoppiatoren mit den erwähnten Befugnissen, die Ernennung von Zehn, um den Krieg gegen Pisa zu führen, und eine Erleichterung in der Zahlung der Abgaben. Den anderen Tag schritten die Signoren zu der Wahl der Akkoppiatoren, die denn alle den vornehmen Geschlechtern, durch welche die Revolution eingeleitet und vollzogen worden war, angehörten. Die nämlichen Mittel, die Cosimo und Lorenzo angewendet, um ihre Macht zu begründen, dienten nun ihren Gegnern, ihre Nachkommen entfernt zu halten. Man traf besondere Bestimmungen, daß ein Mitglied der jüngeren Linie der Medici und auch der Gonfaloniere Scarfa unter die Akkoppiatoren aufgenommen werden konnten. So schien alles auf eine Weise angeordnet, bei der die vornehmen Geschlechter des alten Stato ohne ihr Oberhaupt die Leitung der Angelegenheiten in ihre Hände

bekommen haben würden. Was man hatte kommen sehen, trat nun ganz offenbar zutage. Die Absicht der vornehmen Geschlechter war es, die Gewalt mit Ausschluß Pieros in ihrer eigenen Hand zu konzentrieren; sie hatten ein aristokratisches Regiment im Sinne, nach dem Muster von Venedig. Einer der Chronisten der Zeit, Cerretani, bemerkt, jede Regierung beruhe auf Reputation; es sei leicht, sie zu erschüttern, aber schwer, sie wiederherzustellen. Die Veränderung war keineswegs allein durch die Geschlechter, die man jetzt die Primaten nannte, geschehen; sie hatten das Volk zu Hilfe rufen müssen, wobei die Herstellung der Freiheit nicht allein angekündigt, sondern mit einer gewissen Feierlichkeit proklamiert worden war. In dem Volke aber zeigte sich Erstaunen, daß dann doch alles beim alten bleiben solle, ganz gegen die Erwartung, die man gehegt hatte. Die an Piero festhaltende Partei nicht allein, sondern auch die Geschlechter, welche aus dem ihnen 1434 auferlegten Exil zurückgekommen waren, erhielten die Gemüter in Gärung. Man bemerkte, daß die getroffenen Wahlen und Amtsernennungen häufig auf unwürdige und unfähige Leute fielen. Und dazu kam, daß zwischen den Primaten doch keine Einigkeit herrschte. Die beiden vorwaltenden Oberhäupter, Piero Capponi und Francesko Valori, bildeten verschiedene Faktionen, durch deren Eifersucht es geschah, daß Männer von Bedeutung wie Paolantonio Soderini ausgeschlossen wurden. Es war das allgemeine Gefühl, daß dieser Zustand nicht haltbar

sei; das Volk erinnerte sich seiner republikanischen Ansprüche und Rechte.

In diesem Widerstreit der angeregten Idee und des faktischen Zustandes richtete jedermann sein Augenmerk auf den Mann des Volkes, der eben in den letzten Unruhen zu großem Ansehen gelangt war, den Dominikanerbruder Hieronymus Savonarola in S. Marco.

Drittes Kapitel.

Sinnesweise Savonarolas.

Wenn man die Mächte des inneren Lebens erwägt, welche in dieser Epoche aufeinander wirkten, so repräsentiert das Haus Medici die Richtung einer universalen Kultur, die auf dem Wege der eben erneuerten Studien des klassischen Altertums die geistige Welt umzubilden im Begriff war. Die Kunst, die sich eben von dem herkömmlichen Typus entfernte, um das allgemein Menschliche zu fassen; die Poesie, welche, indem sie die alten Stoffe behandelte, sich doch zugleich in einen Gegensatz zu denselben warf; die Philosophie, die das Christentum mit dem Platonismus zu vereinigen suchte, — alles beruht auf dem nämlichen Moment der Autonomie des Geistes, die sich der christlichen Religion und Kirche nicht zwar entgegensetzt, aber, an ihr festhaltend, aus den Regionen der Scholastik zu entkommen und an Stelle derselben eine freiere, den eingeborenen Ideen des menschlichen Geistes homogene Auffassung zu setzen strebt. Das Geheimnis wird nicht geradezu abgeleugnet; die ganze Äußerlichkeit der Kirche wird aufrechterhalten; aber man verbindet das mit Gedanken, die doch einen ganz andern Ursprung haben. Zu allgemeiner Herrschaft waren jedoch diese Tendenzen nicht gekommen,

noch auch geeignet, eine solche zu erlangen. Das Volk kann des vollen religiösen Glaubens nie entbehren; es hat ein unmittelbares Bedürfnis desselben für sein Tun und Lassen, sowie für sein persönliches Bewußtsein. Ebendies Bedürfnis aber hatte damals in Florenz eine eigentümliche Befriedigung und einen Interpreten gefunden. Indem die Freunde der Medici in Carreggi platonische Symposien feierten, in welchem sie über die zwiefache Aphrodite philosophierten und den wahren Eros sogar an das Christentum anzuknüpfen versuchten, predigte in San Marco der Dominikanerbruder Hieronymus Savonarola gegen jede Einmischung der Philosophie in die christliche Lehre, gegen alle die Abweichungen, welche das Treiben des Tages in Florenz mit sich brachte, von der strengen Moral und dem echten christlichen Leben. Das ist das Geheimnis der Religion, das unaufhörlich frisch entspringt und die Gemüter durch eine denselben eingeborene Sympathie mit sich fortreißt.

Hieronymus Savonarola war im Jahre 1452 in Ferrara geboren, welches damals an Lebensfülle und Glanz mit Florenz wetteiferte. Ein junges Leben aber entwickelt sich niemals an und für sich; es hängt mit den öffentlichen Angelegenheiten mehr zusammen, als man glaubt. Wenn man den Eindrücken nachforscht, die Savonarola in seiner Jugend erhalten haben mag, so hat bewußt oder unbewußt nichts tiefer auf ihn wirken können, als die auf das festlichste gefeierte Anwesenheit Papst Pius II., als er damit umging, die

Christenheit zu einem Unternehmen gegen die Türken zu vereinigen. Das Mißlingen dieser Absicht muß man besonders in Ferrara tief empfunden haben, dessen damaliger Herzog, ehrgeizig und prächtig wie er war, eine sehr bedeutende Summe zu dem Unternehmen beigesteuert hatte. Daß der Krieg gegen die Ungläubigen zu ihrer Bekehrung unternommen werden müsse, war und blieb eine der vornehmsten Ideen Savonarolas. Er trat, soviel man sieht, aus moralisch-religiösen Gründen, aus Überdruß an den Iniquitäten des weltlichen Lebens, besonders dem Emporkommen der Bösen über die Guten, in den Orden der Dominikaner, in welchem er gar bald, da er sich als ein guter Thomist erwies, zu einem gewissen Ansehen gelangte. Aber im Jahre 1482, also dem dreißigsten seines Alters, erfuhr sein klösterliches Leben in Ferrara eine plötzliche Störung. Ein Krieg der italienischen Staaten untereinander war ausgebrochen, in welchem Ferrara von dem Papst und den Venezianern zugleich bedrängt wurde. Es geschah im Interesse des Girolamo Riario, der von Imola her ein selbständiges Fürstentum in der Romagna aufzurichten trachtete, daß Papst Sixtus IV. sich den Venezianern anschloß. Indem die Venezianer den Po heraufkamen, griffen zwei verschiedene Heere Ferrara an und bedrohten es mit dem Untergang. Nur durch Zureden des florentinischen Gesandten wurde der Herzog Ercole bewogen, den Sturm zu bestehen. Aber die Dominikaner zu Ferrara wollten ihren damals sehr angesehenen Convent degli Angeli

nicht der Plünderung und Verwüstung preisgeben; die Brüder wurden unter die benachbarten Provinzen verteilt. Savonarola wurde nach Florenz in das Kloster San Marco geschickt, eine Stiftung des mediceischen Hauses.

Mit dem politischen Streite verknüpfte sich aber in diesem Moment ein geistlicher; die Florentiner hielten dem Interdikt, das Papst Sixtus IV. über Lorenzo de' Medici ausgesprochen hatte, gegenüber zusammen und ergriffen die Idee einer konziliaren Gegenwirkung gegen das Papsttum. Die sonst so rätselhafte Erscheinung des Erzbischofs von Krain, der sich vermaß, noch einmal ein Konzil in Basel zu eröffnen, bekommt dadurch einiges Licht oder erscheint wenigstens in einem allgemeinen Zusammenhang, wenn man erfährt, daß die Florentiner den König von Frankreich anmahnten, mit anderen Fürsten vereinigt, ein Konzil zur Gegenwehr gegen den Papst zu versammeln. Der Erzbischof schritt zu den heftigsten Anklagen gegen den Papst, den er kannte, und dem er schuld gab, daß er gleichsam den heidnischen Götzendienst an die Stelle der christlichen Religion setze; er lud ihn zu seiner Verantwortung vor ein Konzil und bedrohte ihn sogar mit der Absetzung, wenn er Folge zu leisten verweigere. Das verflog nun alles wirkungslos; aber man darf doch nicht vergessen, daß die Florentiner ihre Abgeordneten bei dem Erzbischof gehabt und die Manifestationen desselben gebilligt haben.

Mit diesen politischen und geistlichen Tendenzen der

Opposition gegen das Papsttum traf nun Savonarola in Florenz zusammen. Eben bei diesem seinem ersten Aufenthalt in Florenz ist es gewesen, daß er eine dem Papsttum entgegengesetzte Richtung ergriff. Bei der Vorbereitung zu einer Predigt wurde es ihm klar, daß der gegenwärtige Zustand nicht dauern könne, und indem er dann weiter forschte, namentlich in den Propheten des Alten Testamentes und in der Apokalypse des Johannes, so glaubte er mit Händen zu greifen, daß der ganzen Kirche eine Renovation nicht allein not tue, sondern auch bevorstehe; und da alles ersterbe und von dem rechten Wege abweiche, so setzte er voraus, daß die Erneuerung in kurzem folgen werde, so gewiß, wie das Frühjahr auf den Winter. Von Überzeugungen und Ahnungen wie diese durchdrungen, predigte er in verschiedenen Städten Italiens mit vielem Erfolg. Er schreibt einmal seiner Mutter, in der Fremde sei ihm wohler, als in seiner Vaterstadt, wo er schon deshalb, weil man ihn so gut kenne, wenig ausrichten würde; aber in den Städten, in denen er jetzt predige, weine das Volk, wenn er wieder abreise; sie müsse wissen, sagt er, daß er Leib und Leben und seine Wissenschaft dem Dienste Gottes und des Nächsten widme. So kam er im Jahre 1490 nach Florenz zurück. Der frühere Streit mit dem Papsttum bestand nicht mehr; Lorenzo Medici hatte sich vielmehr mit dem Nachfolger Sixtus' IV., Innozenz VIII., eng verbunden. Aber der Zustand der Kirche war darum um nichts besser geworden; auch Innozenz bewegte sich

in Kriegsunternehmungen gegen seine Nachbarn und hatte einen Sohn, welchem Lorenzo, wie erwähnt, seine Tochter vermählte. Die auf eine Reform der Kirche gerichtete Sinnesweise Savonarolas mußte dadurch eher verstärkt, als verringert werden; sie konnte ihrer Natur nach mit dem Regiment Lorenzos, durch welches das Papsttum unterstützt wurde, so wenig einverstanden sein, wie mit der Förderung einer Kultur, die der Religion nicht homogen war. Und welche Aussicht eröffnete sich dadurch, daß Lorenzo unaufhörlich von gefährlichen Krankheiten heimgesucht und der Papst ein alter Mann war. Alle die, denen eine Veränderung der Politik erwünscht gewesen wäre, hielten sich an Savonarola; man sagte wohl, er sei der Prediger der Mißvergnügten; doch hielt Savonarola sehr an sich. Seine Andeutungen über eine bevorstehende stürmische Zukunft erschienen nur als Auslegung der vorliegenden Texte. Savonarola erzählt, Lorenzo habe ihn einmal warnen lassen, doch nicht in seinem eigenen Namen, worauf er nur geantwortet habe, er möge Buße für seine Sünde tun. Zum offenen Zerwürfnisse aber zwischen Lorenzo und Savonarola ist es nicht gekommen. In seinen letzten Stunden hat Lorenzo den Mönch berufen lassen und um seinen Segen gebeten. Savonarola lebte ganz in seiner religiösen und monastischen Welt. Sein vornehmstes Geschäft war damals und in der nächstfolgenden Zeit, die Novizen, welche in den Orden treten wollten, zu unterrichten; indem er ihnen die Schrift auslegte,

wies er sie zugleich zu strengem Leben und eifrigem Fleiße an, um zu dem eigensten Geschäft des Ordens der Dominikaner, d. h. der Predigt, fähig zu werden. An den Brüdern des Konventes tadelte er es, wenn sie das Kloster reich zu machen trachteten oder auch durch besondere Gelehrsamkeit zu glänzen bemüht seien; denn wie weit sei das von dem Beispiel der alten ägyptischen Mönche entfernt, auf deren Regel er die Klosterbrüder unaufhörlich hinwies; es widerstrebe selbst dem ursprünglichen Christentum. Seine Reform gab sich in einigen Äußerlichkeiten, z. B. einer kürzeren und engeren Kleidung kund und erstreckte sich zugleich über die Nachbarklöster; er legte Hand an, um eine besondere, von der Ordensprovinz der Lombardei getrennte Kongregation zu bilden.

Diese Absonderung wurde von der florentinischen Signorie gewünscht und gefördert. Man hat einige Briefe des Rates der Zehn, durch die sie der römischen Kurie empfohlen wird; unter den Abgeordneten von San Marco, welche in dieser Sache nach Rom gesendet wurden, war ein Florentiner aus der Familie der Rinuccini, so daß der Entwurf etwas speziell Florentinisches hat. In Rom wurde er dagegen von den Abgeordneten der Dominikanerkonvente von Mailand, Ferrara, Bologna, Genua und Venedig bekämpft. Der Provinzial der Lombardei hatte bereits die Verfügung erlassen, daß Savonarola aus dem Konvent von San Marco entfernt werden solle, als noch zur rechten Zeit

das Breve des Papstes Alexander VI. in Florenz eintraf, welches die Absonderung guthieß. Die Sache war besonders durch den Kardinal Carafa von Neapel durchgesetzt worden, an den die Florentiner sich deshalb gewandt hatten; die Willensmeinung Alexanders VI. scheint an sich nicht dahin gegangen zu sein, aber er fügte sich den an ihn gerichteten Bitten, zumal, da auch Piero de' Medici sich dafür verwandte. Die übrigen Konvente von Toskana schlossen sich mit Freuden an; eine Versammlung von Deputierten derselben wählte Savonarola zum Generalvikar, so daß er nun dadurch eine bedeutende Stellung in der ganzen Provinz, eine Art von monastischer Unabhängigkeit erhielt.

Auch auf das Volk erstreckte sich bereits seine unmittelbare Einwirkung. Einst, im Jahre 1482 waren die Florentiner mit den Medici in einer antipäpstlichen Richtung einverstanden gewesen. Die Medici waren von derselben zurückgewichen: aber es wäre sehr begreiflich, wenn die in jener Krisis entwickelte Gesinnung der Florentiner den Boden gebildet hätte, auf welchem Savonarola seine Wirksamkeit entfalten sollte. In seinen Predigten schlug er überhaupt einen anderen Ton an, wie bisher. Es war die Gewohnheit der Zeit, auf der Kanzel schwierige Fragen zu erörtern, die man dann mit spitzfindigem Scharfsinn, wie in einer Disputation aufzulösen versuchte. Soviel wir vernehmen, folgte ihr anfangs auch Frate Hieronimo; durch einen älteren Ordensbruder aber wurde er

aufmerksam gemacht, daß der Zweck der Predigt nur dahin gehe, das Volk mit einfachen Worten zu einem guten Leben anzuleiten. Diesen Rat nun befolgte Hieronymus, indem er zugleich den Anstoß von sich abstreifte, welchen die Eigentümlichkeiten seines Dialektes darboten, so daß er selbst ein Muster eines guten Predigers wurde und sich auch in Florenz eines großen Beifalls erfreute. Scholastische Syllogismen hat er nicht ganz vermieden, aber die Hauptsache war ihm die Auslegung der Texte nach ihrem inneren tieferen Sinn und die Anmahnung des Volkes zu einem christlichen Leben in der Weise der ersten Jahrhunderte der Kirche. Er gelangte dadurch zu hohem Ansehen; man bewunderte seinen Geist und seine Kenntnisse, so daß sich auch vornehme Bürger der Stadt um ihn gruppierten; das Volk riß er mit sich fort. Im Laufe der Zeit kehrte Savonárola die einmal eingeschlagene Richtung immer stärker hervor; er begann, und zwar geschah das in der Hauptkirche zu Florenz, ein nahes Unheil zu verkündigen, welches die Stadt und ganz Italien, vor allem aber die verderbte Kirche treffen werde. Am meisten fiel dabei auf, daß er seine Verkündigungen als eine Botschaft Gottes aussprach.

Diese Behauptung, der Anspruch, den er auf die Gabe der Prophetie machte, ist in seinem Leben überhaupt der wichtigste Moment, der gleich von vornherein eine nähere Erörterung verdient. Francesko Guicciardini hat in seinem Jugendwerke über die florentinische Geschichte die Meinung geäußert, Savona-

rola müsse entweder in der Tat ein Prophet gewesen sein, oder doch ein großer Mann, da er dies Vorgeben sein ganzes Leben hindurch zu behaupten gewußt habe. Vielleicht gibt es noch ein drittes; er war überzeugt, ein Prophet zu sein; aber man muß erst untersuchen, ob er das wirklich war, was man in alten und neuen Zeiten unter dem Wort Prophet verstanden hat. Vergegenwärtigen wir uns zunächst den Gang seiner Studien in Gedanken.

Noch vor seinem Eintritt in das Kloster hatte er sich ernstlich mit der peripatetischen Philosophie beschäftigt, wie sie damals gelehrt ward, und war dabei zu der Überzeugung gelangt, daß der wahre Ausleger des Aristoteles Thomas von Aquino sei. Schon darin liegt ein überwiegend theologischer Gesichtspunkt, da es ja die Lehre des Thomas ist, daß die Philosophie allein zur Erkenntnis der göttlichen Wahrheit nicht führen könne. Aber wie Thomas und selbst Albertus Magnus in dem Studium der natürlichen Dinge als der Wirkungen Gottes einen Weg zur wahren Erkenntnis erblicken, so auch Savonarola. Er erzählt einmal, daß er sich in seiner Jugend emsig mit der Wissenschaft der natürlichen Dinge beschäftigt und dabei viele Wahrheiten erkannt habe, die er alsdann auch auf die moralischen und religiösen Fragen habe anwenden können; bei der Betrachtung der Natur habe er die Regeln und Ordnungen, in denen sich alles bewege, wahrgenommen; durch seine Studien sei er dann weiter gelangt, als viele andere; doch nicht durch die

Kräfte seines Geistes allein; dazu sei noch ein anderes Licht gekommen, das ihn dann auch in seinen moralischen Betrachtungen weitergeführt habe, als er je gehofft hätte. Wenn er nun die ihm zuteil gewordene höhere Erkenntnis mit dem inneren Lichte zusammenstellt, das ihn zur Prophezeiung geführt habe, so könnte es scheinen, als meine er damit die Gabe der Intuition, durch welche die gewöhnlichen Gegenstände der Erkenntnis in ein allgemeines Licht treten, wie er denn auch sagt, daß vieles von dem, was er schon gewußt, ihm erst später durch diese über seinen Geist hinausgehende Erleuchtung klar geworden sei. So setzt er das Wesen der Prophetie in ein Sehen desjenigen, was gewöhnlichen Augen verborgen bleibe, denn Prophet heiße nur eben ein Seher. Allein dabei bleibt er keineswegs stehen; er nimmt eine Kenntnis der zukünftigen Dinge durch unmittelbare göttliche Vermittelung in Anspruch. Mit Lebhaftigkeit bekämpft er die Astrologie, denn nicht aus dem Geschaffenen könne man die Zukunft erkennen, schon darum nicht, weil diese von dem freien Willen, also von Zufälligkeiten abhänge, die nur Gott allein wisse; denn vor dem dreieinigen Gott sei alles gleich offenbar, das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige; das Zukünftige zu wissen, sei daher ein Vorrecht der Gottheit. Er spricht das Wort aus, daß die Wissenschaft desselben eine Teilnahme an dem göttlichen Wesen sei. Von diesem theosophischen Gedanken finde ich weiter keine Entwickelung, wie denn bei ihm über-

haupt von den theosophischen Richtungen der deutschen Theologie nicht die Rede ist. Die Kenntnis des Zukünftigen beruht nach Savonarola auf einer unmittelbaren Erleuchtung oder auch einer Vermittelung der Verkündigungen durch die Engel. Er teilt die Vorstellungen der Schriften, welche dem Dionysius Areopagita zugeschrieben werden; er hat keine Ahnung davon, daß das Werk „de coelesti hierarchia“ untergeschoben und in monophysitischen, also der katholischen Kirche entgegengesetzten Tendenzen verfaßt worden ist. Erleuchtung durch die Engel Gottes nimmt er ohne alles Bedenken an. Er scheint darin durch einen anderen Klosterbruder von San Marco, Fra Silvestro Maruffi, der, eigentlich ein Nachtwandler, unaufhörlich Erscheinungen hatte oder doch zu haben vorgab, bestärkt worden zu sein. Auch Savonarola bezieht sich auf Visionen, denen er volle Wahrhaftigkeit zuschreibt. Die Frage, ob er nicht vielleicht durch böse Engel getäuscht werde, hat er nicht ganz außer acht gelassen; aber er behauptet, da seine Erleuchtung nur zu dem Guten und echt Christlichen führe, so könne sie nicht von bösen Engeln kommen, deren Sinn nur auf das Böse gerichtet sei; überdies aber stimme alles, was er sage, mit der Schrift zusammen. In der Anschauung des allgemeinen christlichen Verderbens hatte er im Studium der Apokalypse die Meinung gefaßt, daß das Ende der Welt bevorstehe; es sei eben alles so, wie in der Zeit, die der Sündflut vorangegangen; das in der Apokalypse durch das fahle Pferd bezeichnete Zeitalter

der Lauheit sei eingetreten. In diesem Sinne hatte er schon auf den erwähnten Reisen gepredigt. In Florenz vermehrte sich sein Abscheu vor dem weltlichen Treiben, in welchem das ganze Universum versunken sei; auch er hatte Visionen oder glaubte sie zu haben — denn an seiner persönlichen Wahrhaftigkeit dürfte man nicht zweifeln, — in denen sein Hauptsatz, daß eine schwere Strafe bevorstehe, bestätigt wurde. Einst in der Nacht glaubte er ein Schwert an der Himmelsfeste zu sehen mit der Aufschrift: „das Schwert Gottes über die Erde bald und geschwind." Er war überzeugt, daß besonders Italien zur Züchtigung reif sei und ihr nicht entgehen könne. Zugleich wirkte auf ihn die damalige Verwickelung der europäischen Angelegenheiten, die er mit dem Zustand Italiens kombinierte; schon lange vor der Ankunft des Königs von Frankreich kündigte er einen neuen Cyrus an, der über die Alpen kommen und gegen den keine Feste und keine Waffe standhalten werde; er stützt sich dabei auf eine Stelle des Jesaias, welche wörtlich noch einmal erfüllt werden müsse. Überhaupt hat kein Teil der Heiligen Schrift so viele Wirkung auf ihn gehabt, wie die prophetischen Bücher des Alten Testaments; die Propheten leben vor seinen Augen wieder auf, und historisch genommen, bildet er sich in Florenz eine der ihren analoge Stellung. Denn jeden Augenblick setzt er dem weltlichen Treiben die göttliche Idee entgegen, selbst in bezug auf die kommenden Dinge, die er, wie auch jene, zwar im allgemeinen als weltumfassend be-

trachtete, aber doch auch an das zunächst Vorliegende anknüpfte. Und aus den Formen der lateinischen Übersetzung bildete er sich Ansichten von dem prophetischen Wesen, die auf ihn selbst paßten und durch welche seine Idee von der Verähnlichung des menschlichen Geistes mit dem göttlichen, sowie von dem Verhältnis der Intuition zur Prophetie bestätigt wurde. Es ist unleugbar, daß er die Stellen unrichtig verstand, aber ebensosehr, daß er sie so verstand, wie er sagt.

Seine Theorie, die sich auf mißverstandene Stellen aus dem Alten Testament und eine untergeschobene Schrift aus dem sechsten Jahrhundert gründete, stand in Tat und Wahrheit auf sehr schwachen Füßen; er aber hielt sie für unumstößlich und trug seine Anschauungen, die ein sehr subjektives Element in sich hatten, mit voller Sicherheit und einer Beredsamkeit, die nur aus dem Gefühl dieser Sicherheit entspringt, dem florentinischen Volke vor. Und für jedermann einleuchtend war es doch, was er von dem Gegensatz zwischen der ursprünglichen christlichen Lehre, dem Leben der alten Christen überhaupt und dem damaligen Zustande der Christenheit predigte. Mit der Verkündigung über die nahe Züchtigung Italiens verknüpfte er die andere, daß eine Erneuerung der Kirche von Grund aus bevorstehe, und zugleich die Bekehrung der Türken und Mauren, der Ungläubigen insgesamt zum christlichen Glauben.

Der Frate war ein Mann von kleiner Statur, aber wohlgebildet. In seinem Antlitz verband sich eine hohe,

von Runzeln durchfurchte Stirn mit blauen Augen, die unter buschigen, ins rote fallenden Brauen mit ungewöhnlichem Glanze hervortraten. In seinem Auftreten verriet er bei allem mönchischen Habitus doch eine gewisse Urbanität. Er war zufrieden mit der ärmlichen Kleidung des Klosterbruders, aber er hielt darüber, daß sie vollkommen rein war; er sagte wohl, er liebe die Armut, ohne Schmutz. Er schien nichts anderes zu kennen und zu wollen, als das strenge, der Welt abgewandte geistliche Leben; doch gab er nach, daß dasselbe den ganzen Menschen nicht durchdringen könne; es werde in demselben noch immer etwas nach dem Irdischen Hinneigendes zurückbleiben — eine den Zeloten ungewohnte Toleranz. Er war zugänglich für jedermann, auch für seine Feinde, von denen man bemerkte, daß sie nicht selten als Freunde und Verehrer von ihm schieden. Niemals fuhr er auf und vermied allen bitteren Tadel; bei den Schmähungen, die er erfuhr, sah man ihn doch keine Miene verändern. Seine ganze Art und Weise brachte es mit sich, daß er die Menschen überzeugte. Er erwarb sich den Ruf eines ausgezeichneten Philosophen — denn er kannte Aristoteles und St. Thomas durch und durch —; noch mehr aber eines großen Theologen, denn so tief sei noch nie jemand in die Geheimnisse der Heiligen Schrift eingedrungen; man erklärte ihn für einen göttlichen Verkündiger des Wortes Gottes. Wenn er im persönlichen Umgang keinen Anspruch auf eine besondere Heiligkeit durchblicken ließ, so hob er denselben

in seinen Predigten um so stärker hervor; er wollte immer als der Gesandte Gottes anerkannt sein.

Daß er nun die Ankunft Karls VIII. vorhergesagt hatte, verschaffte ihm, als diese eintrat, in Florenz das Ansehen eines Propheten. Zwischen den Absichten, welche die Unternehmung des Königs hervorgerufen hatten und den Ideen Savonarolas bestand eine innere Verwandtschaft; was im Jahre 1482 vergeblich angestrebt worden, aber bei Ludwig XI. niemals zu erreichen gewesen wäre, schien sich jetzt erfüllen zu sollen. Karl VIII. hatte eine Reform der Kirche sehr ernstlich im Sinne; er wollte die päpstliche Gewalt nach den Satzungen des Baseler Konzils, welche in Frankreich noch gesetzliche Kraft hatten, beschränken und schwärmte für einen Zug gegen die Ungläubigen. Es waren die großen Tendenzen der abendländischen Christenheit in dem Mittelalter, welche einerseits in den Kreuzzügen, andererseits in den Versuchen, der Kirche eine konziliare Verfassung zu geben, zutage getreten waren.

Eben in diesen Gedankenkreisen bewegte sich Hieronymus Savonarola zeit seines Lebens. Die Haltung Alexanders VI. war in jeder Beziehung eine andere; er wollte die absolute Gewalt des Papsttums festhalten, von einem Unternehmen gegen die Türken aber nichts hören. Bei allen denen, die in der Idee der Christenheit als einer Gesamtheit lebten, mußte es tiefe Indignation hervorrufen, als man vernahm, Papst Alexander stehe im Bunde mit den Türken und

fordere den Sultan auf, ihm Hilfe gegen den allerchristlichsten König zu leisten. Die Sache wurde damals allgemein bekannt; der Kardinal San Pietro in Vincoli hat sie ohne alles Hehl in Florenz mitgeteilt; niemand war im Zweifel darüber. Der Eindruck konnte kein anderer sein, als Savonarola und die Ratgeber des Königs in den Ideen einer kirchlichen Reform zu bestärken. Der Bischof von St. Malo, Briçonnet, der bei dem König alles zu vermögen schien, hat eines Tages im Zwiegespräch mit Savonarola dessen Hand in die seine gefaßt; sie haben sich zu der Meinung vereinigt, daß eine Erneuerung der Kirche notwendig sei. An dies Verhältnis mag es anknüpfen, wenn Savonarola der Gesandtschaft an den König beigeordnet wurde und später an den Unterhandlungen mit ihm teilgenommen hat. Als Karl VIII. Florenz verließ, durfte man die Beseitigung des Papstes Alexander und die Durchführung eines reformatorischen Unternehmens, wie es Savonarola beabsichtigte, erwarten. Unleugbar ist, daß Karl VIII., erfüllt von diesen Absichten, in Rom anlangte. Er wurde von einer Anzahl von Kardinälen aufgefordert, die Absetzung des Papstes, der durch Simonie zur Tiara gelangt sei, vorzunehmen und zu unterstützen; ungefähr wie manche von den deutschen Kaisern, wenn sie in Rom anlangten. Hätte man sich dazu entschlossen und, wie in den Manifesten Karls angedeutet wurde, ein allgemeines Konzil berufen, so würde Savonarola, in welchem gleichsam die Ideen von Basel

wieder auflebten, der größte Mann in der damaligen Kirche geworden sein. Aber König Karl hatte zunächst doch ein anderes Ziel; ihm lag alles daran, von dem Papst in seiner Unternehmung gegen Neapel nicht gestört zu werden; er trat in Unterhandlungen mit ihm ein, in deren Folge er die wichtigsten Seeplätze des Kirchenstaates in seine Hand bekam, wie in Toskana die Festungen der Florentiner; der Papst opferte ihm zugleich seinen Bund mit den Türken auf, indem er ihm den Bruder Bajazeths, der nach Rom geflüchtet war, überließ; der König hat gesagt, nicht die Absetzung des Papstes, sondern eine kirchliche Reform habe er versprochen. Aber auch eine solche in Gang zu setzen, so versichert Comines, war seine Umgebung wenig geeignet. Wenn Savonarola bei seinen Entwürfen auf König Karl zählte, so war durch die Abkunft, die dieser mit dem Papst Alexander traf, die Gelegenheit, zu einem solchen Werke zu schreiten, wenigstens sehr in die Ferne gerückt. Vor der Hand war Savonarola darauf angewiesen, die kirchliche Reform, die keineswegs aufgegeben, sondern bloß vertagt war, in der Republik Florenz anzubahnen und vorzubereiten. Mit der kirchlichen Reform verknüpfte sich eine weltliche.

Viertes Kapitel.

Einführung einer popularen Verfassung in Florenz.

Unter den Verdiensten Savonarolas ist auch von seinen Gegnern immer als das größte anerkannt worden, daß er in den tumultuarischen Zuständen des November 1494 sein ganzes Ansehen dahin verwandte, den Ausbruch von blutigen Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Parteien, die sonst mit ähnlichen Staatsveränderungen verbunden zu sein pflegen, zu verhüten. Oft hat man gefragt, wohin es gekommen sein würde, wenn er nicht gewesen wäre. Alle seine Ansprachen, Gebete, Predigten atmeten Friede und Versöhnung. Aber er hatte auch positive politische Ideen; er hat immer gesagt, nicht durch eigenes Studium habe er solche erworben, sie seien ihm gleichsam von selbst erwachsen, natürlich auf dem Grunde der eingesogenen Doktrinen des großen Lehrers, den er vor allem verehrte, und unter der Einwirkung der obwaltenden Verhältnisse. Seine Ansichten lernen wir aus einer denkwürdigen kleinen Abhandlung kennen, die von der Regierung überhaupt, besonders aber von der der Stadt Florenz handelt. Er knüpft darin an jenen seinen Meister an, der die Monarchie für die beste Regierungsform erklärt, ohne sich jedoch dabei

auf das göttliche Recht der Legitimität zu beziehen. Thomas von Aquino ging von dem Begriff der Gesellschaft aus, welche für die Menschen notwendig ist. An sich würde ein jeder als König unter Gott dem obersten König leben können; aber die Gesellschaft würde zersetzt werden, wenn jeder seinem eigenen Antrieb folgen dürfte; es müsse eine Macht geben, welche die allgemeinen Zwecke der Gesellschaft repräsentiere und fördere. Die beste Form dafür sei nun wohl das Königtum; allein, wenn der König keine allgemeinen, sondern nur seine besonderen Zwecke verfolge, werde er Tyrann; und die Tugendhaften, d. h. die besseren Teile der Gesellschaft seien berechtigt, ihn abzusetzen, sofern ihnen die Macht dazu beiwohne. Auf diese, die er die Besseren nennt, ist seine besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Von der Herrschaft der Menge will er schlechterdings nichts hören. Insofern erklärt er sich gegen die Demokratie, mit welchem Worte er bezeichnet, was man sonst Ochlokratie nennt; er leitet sogar das Königtum daher, weil dasselbe die Besseren gegen die große Menge beschütze. Die Lehre nun, daß die Monarchie die beste Regierungsform sei, nahm Savonarola im allgemeinen an; die Begründung derselben, wie sie bei Thomas vorkommt, ließ ihm freie Hand zu einer eigentümlichen Abweichung. Er sagte, in den Florentinern sei zu viel Geist und Blut, um eine monarchische Gewalt zu dulden, wie denn auch ihre alte Gewohnheit darin bestanden habe, sich selbst durch populare Institutionen zu regieren;

eine solche Form sei auch von der letzten Regierung innegehalten, aber dadurch verfälscht worden, daß sie auf verschlagene Weise die Besetzung aller Stellen der Magistratur ausschließlich mit ihren Freunden bewirkt habe. Er sieht darin eine Art von Tyrannei, welche auch schon von St. Thomas, nach dem Vorgange von Aristoteles, als die schlechteste Regierungsform bezeichnet worden war. Da nun, sagt Savonarola, die Partei der früher Verbannten nach Florenz zurückgekehrt sei, so würde es zu Blutvergießen gekommen sein, wenn das nicht durch göttliche Fügung infolge der Gebete guter Männer und Frauen verhütet worden wäre; jetzt müsse das Bestreben dahin gerichtet werden, das Wiederaufkommen eines Tyrannen zu verhindern. Großer Reichtum allein könne dazu nicht führen, da auch andere reich seien, die sich einem einzelnen nicht werden unterwerfen wollen. Möge die Herrschaft eines einzigen auch sonst als die beste Regierungsform anerkannt werden, so würde sie doch für Florenz nicht allein nicht die beste, sondern nicht einmal eine gute sein. Für Florenz sei ein bürgerliches (republikanisches) Regiment das beste; es komme nur darauf an, nicht zuzulassen, daß die Magistraturen und Ämter nach dem Willen eines einzigen besetzt würden. Wenn der Grundcharakter des mediceischen Regimentes ganz richtig aufgefaßt wurde, so stellte sich nun als die vornehmste Aufgabe heraus, die Magistraturen von dem Einfluß zu befreien, den die vorherrschende Gewalt sich angemaßt hatte. Wodurch aber

sollte jenes faktische Prinzipat, von dem die Ernennung zu den Ämtern ausgegangen, ersetzt werden? Die Antwort ist, durch das Volk selbst. Man muß, sagt Savonarola, eine solche Einrichtung treffen, daß das Recht, Ämter und Würden zu verteilen, dem ganzen Volke angehöre; alle Bürger müssen einander gleich sein und keiner die Macht haben, sich zum Oberhaupt der anderen aufzuwerfen. Doch versteht Savonarola unter dem Worte Volk keineswegs die Masse der Einwohner, sondern bloß die Gesamtheit der berechtigten Bürger; ähnlich hatte schon Thomas von Aquino den Begriff des Cittadino formuliert; es sind die Grundanschauungen des Altertums, welche wir hier wiederfinden; es ist ganz im Sinne desselben, wenn Savonarola ausspricht, man müsse nicht zulassen, daß das gemeine Volk, die Plebs, sich eindränge; denn wenn man diesem Anteil an der Regierung gewähre, so könne nichts als Konfusion erfolgen. Die Zahl der vollberechtigten Bürger müsse aber nicht zu klein sein, damit keiner daran denken könne, sich zum Oberhaupt aufzuwerfen; die Versammlung der Cittadini bilde den großen Rat (consiglio grande); da dieser alle Würden zu vergeben habe, so sei er der Herr der Stadt.

Darin liegt die eigentümliche Stellung, welche der Frate Hieronimo in der Geschichte der florentinischen Republik einnimmt; er ist der erste und einzige, der von jedem Parteiregiment abstrahiert und eine vollkommene Gleichheit aller Berechtigten verlangt. Er

knüpft daran seine religiösen und seine moralischen Ideen.

Mit der politischen, gegen die Alleinherrschaft der Medici gerichteten Tendenz hängen nun auch seine religiösen Bestrebungen zusammen, denn die Medici waren es ja, unter deren Auspizien jene Abweichungen von der christlichen Weltanschauung, dem christlichen Leben überhaupt, denen sich der Frate prinzipiell entgegensetzte, gepflegt und genährt wurden. Es hat eine innere Analogie, wenn der Dominikaner nur solche an dem Consiglio, das an die Stelle jenes Prinzipates treten soll, teilnehmen lassen will, welche gut und gerecht leben; die Forderung des religiösen Lebens, sagt er, liege in der Sache selbst; der müsse blind sein, der nicht in der eingetretenen Veränderung den Finger Gottes erkenne. Dabei fordert er aber zugleich eine vollkommene Hingebung an das gemeine Wesen; er erinnert daran, was man bei einem Klosterbruder doch nicht erwarten sollte, daß nur durch eine solche — denn sie sei an sich Gott wohlgefällig — die alten Römer einst zu ihrer großen Macht gelangt seien. Auch Florenz dürfe sich durch diese Hingebung Sukzesse versprechen, unter anderem zunächst die Wiedererwerbung von Pisa.

Es ist doch auffallend, daß der feurige Religiose sich innerhalb so bestimmter Schranken bewegte und weder den Ansprüchen der untergeordneten Volksklassen auf Anteil an der Regierung, noch auch den natürlichen Rechten der Pisaner auf die Wiederherstellung ihrer

Unabhängigkeit im mindesten Rechnung trug. Das war aber seine Stellung überhaupt; die Einrichtung des großen Rates war keineswegs ein ihm exklusiv angehöriges Unternehmen; wir werden versichert, dabei habe noch ein besonderes Motiv mitgewirkt. Einige Oberhäupter — man nannte Francesko Valori, Guidantonio Vespucci, Piero Capponi und Brazzo Martelli — hatten den Verdacht erweckt, nach einer Bevorzugung, gewissermaßen nach der Herrschaft zu streben, aber die übrigen, unter denen vornehmlich Paolantonio Soderini genannt wird, wollten ihnen zeigen, daß ein solches Vorhaben unausführbar sei. Sie drangen darauf, daß die allgemeine Gleichheit der Berechtigten in dem Consiglio ausgesprochen würde; dem aber zu widerstreben waren doch die ersten zu vorsichtig und zu klug. Bei dem Ansehen, das sie genossen, fürchteten sie den großen Rat nicht; sie meinten in demselben immer den Vorzug zu haben. Ihr Gedanke blieb auch hierbei auf eine der venezianischen ähnliche Staatsverfassung gerichtet; der große Rat in Florenz erscheint beinahe als eine Nachahmung des großen Rates in Venedig, von dem ebenfalls die Besetzung aller Ämter ausging; wie in den Tagen der städtischen Tumulte die Richiesti, eine Art von Pregadi, herbeigezogen worden waren, so sollte nun ein aus dem Consiglio grande hervorgegangener Rat der Achtzig recht eigentlich deren Stelle vertreten und den Senat bilden. Die Regierung würde aus der Signorie und den Inhabern der zunächst

stehenden Ämter bestehen, unter einem steten Gleichgewicht der vorwaltenden Geschlechter.

Auf alles dies ist nun Frate Hieronimo eingegangen; er hat selbst zuweilen zugunsten einer Staatsform, wie die venezianische sei, gepredigt. Unter seinem Einfluß ist die neue Verfassung am 23. Dezember 1494 festgesetzt worden. Die Bestimmung war, daß das große Consiglio aus denen bestehen sollte, die von den Zeiten ihrer Großväter und Urgroßväter her an den Staatsämtern teilgenommen hatten. Die Mitglieder des großen Rates sollten immer 29, die des Rates der Achtzig wenigstens 40 Jahre zählen. Im Vergleich mit dem bisherigen Zustand und dem Einfluß, den das mediceische Haus mit seinen Freunden ausgeübt hatte, lag in dieser Einrichtung allerdings ein demokratisches Element, insofern die Mitglieder des großen Rates gleichberechtigt sein sollten. Aber der Masse der übrigen Einwohner gegenüber trat das wieder zurück, da die Berechtigung an das bisherige Herkommen geknüpft wurde; in dieser Beziehung konnte man die neue Verfassung von Florenz noch immer mit der venezianischen vergleichen. Gleich bei den ersten Einrichtungen trat aber eine erhebliche Meinungsverschiedenheit zwischen den vornehmsten Bürgern, die unter den Namen Primaten erscheinen und dem Frate Hieronimo ein. Dieser, der von seinen moralischen Grundsätzen ausging und eine enge Vereinigung aller Berechtigten hervorzubringen suchte, machte den Vorschlag, eine allgemeine Amnestie auszusprechen; alles, was bis zum

9. November oder auch bis auf den heutigen Tag vorgegangen sei, sollte vergeben und vergessen sein. Das erstreckte sich nun aber auch auf die alten, nicht verjagten oder geflüchteten Anhänger des Piero de' Medici und seiner Regierung. Die Primaten wandten ein, daß, wenn man den alten Gegnern auch Verzeihung angedeihen ließe, diese doch ihnen nicht verzeihen würden. Der Frate hatte das Argument gebraucht, daß auch Gott den Menschen verzeihe; man antwortete ihm, das gehe doch nicht so weit, daß Gott die Gerechtigkeit verhindere. Sie ließen vernehmen, Savonarola möge wohl ein Kloster zu regieren verstehen, aber nicht eine Republik einzurichten. Diesmal aber waren die Ideen des Klosterbruders mächtiger in Florenz als der Einspruch der alten Teilnehmer an der Regierung. Bereits mußte von der anderen Seite her der Frate den Vorwurf hören, daß er nicht weit genug in der Reform gehe. Irgendeine große Konzession mußte der öffentlichen Stimme gemacht werden; die allgemeine Verzeihung ward noch nicht promulgiert, doch fand sie nach einiger Zeit keinen Widerstand weiter. Denn niemand täuschte sich darüber, welch eine Bedeutung die Realisierung dieses Gedankens für Florenz haben werde; wiewohl man alles Parteiwesen auszuschließen trachtete, so ließ sich doch voraussehen, daß die Parteiung selbst dadurch nicht abgestellt werden würde. Wie hätten die an den früheren Gegensätzen beteiligten Geschlechter dieselben jemals aufgeben sollen? Es gehörte aber zur Genugtuung der

Popularen, daß die Primaten, von denen die Revolution hauptsächlich ausgegangen war, nicht ausschließlich die Herrschaft, deren Zügel sie ergriffen hatten, behaupteten. Und in diesem gegen die volle Wiederherstellung eines exklusiven Regiments gerichteten Streben ging nun der Frate sogleich noch einen Schritt weiter.

Wenn die Autorität der alten Regierung hauptsächlich darauf beruht hatte, daß sie ohne alle Rücksicht Verweisungen aus der Stadt in verschiedenen Stufen aussprechen durfte, so wollte Frate Hieronimo dies Recht der neuen Regierung nicht zugestehen, die es auch ihrerseits durch die Otto di guardia ausübte, so daß sechs Stimmen, wie man sagte, sechs Bohnen, das Exil über angeklagte Bürger verhängen konnten. Solange nun ein Parteiregiment bestand, waren hierdurch die Gegner der Machthaber wie durch ein Schwert über ihren Häuptern fortwährend bedroht. Es gehörte zur Durchführung der allgemeinen Verzeihung, daß dies abgeschafft und eine Appellation gegen ein solches Urteil möglich wurde. Savonarola erklärte sich dafür; allein er begegnete einem Widerspruch, der selbst auf der Kanzel durch einen anderen mönchischen Prediger, den Franziskaner Fra Domenico da Ponzo, Ausdruck fand. Man machte zwei Gegengründe geltend. Die Meinung des gemeinen Volkes war, daß die Autorität der Signoria und der Otto nicht vermindert werden dürfe, denn sie seien doch zum Schutze der geringeren Leute gegen die Eigenmacht

der Vornehmeren bestimmt; eine solche Gewalt müsse unbedingt sein und ohne langen Verzug durchgreifen können. Das andere Moment lag in dem Verhältnis der alten politischen Parteien selbst. Es gab, wie erwähnt, eine nicht geringe Anzahl von Anhängern des Hauses Medici in der Stadt, die unter dem Namen Bigi (Graue) erscheinen, deren Sicherheit von der allgemeinen Beschränkung der Kriminalgewalt der Regierung abhing. Damals ist vielfach gesagt worden, daß Savonarola unter dem Einfluß dieser Partei stehe, wiewohl niemand es leugnete, daß er vor allem seinen allgemeinen religiösen Gesichtspunkt vor Augen hatte. Domenico da Ponzo nun hob die Gefahr hervor, welche hieraus für das Bestehen der gegenwärtigen freien Verfassung der Stadt entspringe. Auch er sprach mit großer Wärme von Union und Frieden; aber noch stärker betonte er das Wort Freiheit. Auch er hatte einen großen Anhang, und von denen, welche die Predigt des einen und des anderen besuchten, wurde bemerkt, daß sie aufeinander stichelten: der Gegensatz zwischen beiden verrate selbst Neid und Mißgunst; sie wurden beide bedeutet, von den Angelegenheiten des Staates nicht weiter zu reden. Aber in kurzem waren sie doch wieder dabei. Der Streit berührte auch die äußere Politik, denn schon kam es zutage, daß der Herzog von Mailand und der König von Frankreich nicht mehr einerlei Meinung waren. Und wie schon früher, so stand ein Teil der florentinischen Primaten im Einverständnis mit dem Herzog; in deren Sinne predigte

Domenico da Ponzo. Dagegen hielt Frate Hieronimo mit allen, die sich ihm anschlossen, an dem König von Frankreich fest, mit dem ja eben ein sehr vorteilhaftes Bündnis geschlossen worden war; Savonarola fuhr fort, von ihm große Dinge zu erwarten. Dem König aber, so meinte er, müsse man sagen können, daß in Florenz keine Entzweiung mehr herrsche; dann werde derselbe alles tun, um der Stadt ihren alten Besitz wieder zu verschaffen. Mit dieser Rücksicht wirkte dann die allgemeine Betrachtung zusammen, daß die Kriminaljustiz nicht in den Händen von Magistratspersonen sein dürfe, die doch nur eine Zeitlang im Amte und vielleicht sehr geneigt seien, dasselbe zur Unterdrückung und Rache zu benützen. Was die Besorgnisse für die Gefährdung der Freiheit anlange, so müsse man, sagt Hieronimo, Gott vertrauen, der die Stadt schützen werde, wenn man zu ihm bete. Noch waren jedoch die Meinungen sehr geteilt; man versichert, daß die Sache von der Signoria nur deshalb in die Hand genommen worden sei, weil einige Mitglieder derselben zu den Bigi sich hinneigten. Die Provision, die endlich zustande kam, enthielt die beiden eng verbundenen Hauptstücke: die allgemeine Verzeihung, die aus den von Hieronimo vorgetragenen religiösen Gründen empfohlen wurde, nicht ohne die auf die Philosophen zurückgeführte Erwägung, daß die vereinigte Tugend die Kraft verdoppele. Das zweite Hauptstück verfügte, wenn ein Bürger, der zu den Ämtern fähig sei, zu einer größeren Strafe verurteilt

werde, zu Tod oder Exil, oder auch einer ansehnlichen Geldbuße, solle er das Recht haben, an das große Consiglio zu appellieren; wer in demselben zwei Drittel der Stimmen für sich habe, solle losgesprochen sein. Man hatte erwartet, daß die Provision bei den Ottanta oder in dem Consiglio selbst Widerstand finden werde. Innerhalb dieser Körperschaften fand aber gesetzlich nur eine sehr beschränkte Diskussion statt; die Provision ging in beiden durch, in dem großen Consiglio mit großer Majorität; unter 700 Mitgliedern, die sich versammelt hatten, waren nur 163 dagegen.

Durch diese Bestimmungen ist der Knoten für das Bestehen der neuen Verfassung und für die Geschicke des Frate Hieronimo selbst geschürzt worden, denn ob die ungleichartigen Elemente, die zusammenwirken sollten, sich untereinander vertragen und eine homogene Regierung bilden würden, war der Natur der Sache nach sehr zweifelhaft. Zunächst aber wurde dadurch die Idee der popularen Verfassung weiter gefördert; denn der Grundsatz, daß das Consiglio vermöge der Versammlung aller Berechtigten Herr und Meister der Stadt sei, gelangte damit zu weiterer Bestätigung. Noch war jedoch nicht alles vollendet. Es gab noch einige Institute alter Zeit und vor kurzem verjüngt, die, bei der Staatsveränderung beibehalten, der neuen Verfassung widerstrebten. Das vornehmste bestand in den zwanzig Akkoppiatoren aus den vorwaltenden Geschlechtern, durch welche die Signoria

und einige der höchsten Ämter besetzt wurden. Sie verstanden sich schlecht untereinander; aus ihren Wahlen gingen Mitglieder aus ihrer eigenen Zahl hervor, und man fürchtete beinahe, sie würden allmählich dahin kommen, eine Signoria zu wählen, die in Gegensatz zu der neuen Verfassung trete; überhaupt ließ sich ein solches Amt nicht mit der Autorität vereinigen, die eben dem Volke zugestanden worden war. Aber geradezu absetzen konnte man sie doch nicht, weil sie in dem Momente der Revolution ihre Befugnisse von dem Parlamente erhalten hatten, dessen Beschlüsse, obgleich sie sehr tumultuarisch zustande kamen, doch als die gesetzliche Grundlage von allem betrachtet wurden. Es ist nun ein Beweis von dem Fortschritt der popularen Überzeugungen, daß in den Akkoppiatoren selbst die Ansicht zur Geltung kam, ihr Amt sei mit der neuen Verfassung unverträglich, und das beste wäre, darauf Verzicht zu leisten. Der erste, der sich hiezu entschloß, war Jacopo Salviati; er erklärte, das Volk werde bessere Wahlen treffen, als die Akkoppiatoren. Die Signoria nahm zunächst die Abdankung Salviatis nicht an, weil die Ernennung der Akkoppiatoren von dem Parlamente ausgegangen sei, und auch deshalb, weil man sich in diesem Augenblick mit anderen Angelegenheiten wichtigster Art, namentlich der Beschaffung des nötigen Geldes, beschäftige, worin man sich nicht stören lassen dürfe. Es erweckte eine gewisse Verstimmung im Volke, daß die Signoria hierin mit ihm nicht einverstanden sei. Und so verhielt es sich

in der Tat; auch neue Verzichtleistungen wies sie zurück. In der folgerichtigen Bewegung der Ideen liegt aber etwas Unwiderstehliches; jedermann bemerkte jetzt, daß die Akkoppiatoren von persönlichen Verbindungen und Interessen allzu abhängig seien, um gute Wahlen zu treffen. Die Signoria konnte es nicht wagen, der allgemeinen Überzeugung gegenüber an ihrer Meinung festzuhalten und mit dem Volke zu zerfallen. Auch Frate Hieronimo verwandte seinen Einfluß in diesem Sinne. Am 8. Juni 1495 erklärte nun die Signoria die Akkoppiatoren für befugt, ihr Amt in die Hände des Volkes zurückzugeben. Die Angesehensten der alten Geschlechter fühlten, was sie dadurch verloren; Francesko Valori sprach darüber heftige Vorwürfe gegen seine Standesgenossen aus. Auch hiermit war man noch nicht zum Ziele gelangt, solange die Möglichkeit bestand, ein Parlament zu berufen und durch die Beistimmung des ungeordneten Haufens, der dasselbe auszumachen pflegte, alles Bestehende umzustürzen. Man kann es dahin gestellt sein lassen, ob eben die drohende Haltung, die Piero Medici damals zu nehmen schien, die Veranlassung gegeben hat, auf die Abschaffung des Parlaments Bedacht zu nehmen. Die vorwaltende Absicht war eine ganz allgemeine, nämlich die Vollendung der republikanischen Reform, so daß auch denjenigen, welche sich ihr bereits unterworfen hatten, jedes Mittel einer Reaktion entzogen würde.

Das Wort Popolo hatte in Florenz einen eigentüm-

lichen Doppelsinn: man bezeichnete damit die Gesamtheit der Berechtigten, zugleich aber auch die Gesamtheit der Einwohner. Die städtischen Einrichtungen waren doch früher nie ohne eine rein demokratische Bewegung, die in der Berufung des Parlamentes lag, zustande gebracht worden. Das Parlament drückt die Idee aus, daß die Gewalt vom Volk ausgehe und die Republik auf demselben beruhe. Aber nur als eine jeweilige Veranstaltung zu einem bestimmt vorliegenden politischen Zweck erschien ein Parlament in Florenz; hatte die Menge die ihr gemachten Vorlagen angenommen, so war von derselben nicht weiter die Rede. Wir dürfen wohl die Bemerkung des ferraresischen Gesandten darüber wörtlich wiederholen: „Die Berufung des Parlaments," sagt er, „ist ein Akt, den man veranstaltet, um dem Staate eine neue Form zu geben; alle Einwohner der Stadt versammeln sich auf der Piazza, man schlägt ihnen eine Einrichtung vor, die man durchsetzen will; die versammelte Menge willigt dann unbedenklich in die ihr gemachten Vorschläge."

Diesem Zustand nun, der eine immer drohende Gefahr in sich schloß, sollte ein Ende gemacht werden. Die Besorgnis war nicht sowohl auf fremde Eingriffe, als auf Attentate unbotmäßiger Bürger gegen die öffentliche Freiheit gerichtet. Die damalige Signoria selbst gab zu dem Verdacht Anlaß, als ob sie es mit der neuen Regierungsform nicht ehrlich meine. Eine Befürchtung, welche wirklich gehegt wurde, war, daß

sich eine Partei in Verbindung mit dem Herzog von Mailand erheben könne, um die neuen Formen der Verfassung wieder abzuschaffen. Insofern bildete Durchführung und Behauptung derselben nochmals ein Moment für die auswärtige Politik. In einer Zusammenkunft mit dem König von Frankreich, als dieser im Frühjahr 1495 nach Oberitalien zurückzog, hat Savonarola denselben in seiner religiösen Haltung zu befestigen gesucht und ihm vorgestellt, die neue Verfassung komme von Gott und werde von Gott beschützt werden, was der König anzunehmen schien. Darin lag dann eine neue Bestätigung des Bündnisses der Republik mit Frankreich, an welches man die Erwartung knüpfte, Pisa wieder zu unterwerfen. Mißtrauisch gegen die Signoria, ging Savonarola in seinem Eifer so weit, daß er den untergeordneten Ämtern das Recht zusprach, selbständig einzugreifen, wenn jene ihre Pflicht versäume. Die einzige Gefahr eines Umsturzes aber lag darin, daß einmal ein Parlament in der üblichen tumultuarischen Art und Weise veranstaltet werden könne. Es war nicht ganz leicht für Savonarola, die Gemüter für die Abschaffung der althergebrachten Einrichtung zu gewinnen, aber schon war er so mächtig geworden, daß man seinem Willen nicht zu widerstreben wagte. Die Signoria machte endlich den Vorschlag, daß fortan niemals von einem Parlament die Rede sein solle; von dem großen Rate ward dieser Beschluß angenommen. Schon dadurch, daß die Akkoppiatoren auf ihr Amt Verzicht leisten durften, wurde

die Autorität des Parlamentes so gut wie vernichtet; die gesamte Macht ging an das große Consiglio über. Savonarola gelangte dadurch zum höchsten Ansehen in der Stadt. Der ferraresische Gesandte, der den Frate immer mit einer Art von landsmannschaftlicher Vorliebe behandelt, bezeichnet im August 1495 die Autorität desselben als unerhört und unwiderstehlich; alles, was er wolle, führe er durch, jedermann konsultiere ihn, nicht allein in öffentlichen, sondern auch in Privatangelegenheiten.

Fünftes Kapitel.

Republikanische Agitationen bis zum Frühjahr 1496.

Gewiß, die Autorität, die der Dominikanerbruder in Florenz besaß, war eine höchst außerordentliche, aber Herr und Meister der Stadt war er keineswegs. Auch konnte er es nicht sein, denn dazu hätte gehört, daß sich die Gesamtheit der Bürger den der Macht des Papsttums entgegengesetzten Tendenzen, zu denen er sich offen bekannte, angeschlossen hätte, was wohl das Ziel war, das er verfolgte, — ein Ziel jedoch, das sich nicht ohne die schwersten Kämpfe, vielleicht gar nicht erreichen ließ.

Vielleicht darf man überhaupt bezweifeln, ob ein vollkommen unabhängiges Staatswesen, sei es monarchisch oder republikanisch, sich mit der Verfassung der katholischen Kirche und der Allgewalt des Papsttums vereinigen läßt, denn diese schließt unzweifelhaft doch auch politische Berechtigungen in sich ein; die Bürger jeder Stadt, jedes Staates werden großenteils von ihr betroffen und geleitet. Wieviel mehr aber muß das der Fall sein, wenn in einem wesentlich katholischen Staate eine Tendenz aufkommt, die sich dem Papsttum, wie es eben besteht, entgegensetzt. Savonarola hätte Papst Alexander VI. mit Hilfe von Frankreich zu stürzen

gewünscht, aber der König selbst war von diesem Unternehmen zurückgeschreckt; und man darf sich nicht wundern, wenn nun der römische Stuhl seine Disziplinargewalt auch über seine Gegner in Florenz wieder zur Geltung zu bringen unternahm. Anfangs ward das mit vieler Mäßigung versucht. Im Juli 1495 forderte der Papst den Frate auf, nach Rom zu kommen; denn er wolle sich mit ihm besprechen, wie es sein Amt eines Oberhirten erfordere; er deutete an, daß er die Erneuerung der Kirche selbst in die Hand zu nehmen gedenke. Savonarola, der in dem Breve keine Zitation, sondern nur eine Einladung zu einem religiösen Zwiegespräch erblickte, antwortete ablehnend, denn er könne in diesem Augenblicke Florenz nicht verlassen, und überdies auf der Reise würde er vor seinen Feinden seines Lebens nicht sicher sein. Der Papst wiederholte nicht allein seine Zitation, sondern er gab davon auch dem Franziskanerkonvent von Santa Croce Kunde, indem er zugleich Savonarola der Verbreitung falscher Lehren beschuldigte.

Ohne Wirkung nun auf die katholischgläubigen Einwohner der Stadt konnte dies nicht bleiben; die Weltgeistlichkeit zwar verhielt sich sehr ruhig, sie wurde dazu durch den Erzbischof von Florenz und dessen Vikar, welche sich dem Dominikanerbruder eher geneigt erwiesen, bestimmt. Aber daß eine andere religiöse Brüderschaft gegen die Brüder von San Marco Partei nahm, brachte doch in der Stadt eine starke Gärung der Gemüter hervor. Denn wenn, wie gesagt,

es die Behauptung Savonarolas war, daß die von ihm eingeführte neue Verfassung ein Werk Gottes sei, so nahm er für diese Behauptung eine Art von Glauben in Anspruch, nicht viel anders, als wie man die Heilige Schrift erst für Gottes Wort halten müsse, ehe man sie verstehen wolle. So verlangte er auch eine Anerkennung seiner geistlichen Autorität, weniger noch ein inneres und bewußtes Einverständnis, als eine unbedingte Hingebung an seine Aussprüche. Noch nahm das Volk auch in dieser Beziehung für ihn Partei; die Signoria wurde aufgefordert, dem Papste zu erklären, das florentinische Volk, welches in dem Bruder Hieronimo seinen Beschützer sehe, würde ihn nicht ziehen lassen. Die Signoria war nicht so eifrig, wie man wünschte, für denselben; die Umstände lagen so, daß sie sich mit dem Papste nicht entzweien mochte. Sie gab dem Frate selbst zu bedenken, daß dazu keine Zeit sei, und bat ihn, seinen Eifer zu mäßigen. Es fehlte nicht an Leuten, welche die Entfernung desselben nicht ungern gesehen hätten; allein um so entschiedener zeigten sich seine Anhänger, weil das Volk von Florenz der alten Herrschaft verfallen würde, sobald er die Stadt verlasse. Die Frati von San Marco äußerten einmal den verzweifelten Gedanken, wenn man ihren Meister und sie selbst verjage, so würden sie das Kruzifix nehmen und in die Wälder gehen oder ihr Glück bei den Ungläubigen versuchen. Von Tag zu Tag gerieten die Parteien mehr in Aufregung und das Mißtrauen war allgemein. Noch kam es aber

zu keinem offenen Bruche, da der Papst, der auch seinerseits aus politischen Gründen eine Entzweiung mit der Republik vermeiden wollte, die Sache zunächst nicht mit dem gewohnten Glaubenseifer der Kurie verfolgte; in der Stadt behauptete man, er habe seinen Frieden mit Savonarola gemacht und die kirchlichen Maßregeln aufgeschoben.

Nicht unmittelbar gefährdet, war Savonarola doch keineswegs ohne Besorgnis, wie eine Eröffnung zeigt, die er dem Herzog von Ferrara machte. Mit diesem Fürsten stand er allezeit in einem besonders nahen Verhältnis; er schickte ihm wohl seine Schriften, auf gutem Papier gedruckt, zu, ohne etwa eine Entschädigung dafür annehmen zu wollen; der Gesandte bemerkt, daß ihr Inhalt zum Heile der Seele diene. Der Herzog spricht dann die Billigung des Inhaltes aus und wünscht dem Dominikanerbruder Glück zu der Ehre, die er sich erwerbe, was auch zur Ehre seiner Vaterstadt gereiche; die von demselben gegebenen Anweisungen werde er möglichst befolgen. Auch in Ferrara wurde eine ähnliche kirchlich-moralische Reform, wie sie in Florenz vorging, begünstigt. Da das Gebiet des Herzogs von dem römischen Stuhl immer bedroht wurde, so bestand eine natürliche Bundesgenossenschaft zwischen Ferrara und Florenz. Mit dem Gesandten des Herzogs, der diese Verbindung vermittelte, stand Savonarola, der auch seinerseits immer eine gewisse Vorliebe für seine Vaterstadt und ihren Herzog an den Tag legte, in vertraulichem Verkehr. Gegen

Ende Oktober 1495 setzte er diesem auseinander, daß er den Papst nicht ernstlich zu fürchten brauche; wenn man das Gerücht verbreite, das Interdikt sei über ihn ausgesprochen, so sei das unbegründet; er werde vielmehr durch seine Freunde in Rom unterrichtet, daß der Papst auf die von ihm vorgelegte Rechtfertigung Rücksicht genommen habe; alle Tage erwarte er ein Breve der Suspension der gegen ihn in Gang gesetzten Prozeduren. Aber vollkommen sicher fühlte er sich doch nicht; er fügte hinzu, wenn der Papst weiter gehe und auf seine Rechtfertigung keine Rücksicht nehme, so sei er entschlossen, den Herzog um seine Unterstützung zu bitten, die ihm dieser, namentlich in einer so gerechten Sache, nicht versagen werde.

Ungefähr wie sich später Luther an Friedrich den Weisen von Sachsen gehalten. Aber an sich würde ein italienischer Fürst einer Abweichung vom Papsttum keineswegs einen ähnlichen Vorschub haben leisten können, wie ein deutscher Kurfürst. Und überdies, Savonarola war zunächst auf Florenz angewiesen, wo zwei Parteien, von denen die eine für, die andere gegen ihn war, um die öffentliche Gewalt buhlten. Daher erklären sich jene Schwankungen der Stimmungen, die wir eben hervorhoben. Um die folgenden Ereignisse zu verstehen, wird es gut sein, die Namen der Häupter der beiden Parteien hier zu verzeichnen. Gegen ihn waren Piero Capponi, Lorenzo di Pier Francesko de Medici, Messer Guidantonio Vespucci, Bernardo Rucellai mit einem nicht geringen Schweif von gleich=

gesinnten Anhängern, unter denen wir die Namen Canacci und Popoleschi finden; sie hielten sich mehr an die Franziskaner, also auch an den Papst. Es waren vornehmlich die Männer der alten aristokratischen Interessen und Sympathien. Ihnen gegenüber standen damals Francesko Valori, Paol Antonio Soderini, Giovan Batista Ridolfi; sowie in zweiter Reihe Jacopo Salviati, Lanfredino Lanfredini, Amerigo Corsini. Man rechnete zu ihnen auch Pier Filippo Pandolfini und Piero Guicciardini, aber Pieros Sohn, der Geschichtschreiber, versichert, daß diese beiden in einer neutralen Haltung verharrt und in allen Kontroversen zwischen beiden Parteien Mäßigung zu beobachten beflissen gewesen seien. Das Verhältnis der beiden Faktionen war nun maßgebend für Savonarola; solange die zweite sich behauptete, konnte er bestehen; sobald aber die erste die Oberhand erlangte, war er verloren und mußte wenigstens die Stadt verlassen. Die Häupter der einen und der andern waren hochgebildete, energische, ehrgeizige Männer; sie liebten ihr Vaterland, aber wollten es zugleich beherrschen.

Wenn es aber doch zwischen ihnen noch nicht zu einem offenen Bruche kam, so rührte dies daher, daß sie beide einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen hatten, der zuweilen sehr gefährlich wurde. Im Oktober 1495 war Piero Medici im Bunde mit den Orsini so weit gekommen, eine stattliche Mannschaft ins Feld zu stellen, um sich des Gebietes und womöglich der

Stadt selbst zu bemächtigen. Man wußte nicht recht, wohin die bewaffnete Macht der Florentiner, die noch vor Pisa stand, sich wenden solle; die Armee, die sie im Felde hatten, war überhaupt ungenügend, aber sie nahmen ihre festen Plätze wahr. Den wichtigen Paß von Valiano an den Grenzen des sienesischen Gebietes versäumten sie nicht zu besetzen; in Arezzo und Kortona sorgten sie für gute Besatzungen und hinreichendes Geschütz; gerade auf den Abfall dieser Städte hatte Piero gerechnet. Da war nun Frate Hieronimo für den Widerstand, den beide Teile zu leisten beabsichtigten, unentbehrlich; durch seine Predigten hielt er den Widerwillen gegen Piero Medici, auf dessen Entfernung seine popularen Reformen gegründet waren, aufrecht. Er versicherte mit der größten Zuversicht, ein jeder werde zugrunde gehen, der dazu herbeikomme, um diesen Staat zu verderben. „Ich habe gesagt und wiederhole es jetzt, daß ein solcher vernichtet werden wird mit allen denen, die sich ihm anschließen, und ihren Familien; sollte die Regierung der Stadt jemals sich entzweien, so wird Florenz zugrunde gehen, aber dieser Tag wird nicht kommen." Die Signoria erneuerte die ersten gegen Piero ergangenen Beschlüsse und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Die Einigkeit, die sich in der Hauptstadt und im ganzen Lande zeigte, und die zum Ziele treffenden Anstalten bewogen Piero Medici, zurückzuweichen, ohne irgend etwas erreicht zu haben.

Man hat allgemein angenommen, daß der römische

Hof und seine italienischen Verbündeten an dem Versuche Pieros Anteil gehabt hätten. Da nun die Primaten, durch welche die Verjagung desselben geschehen war, von seiner Rückkehr ihren Untergang hätten besorgen müssen, so konnten sie den Frate nicht offen befehden; auch die geistliche Opposition, die er fand, konnte keine Wirkung ausüben; mit einer Art von innerer Notwendigkeit mußte das Ansehen des Mannes, dessen Wort bei der Verteidigung der Stadt so unendlich einflußreich gewesen war, nachdem diese gelungen, fortwährend steigen; seine Anhänger gewannen jetzt das Übergewicht in dem großen Rate; sie folgten der popularen Tendenz, die in der Gesetzgebung zur Geltung gekommen war, ohne weitere Rücksicht; die Primaten konnten nichts dagegen ausrichten. Bei einer Veränderung der Imborsationen, welche für die niedrigeren Ämter fortbestanden, bekamen jetzt diejenigen den Vorzug, welche sich ganz an die populare Form anschlossen; zwischen den Bürgern aus alten und neuen Häusern wurde kein Unterschied gemacht, was die ersteren nicht wenig verletzte. Bei den Wahlen für die großen Ämter in dem Consiglio kamen jetzt auch neue Namen empor; die vornehmsten Geschlechter, wie Capponi und Nerli, sahen sich im Januar 1496 von dem Rate der Achtzig so gut wie ausgeschlossen, was denn wieder die Folge hatte, daß ihr Mißvergnügen wuchs. Und unter denen, welche emporkamen, bemerkte man nicht allein Leute von geringer Herkunft, sondern auch solche, welche dem

früheren Staate des Piero angehört und gedient hatten. Savonarola besorgte nichts von ihnen, da ihre Sicherheit von den Gesetzen abhing, die durch seine Autorität eingeführt worden waren. Hätte man ihn angreifen wollen, so würde der bürgerliche Kampf zu seinem Vorteil ausgeschlagen sein, da er zwei Drittteile der Stadt auf seiner Seite hatte.

Die Parteigegensätze traten nicht allein in den geistlichen Sympathien und den Beziehungen zu dem Auslande hervor; sie hatten auch einen für die innere Verfassung entscheidenden Bestandteil. Die damalige Signoria, die eben selbst eine sehr veränderte war, faßte den Gedanken, den Aristokraten das Wiedergewinnen ihres alten Einflusses unmöglich zu machen; sie beschloß durch eine ansehnliche Vermehrung der stimmfähigen Bürger einer solchen Eventualität vorzubeugen. Der Weg, den sie zu diesem Zwecke einschlug, war für Florenz sehr außerordentlich; bisher hatten immer die, welche die Steuern nicht bezahlt und im Specchio, d. h. im Schuldbuch verzeichnet waren, ihr Wahlrecht nicht ausüben dürfen. Nicht ohne vielen Widerspruch, namentlich der untergeordneten Behörden, wurde doch endlich von der Signoria durchgesetzt, daß alle Berechtigten ohne Rücksicht auf das Schuldbuch in den großen Rat Zutritt haben und an den Wahlen teilnehmen sollten. Hierdurch unter manchen anderen begünstigenden Umständen geschah es wirklich, daß die Zahl der zum Consiglio Versammelten einmal bis über 1700 gestiegen ist. Es ist nicht

deutlich, ob Savonarola unmittelbaren Anteil an dieser Veränderung hatte; aber sie entsprach seiner Idee von der allgemeinen Berechtigung und trug zugunsten seiner Anhänger bei, die damals unter dem Namen Frateschi oder auch Collitorti erscheinen; unter ihrem Einfluß wurden alle Wahlen vollzogen. Die Primaten, die doch nicht zu entschiedenem Widerstand schritten, hatten kein anderes Mittel, als sich unter diesem Popolo selbst eine Partei zu verschaffen, aber fast schien es, als seien ihre Gegner, die Bigi, gewandter in dem Geschäfte der Stimmenwerbung. In den ersten Monaten des Jahres 1496 gewannen diese offenkundig das Übergewicht. Savonarola erschien als das Oberhaupt: er allein, sagte man, vergebe die Ämter und mache die Signoren; er war entfernt davon den römischen Hof zu fürchten, denn alle Nachrichten stimmten darin überein, daß König Karl VIII. auf seine Rückkehr nach Italien Bedacht nehme, und zwar in offenem Gegensatz gegen den Papst, den er zu stürzen entschlossen zu sein schien. Man erzählte in Florenz mit Bestimmtheit und glaubte daran, daß Alexander VI. seinen Sohn Cesar an Savonarola gesendet habe, um denselben um seine Vermittelung zwischen ihm und dem König von Frankreich zu ersuchen und die Mittel anzugeben, die dazu führen könnten; dieser soll geantwortet haben, er wisse kein anderes, als Gebet und Besserung des Lebens. Der Frate sprach von dem Papste, den er freilich nicht nannte, aber deutlich bezeichnete, als von dem schlech=

testen Menschen der Welt und wiederholte seine Verkündigungen über die bevorstehende Erneuerung der Kirche; von alledem, was er vorausgesagt, werde kein Jota unerfüllt bleiben. Noch einmal traten Prediger auf, die sich ihm entgegensetzten. Als der vornehmste erschien nunmehr Gregorio da Perugia, der besonders die Heftigkeit, mit welcher Bruder Hieronimo gegen den Papst sprach, als Motiv benutzte, um ihn zu befehden. Er versuchte nicht eben das Verhalten des Papstes zu verteidigen; aber er behauptete, niemand dürfe das Oberhaupt der Kirche angreifen, ohne durch die Handlung selbst der Exkommunikation zu verfallen; er warnte die Florentiner, dem Frate zu folgen, was kein sicherer Weg für das Heil ihrer Seelen sei. Noch hatte aber Savonarola das städtische Regiment auf seiner Seite; von den Otto wurde Gregorio gewarnt und angewiesen, dem nicht widerstreben zu wollen, was der Sinn des florentinischen Volkes sei.

Der Karneval von 1496 ist ein Symptom dieser Gegensätze und des Übergewichtes, das Savonarola nunmehr in der Stadt besaß. Die lärmenden und verführerischen Festlichkeiten, mit denen man sich bisher vergnügt hatte, wurden unterlassen; an deren Stelle traten Almosensammlungen für die verschämten Armen in einer von Savonarola, der ein großer Kinderfreund war, ausgedachten Form. An allen Straßenecken waren kleine Altäre errichtet und Scharen von Kindern aufgestellt, welche die Vorüber=

gehenden nicht ohne Ungestüm um eine Gabe ansprachen; niemand wurde vorbeigelassen ohne eine kleine Zahlung. Den andern Tag veranstaltete dann der Frate eine Prozession dieser Kinder, von denen zwischen sechs und vierzehn Jahren, so daß sie mehrere Tausend an Zahl durch die Hauptstraßen der Stadt, von Kirche zu Kirche, zogen, bis sie bei San Marco anlangten, wo sie das gesammelte Geld — es waren doch 300 Dukaten — für den neu zu eröffnenden Monte di Pieta darbrachten. Die Kinder sollten eine Art von kleiner Rupublik bilden; denn auf die Gewöhnung komme bei der Jugend alles an. Der frateske Einfluß ward damals so stark, daß wohlgeordnete Haushaltungen sich auflösten, indem sich Mann und Frau den klösterlichen Instituten anschlossen. Diese innere Bewegung, welche die Opposition verstärken und die Entzweiungen vermehren mußte, traf mit anderen Widerwärtigkeiten zusammen. Krankheiten waren in der Stadt ausgebrochen; der Verkehr stockte, unbeschäftigte Arbeiter durchzogen unter Kundgebungen des Mißvergnügens die Straßen; die Truppen, die man in Sold nahm, konnten nicht bezahlt werden. Eine Hilfsquelle bot die Wiederaufnahme der Juden dar, die man vertrieben hatte; eine größere Summe soll man von dem Monte di Pieta genommen haben unter der Beistimmung Savonarolas.

Aber alle diese Bedrängnisse machten auf Savonarola so gut wie keinen Eindruck. Eine seiner Prophezeiungen war es eben, daß sie eintreten müßten; sie

könnten selbst noch größer werden und Florenz in die äußerste Gefahr geraten; die Stadt brauche sich nicht zu fürchten, denn sie sei von Gott dazu auserwählt, daß das neue Licht einer kirchlichen Reform sich von ihr aus über den Erdkreis verbreite.

Sechstes Kapitel.

Einwirkungen der europäischen Verhältnisse.

Großartig ist die Erscheinung Savonarolas auch darum, weil sie an die höchsten allgemeinen Interessen anknüpft. Was hätte für die Kirche wichtiger sein können, als ein Einhalt der hierarchischen Gewalten auf dem verderblichen Wege der Verweltlichung? Einen ewig denkwürdigen und vielleicht notwendigen Gegensatz bilden Papst Alexander VI., der sich über jedes Sittengesetz hinwegsetzt und die apostolische Gewalt zum Vorteil seiner Kinder ausbeutet, und dieser Frate Hieronimo, der alles kirchliche und politische Leben dem Sittengesetz und der geistlichen Disziplin zu unterwerfen den Versuch macht. Auch für die bürgerlichen Verfassungen hatte es eine universale Bedeutung, daß Savonarola es unternahm, der Tyrannei gewaltsamer Machthaber durch die Autorität der Berechtigten ein Ende zu machen. Überdies aber kam er mit den großen politischen Entzweiungen der europäischen Mächte in Kontakt. Im August und September 1495 waren die italienischen Staaten, ausgenommen Ferrara und Florenz, gegen den König von Frankreich vereinigt; die Einheit von Italien war

nicht ganz vergessen; auch der Papst brachte sie in Erinnerung, und in Florenz fehlte es nicht an aller Empfänglichkeit dafür. Aber unmöglich konnten die Florentiner sie in einem Moment ergreifen, in welchem sie zum Kriege gegen Frankreich geführt hätte, denn der florentinische Handel beruhte hauptsächlich auch auf Friede und Freundschaft mit Frankreich; man zählte die Summen zusammen, die man alle Jahre daselbst gewann, und die man um so weniger entbehren konnte, da alles andere Gewerbe stockte. Zum Teil auf die alte Anhänglichkeit an Frankreich gründete sich die Autorität Savonarolas; das ganze System seiner Ideen schließt sich an das Bündnis mit Frankreich an, an welchem er mit unbedingtem politischen Vertrauen und selbst religiöser Zuversicht festhielt.

Auch in seinen Predigten sprach er gern von dieser Allianz und dem glücklichen Erfolg, den Florenz von derselben erwarten dürfe; man wende zwar ein, das hänge alles von dem Leben und Tode eines kleinen Mannes ab, denn man kannte Karl VIII. persönlich in Florenz. Savonarola sagt, er habe diesem Fürsten alles vorausverkündigt, was ihm begegnet sei, da er sein Gelöbnis, die Kirche zu reformieren, aus den Augen gesetzt und auch andere Versprechungen nicht gehalten habe; Karl VIII. sei dafür bestraft worden; den Rückzug des Königs, selbst den Tod des Dauphins leitet Savonarola davon ab; aber er hofft noch, daß der König auf den guten Weg zurückkehren werde; wo

nicht, so werde Gott ihn umbringen und sein Reich einem anderen verleihen; auch mit dem Tode des Königs würde die Sache nicht verloren sein; Gott werde andere erwecken, um sein Werk durchzuführen; und dann auch den Florentinern wieder ihren alten Besitz verschaffen, nicht durch ihre Vorkehrungen, sondern durch seinen Willen. Er sprach das aus in dem Augenblicke, als die Ligua gegen Frankreich und Florenz immer mächtiger wurde und in der Stadt selbst eine Partei sich regte, welche auf eine Veränderung der Verfassung ausging und mit dem Herzog von Mailand in Verbindung stand. Savonarola ruft ein heftiges Wehe über sie aus. Für ihn ist der Kampf gegen die äußern und inneren Feinde ein und derselbe; den inneren Feinden, von denen die von ihm eingeführte Ordnung der Dinge bekämpft werde, kündigt er schweres Unglück an, wenn sie sich nicht bekehren würden; er ermahnt seine Freunde, d. h. die Gutgesinnten — denn andere Freunde habe er nicht — für die Bösen, d. h. die Schlechtgesinnten zu beten, damit sie sich bekehren; auf Menschen mögen sie sich dabei nicht verlassen, sondern bloß auf Gott. Er versichert, daß seine Sendung eine unmittelbar göttliche sei und sich auf Italien überhaupt und auf die ganze Welt beziehe, denn Florenz, sagt er ein andermal, sei die Stadt Christi, an sich freilich nicht mehr, als andere Städte, aber dadurch bevorzugt, daß sie das Licht und die Wahrheit besitze; man könne ihn umbringen, aber die Stadt werde dann zugrunde

gehen und Gott andere Männer erwecken, um seinen Willen zu erfüllen.

Savonarola hat sich, wie bemerkt, die Propheten des Alten Testamentes zum Muster genommen; wie andere in den großen Gestalten des klassischen Altertums, so lebte er in den Erscheinungen der Zeiten der Richter und Könige in Juda; auch hatte er wohl eine gewisse Ähnlichkeit mit den alten Propheten, in den Feinden, die ihm widerstrebten, und den Beschwerden, die er duldete. Eben mit ihren Ausdrücken bekräftigte er seinen Anspruch. Dabei bewegt er sich doch auf dem Boden der christlichen Weltanschauung; die Lehren des Neuen Testamentes sind ihm allezeit gegenwärtig; er sucht die Kirche auf ihren ursprünglichen Begriff zurückzuführen, die unbedingte Hingebung und Wohltätigkeit der ältesten Gemeinden. Durchdrungen von diesen Impulsen ältester und echtester Religiösität hat er sich von dem Gedankenkreis der römischen Kirche nicht losgerissen, wie er denn an den Vorstellungen über das Jenseits, der Verehrung der Jungfrau, an dem enthusiastischen Glauben an die Engel und das himmlische Heer und ihrem Einfluß festhält; — auch zieht er das Zölibat der Ehe, auf welcher doch die menschliche Gesellschaft beruht, unbedingt vor; in manchen seiner Äußerungen hat man selbst den Verdammungseifer der Inquisition, die eben durch seinen Orden geübt wurde, wiederzufinden geglaubt. Nur gehörte er nicht der papistischen, sondern der konziliaren Richtung an, für die er durch

die Reform, die er einführte, Grund und Boden zu finden hoffte. In dieser Mischung von Prophetentum, altchristlicher Erinnerung und hierarchischen Vorstellungen ist er vielleicht einzig; er ist ein Reformator, der die Kutte nicht abwirft; auch als das, was er ist, Klosterbruder, glaubte er dem Papsttum widerstehen zu können. Wie die Reformatoren der folgenden Epoche, verbindet er Politik und Predigt.

Im Frühjahre 1496 war es noch einmal die ernstliche Absicht König Karls VIII., nach Italien zurückzukommen; er meinte, die Fehler zu vermeiden, die er früher begangen, von denen doch wohl der vornehmste in seiner Allianz mit dem unzuverlässigen Lodovico Sforza bestand. Eben gegen diesen war jetzt seine Absicht vornehmlich gerichtet; in Oberitalien stellte er demselben den kriegsgeübten Johann Jakob Tribulzio entgegen, den geschworenen und mächtigen Feind Lodovicos; die meisten der kleinen Dynasten waren in seinem Bunde; vor allem zählte er auf die Stadt Florenz, die er auch deshalb nicht entbehren konnte, weil alle die anderen seiner Besoldung bedurften, die Florentiner aber nicht. Savonarola sprach die Überzeugung, daß der König herbeikommen werde, mit erneuertem Nachdruck aus, das Schwert werde nicht länger mehr in der Scheide bleiben; gezückt und bloß werde es die Gegner in ganz Italien züchtigen; Florenz dürfe sich nicht vor den Nachbarn und ihrem üblen Willen fürchten; Gott werde dieselben nicht allein verderben, sondern auch einen Teil ihrer Be-

sitztümer in die Hände der Florentiner bringen. Allein auch diesmal kam der König nicht. Der Herzog von Orleans, der jetzt der nächste Thronerbe geworden, trug Bedenken, das Reich zu verlassen; er lehnte die Unternehmung gegen Mailand ab; die Versuche Trivulzios scheiterten an all den verschiedenen Punkten, wo sie unternommen wurden. Überdies aber, die großen Angelegenheiten der Welt lagen nicht mehr günstig; die Absicht des Königs von Frankreich, Neapel zu erobern, war in einem Augenblicke durchgegangen, als das spanisch-aragonische Haus in sich selbst entzweit war. Jetzt aber war es nicht allein wieder vereinigt, sondern der König von Aragon, Ferdinand der Katholische, brachte ein allgemeines Bündnis gegen die französischen Übergriffe zustande. Dieser Verbindung gehörte vornehmlich das Haus Burgund an, denn eine Erhebung von Burgund war es, was den König Karl abhielt, ein neues Unternehmen auf Neapel, wozu er alles vorbereitet hatte, ins Werk zu richten. Und noch eine andere Wirkung auf Italien hatte diese Verbindung: Kaiser Maximilian, der ihr zugehörte, ließ sich überreden, mit Venedig und Mailand im Bunde, nach Italien zu kommen, um die Freiheit von Pisa auf immer festzustellen; er hoffte dabei, die alte Oberhoheit des Reiches wieder zur Geltung zu bringen. Wenn der Mailänder Geschäftsträger Briefe Savonarolas, welche aufgefangen worden seien, vorwies, in denen dieser den König Karl zu baldiger Rückkehr auffordert, so nahm die Signoria daran wenig Anstoß,

denn eben dahin gehe auch ihre Gesinnung; ihre Hoffnung sei, ihr verlornes Gebiet durch Hilfe von Frankreich wieder zu erhalten. Der Kampf zwischen Österreich und Frankreich wurde nun ein entscheidendes Moment für die Florentiner. Ein mailändischer Gesandter kam nach Florenz, um die Bürger zu ermahnen, sich dem Kaiser zu unterwerfen; auch fand er Eingang bei einigen der Großen, welche eine Veränderung der Verfassung gewünscht hätten. Schon immer war behauptet worden, die Gegner Savonarolas seien mit dem Herzog von Mailand einverstanden; aber die Signoria ließ sich davon nicht fortreißen. Sie wußte ihr Heer zwischen Pisa, wo der Kaiser bereits eingetroffen war, in bessere Ordnung zu bringen und gut aufzustellen; hauptsächlich verstärkte sie die Besatzung in dem Schloß von Livorno, auf welches in diesem Augenblick alles ankam, denn in dem Hafen lagen viele ihrer Schiffe, welche noch reiche Ladungen bargen, deren Verlust nach dem allgemeinen Urteil sie genötigt haben würde, sich dem venezianisch-mailändischen Heere, das der Kaiser anführte, zu unterwerfen. Die Lage war um so drückender, da es an Lebensmitteln fehlte, mit denen man nur durch eine Zufuhr von Marseille nach Livorno versehen werden konnte. Aber die Hauptsache lag doch immer darin, daß die Gegner Savonarolas ihr Haupt gewaltig gegen ihn erhoben; irgendein großer Unfall hätte ihnen das Übergewicht verschafft und das Werk seiner Hände oder vielmehr seiner intellektuellen und moralischen Anstrengungen,

das er für göttlich hielt, zunichte gemacht. In dieser Krisis bestieg der Frate am 28. Oktober 1496 noch einmal in Sta. Maria del Fiore die Kanzel. Es ist wohl der Mühe wert, von der Predigt, die er hielt, einen Auszug einzuschalten, da man daraus seine ganze Art und Weise prophetischer, sittlicher und politischer Anmahnungen kennen lernt. „Ich sage," so hob er an, „daß eine große Züchtigung nahe heranrückt; ich habe ein Geheimnis, das ich um eurer Sünden willen euch nicht völlig eröffnen kann; doch will ich euch zuletzt ein Wort davon sagen; wer es zu verstehen vermag, verstehe es; genug, daß ich die Wahrheit besitze. Die Bösen verursachen dein Übel, nicht allein ein äußeres, sondern auch ein inneres; die Wurzel des Übels ist in dem Innern zu suchen. So wurzelt der Schaden eines Apfels in seinem Innern; Gott will jetzt das Messer nehmen, um den Schaden in diesem Apfel wegzuschaffen. Bist du klar darüber? Es ist mir klar, daß Gott das Gehirn Italiens auf Irrwege führt; viele werden sich betrogen sehen. Hast du nicht erlebt, daß jemand auf den Markt geht, um ein Geschäft zu machen, und wenn er dort ist, macht er ein anderes? So versichere ich dich: jene anderen verstehen die Wege Gottes nicht; Gott erleuchtet sie nicht, denn sie sind böse. Mein Sohn, wende dich rückwärts; ich habe Mitleid mit dir, weil ich dich auf einem schlechten Wege sehe, und werde Gott für dich bitten; aber ich fürchte, es wird schwer sein, diesem Sturm zu begegnen. Du weißt, wie oft ich dir die jetzigen Bedrängnisse voraus-

gesagt habe. Wie oft habe ich dich erinnert, Vorräte zu sammeln. Jetzt wäre es gut, das getan zu haben, denn die Teuerung wird groß. Du wirst mir sagen, ich hätte mich früher deutlicher aussprechen sollen, dann würdest du es verstanden haben; ich antworte dir, die göttlichen Dinge werden nicht anders ausgesprochen. Jetzt mögen sich die Armen an Gott wenden; er wird sie nicht vor Hunger sterben lassen. Ihr Guten, fürchtet euch nicht! denn wenn die Bedrängnisse groß werden, wird Gott die Berge in die Tiefe des Meeres werfen. Das Meer bedeutet die bewaffneten Heerscharen, die Berge sind Engel und Heilige, auch die Prediger sind es; die wird Gott dem Meere entgegensetzen, so daß die Wogen sich an ihnen brechen und die kleinen Fahrzeuge, die im Meere sind, nicht untergehen. So ist einst Jerusalem durch die Engel vor dem Heere Sanheribs gerettet worden, und Gott hat zu diesem gesprochen: „Kehre um!“ Fürchtet euch nicht, ihr Guten, denn die Berge dienen zu eurem Schutz; aber gegen die Bösen ist Gott, sind die Heiligen und der Himmel aufgebracht. Gott hält seine Hand über dieses Werk, er hat diese Regierung gegeben, zugunsten der Guten und zur Förderung der geistlichen Wohlfahrt. Die Guten werden sich dessen unter allen Umständen erfreuen, aber auch weltliche Wohlfahrt werden sie haben, die ihnen vergönnt sein wird, hauptsächlich um die geistliche Wohlfahrt aufrecht zu erhalten. Das wahre Florenz, das sind die Guten; die Bösen haben keinen Anteil daran, sondern sie müssen

sich fürchten. Du mußt kein Vertrauen auf die Menschen haben; jener Mann, der nicht getan hat, was er versprochen, hat dafür Züchtigungen empfangen und muß noch mehrere erwarten, wenn er seine Pflicht nicht tut. Nehmet an der bevorstehenden Prozession teil, bittet Gott, uns von der großen Gefahr zu befreien. Und nun sage ich das Wort, von dem ich eine Andeutung machte: wenn wir eine Einigung treffen, so bin ich sicher, wir werden den Feind verjagen, und ich will selbst mit einem Kruzifix in der Hand ihm entgegengehen." Der Prediger erinnert die Zuhörer an die Vorgänge bei der letzten Anwesenheit des Königs von Frankreich; nur durch ihn, den Frate, seien sie damals errettet worden; so werde es auch diesmal geschehn. Die jetzigen Bedrängnisse leitet er davon her, daß man die guten Gesetze, die er vorgeschlagen, nicht habe annehmen wollen. „Florenz, du hältst mich für einen Propheten; solltest du aber jemals dir einen Herrn geben, so wisse, daß er ein schlechtes Ende nehmen wird, er selbst und du." Wie diese, so sind auch seine anderen Predigten immer voll von Verheißungen gegen den äußeren Feind und von Drohungen gegen die inneren Widersacher. Auch diesmal bewährten sich die ersten über alles Erwarten; bei jener Prozession, die er empfohlen hatte, bei der man ein wundertätiges Marienbild in der Stadt herumtrug, ereignete sich, daß ein Kurier ihr begegnete mit einem Ölzweig in der Hand, der die Ankunft französischer Schiffe meldete, welche einige Mannschaften,

deren man eben bedurfte, und große Vorräte von Korn herbeigebracht hatten. Livorno war gerettet; die Streitkräfte konnten sich nun wieder gegen Pisa wenden. „Ich habe nicht gesagt," so ließ sich Savonarola vernehmen, „daß ich Pisa in meiner Hand hätte; aber ich habe gesagt, du Florenz hast es in deiner Hand. Denn ich habe gesagt, deine Begnadigungen sind in meiner Hand; aber du mußt sie dir durch ein gutes Leben aneignen; insofern steht Pisa in deiner Hand." Aufs neue richtet er sich gegen die Bösen, durch welche das Feuer, das in Italien aufgegangen, geschürt worden sei, und verkündigt ihnen Unheil.

Zur Wiedererwerbung von Pisa kam es nun zwar noch nicht; aber Kaiser Maximilian ward doch bewogen, den Angriff auf Florenz aufzugeben und nach Deutschland zurückzugehen. Was ihn dazu vermochte, waren allerdings die Unzuverlässigkeiten seiner italienischen Verbündeten; aber dazu kam noch eine Rücksicht auf das Deutsche Reich. Der Reichstag in Lindau nahm eine für die Autorität des Kaisers sehr bedrohliche Wendung; indem Maximilian gleichsam als Kondottiere an der Spitze mailändischer und venezianischer Völker das Ansehen des kaiserlichen Namens in Toskana herzustellen gedachte, lief er Gefahr, die Autorität, die er noch wirklich besaß, in Deutschland zu verlieren. Man wird hier nochmals inne, wie nahe die florentinischen Verhältnisse mit den universalen zusammenhängen; eine Regung burgundischer Gesinnung hielt König Karl in Frankreich fest; die Regung

reichsständischer Ideen dagegen nötigte Maximilian nach Deutschland zurückzukehren.

Wenn nun dergestalt die großen Mächte von unmittelbarem Eingreifen zurückgehalten wurden, so blieb die Sache von Florenz um so mehr eine toskanische und italienische Angelegenheit, immer jedoch mit der Maßgabe, daß Florenz an seinem Bündnis mit Frankreich festhielt, da die übrigen italienischen Staaten in einer Allianz gegen Frankreich begriffen waren.

Die Autorität des Frate war durch den Gang des Ereignisses aufs neue mächtig angestiegen, denn die Umstände, welche die Rettung aus schwerer Bedrängnis herbeigeführt hatten, sah man als ein göttliches Mysterium an, durch welches die prophetische Mission desselben bestätigt werde. Bei alledem hatte es die größten Schwierigkeiten, das populäre Regiment aufrecht zu erhalten.

Der Frate ließ sich im großen Consiglio eine Kanzel errichten, um zu einem sittlich guten Leben und zur Bestätigung der von ihm vorgeschlagenen Reformen, besonders in bezug auf Frauentracht und Kinderzucht zu ermahnen; auch brachte er manche bei der Magistratur vorgekommenen Unordnungen zur Sprache. Und so weit kam es nun wohl, daß Statuten in seinem Sinne gemacht wurden; allein bei dem letzten Schritt traten wieder Anstände ein; die Signorie trug Bedenken, sie zu publizieren. Wenn dann die Unternehmungen nicht so gingen, wie man wünschte, so sah Frate Hieronimo den Grund der Unfälle darin, daß

man seine Anordnungen nicht befolgt habe; käme der König von Frankreich nicht, so würden andere kommen, um Italien und den Papst zu geißeln; wolle man sich nicht freiwillig zu einem guten Leben entschließen, so werde man mit Gewalt dazu gezwungen werden. Besonders beklagt er sich über die Signoren, die in seine Vorschläge nicht vollständig gewilligt hatten, und wiederholte, daß ja das Volk der Herr sei; es brauche sich nur zu erheben und zu erklären, es wolle; er erging sich in heftigen Exklamationen über den Widerstand, den er im Palast, d. h. bei der Signorie finde und in ebenso feurigen Beteuerungen der Wahrheit dessen, was er sage; er sprach selbst aus, daß der kein guter Christ sein könne, der ihm nicht glaube. Noch in stärkeren Ausdrücken wiederholte das sein eifrigster Anhänger, Fra Domenico da Pescia; er hat vernehmen lassen, Land und See und selbst die Himmel würden eher vernichtet, als die Lehre Savonarolas umgestoßen werden; Cherubim und Seraphim, die heilige Jungfrau und Christus selbst würden eher zugrunde gehen.

Mit dem Übergewicht, das diese Richtung genommen, hing es zusammen, daß der Karneval von 1497 den Charakter der mönchischen Reform noch stärker trug, als der vorhergegangene; es war eigentlich ein Triumph der fratesken Doktrin. An die Stelle der lärmenden Vergnügungen und Unregelmäßigkeiten dieser Tage traten Prozessionen nicht allein von Kindern, wie im vorigen Jahre, sondern auch von Erwachsenen

von beiden Geschlechtern, welche in weißen Kleidern mit roten Kreuzen, geistliche Lieder singend, einherschritten. Man hatte in den Häusern um Überlieferung der Gegenstände des eitlen Luxus und der „Fluchwürdigkeit" gebeten. Damit wurden Bücher von moralisch anstößigem Inhalt verstanden, wie auch Bildwerke, namentlich Gemälde, die zur Unzucht anreizen konnten; sie wurden auf dem großen Platz in Form einer Pyramide aufgestellt und unter dem Freudengeschrei der Menge den Flammen übergeben. So hatte Savonarola schon früher die Gläubigen aufgefordert, ihm die Bücher zu bringen, die gegen den Glauben seien; er wolle sie Gott zum Opfer verbrennen; er bezog sich dabei auf St. Paul und St. Gregor; von dem letzten werde man freilich sagen, er sei ein Narr gewesen; wolle Gott, es gebe viele solche Narren. Es ist immer behauptet worden, daß da auch manches treffliche künstlerische Werk zugrunde gegangen sei; in welchem Umfang dies geschehen ist, wagen wir nicht zu entscheiden; aber zur Herrschaft kam der Gedanke, der das Kunstwerk und selbst die Poesie nur nach ihrem moralischen Inhalt schätzt; man hat den Morgante Maggiore und Boccaccio verbrannt, freilich ohne sie zu vertilgen; aber Kunstwerke ließen sich absolut vertilgen. Daß es so weit kommen konnte, dazu gehörte auch ein einverstandenes Gonfalonierat, wie das damalige.

Siebentes Kapitel.

Savonarola und Francesko Valori.

Wir kommen hier auf das Verhältnis der beiden einander entgegenstehenden städtischen Parteien zurück. Die Angelegenheit, die immer allem anderen voranstand, war die Ernennung des Gonfaloniere di Giustizia, der zwei Monate lang eine unmittelbare, wirksame Autorität ausübte. Es war das Amt der Akkoppiatoren gewesen, diese Ernennung zu vollziehen, was dann im Sinne der vornehmeren Geschlechter geschah; wir erinnern uns, wie sie dasselbe verloren. Die Wahlen wurden dann in dem großen Consiglio vollzogen unter dem entgegengesetzten popularen Einfluß. In der Natur menschlicher Verhältnisse liegt es nun, daß die andere Partei dagegen anstrebte. Bereits im April 1496 wurde in der Republik ein geheimes Verständnis entdeckt, welches dahin zielte, nur solche Persönlichkeiten in die höheren Ämter gelangen zu lassen, über die man sich ausdrücklich verständigt hatte; ein Zettel war in Umlauf gesetzt worden, auf welchem 45 Namen verzeichnet waren, die für die höheren Ämter berücksichtigt werden sollten, außer ihnen aber keine anderen. Die Genannten gehörten meist den Geschlechtern an, die man jetzt auszuschließen angefangen hatte. Hierüber entstand die größte Be-

wegung, denn Intelligenzen dieser Art waren in der Republik streng verboten. Die Beteiligten wurden ergriffen und zu Gefängnisstrafe oder Ammonition verurteilt; die Sache schien ihren Ursprung in einigen Oberhäuptern zu haben, wie Piero Capponi und Tanai de' Nerli. Der ferraresische Gesandte wagt nicht ihre Namen zu verzeichnen; wir lernen sie aus dem Tagebuche Parentis kennen. Man glaubte annehmen zu dürfen, daß das Vorhaben dahin gegangen sei, sowohl die Anhänger Savonarolas als besonders die Bigi von den Ämtern entfernt zu halten. Die Verurteilten appellierten an das Volk, und es kam zu einer Verhandlung in dem großen Rate. Die Prokuratoren sprachen für und wider dieselben; dann ließ sich auch Frate Hieronimo auf der Kanzel über die Sache vernehmen; er war für die strenge Bestrafung der einmal Verurteilten. Es blieb also bei den von der Signoria verhängten Strafen. Die Folge war, daß im Mai 1496 jene Oberhäupter der großen Häuser noch weiter ausgeschlossen wurden und dagegen die Bigi in die höheren Ämter drangen; in dem Rat der Zehn, der die wichtigsten Zweige der Administration in sich begriff, erhielten sie die Oberhand. Im Sommer 1496 unterschied man zwei Parteien in Florenz, von denen die eine für den Herzog von Mailand, die andere für den König von Frankreich war. Hieronimo sagte wohl, er sei weder für die eine noch für die andere, er mische sich überhaupt nicht in Staatsangelegenheiten; aber man hatte genug von dem Herzog von Mailand gehört,

um zu wissen, daß er die Herstellung eines aristokrati-
schen Regiments gern gesehen hätte, weil er mit den
Wenigen, wie man sie nannte, sich verständigen zu
können hoffte, nicht aber mit dem Volke. Frate Hie-
ronimo deklamierte gegen die Großen, von denen sich
immer mehr zeigte, daß sie sich dem Popolo nicht
unterwerfen wollten. Ein tiefgreifendes Ereignis war,
daß Piero Capponi, der als Kommissar bei dem
Kriegsvolk stand, das gegen Pisa aufgestellt war, von
einer feindlichen Kugel getroffen umkam. Piero Cap-
poni hatte sich schon unter Lorenzo Ansehen erworben,
dann aber doch bei der Verjagung der Medici großen
Einfluß ausgeübt; bei Guicciardini erscheint er als
der Haupturheber derselben. In den ersten Tagen
nachher war er der Mann, der das meiste Ansehen in
der Stadt besaß; den Abzug der Franzosen brachte er
unter annehmbaren Bedingungen zustande. Er hatte
Geist und Mut und sprach vortrefflich. Der Reform
des Frate aber war er entgegen; je mehr dieser im
Ansehen stieg, desto weniger galt Capponi bei dem
Volke. Sein Tod wurde nicht allein ohne Bedauern,
sondern sogar gern vernommen.

Dagegen erfreute sich damals Francesko Valori der
größten Gunst bei der Population. Er galt als einer
der vornehmsten Feinde der Medici; an ihrer Ver-
jagung, der Staatsveränderung überhaupt hat er den
wirksamsten Anteil genommen, war aber bei der zwi-
schen den großen Geschlechtern, denen auch er ange-
hörte, entstehenden Parteiung auf die Seite des Frate

getreten und hatte die popularen Ideen zu den seinigen gemacht. Er war immer voll von Feuer für seine Sache; ein Mann von würdigem Äußeren, wenig Worten, bürgerlich in seiner Erscheinung, nicht gewinnsüchtig oder geldgierig, was ihm einen guten Ruf bei der Menge verschaffte, aber ehrgeizig ohne Grenzen und voll von persönlichem Selbstgefühl. Er gehörte zu den Männern, wie sie in allen Revolutionen hervortreten, denen es weniger um die theoretischen Grundsätze zu tun ist, die von der einen oder der andern Partei verfochten werden, als um den Besitz der Gewalt. Solange die öffentliche Meinung schwankte, hatte er oft bei der Bewerbung um ein Amt hinter Männern von geringerem persönlichen Verdienst zurückstehen müssen, aber in dem Maße, in welchem die frateske Partei überhaupt emporkam, stieg er zu immer größerem Ansehen; im Januar 1497 erlangte er das Gonfalonierat mit allgemeiner Beistimmung.

Unter seiner Verwaltung schritt man in bezug auf die Finanzen zu strengeren Maßregeln, was doch wieder auf die Parteistellung des Frate eine ungünstige Rückwirkung ausübte. Jene nur auf Zeit bewilligte Nachsicht in bezug auf die Staatsschulden hob man auf; da sich dann die Inkonvenienz herausstellte, daß der große Rat nicht mehr recht besucht wurde, so griff man hiegegen zu dem Mittel, auch den jüngeren Leuten aus den berechtigten Familien, die bisher ausgeschlossen waren, den Zutritt zu dem Consiglio

zu gestatten. Bisher war das Alter von 29 Jahren dazu erforderlich gewesen; man setzte fest, daß 24 Jahre hinreichen sollten. Eine Auskunft, durch welche eine vorliegende Schwierigkeit beseitigt wurde, die aber mit der Zeit auch andere nicht zu berechnende Folgen nach sich ziehen konnte, denn wenn so viele jüngere Leute aus vornehmen und reichen Geschlechtern an der Ausübung der Souveränität des Popolo teilnahmen, wie konnte der Dominikanerbruder darauf zählen, allezeit die Mehrheit zu behalten, worauf ihm alles ankam? Ohnedies stieß die eingeführte Ordnung der Dinge auf mancherlei Widerstand.

Man hat dem Frate die Absicht zugeschrieben, in der Stadt eine starke bewaffnete Macht aufzustellen, um einen jeden, der gegen die Gesetze fehle, sogleich durch militärische Gewalt zur Unterwerfung zu bringen; denn auf eine starke Macht innerhalb der Republik war sein Sinn schon deshalb gerichtet, weil die Gegner niedergehalten werden mußten. Darin aber konnte er keinen besseren Gehilfen finden, als Valori. Als Gonfaloniere litt Valori die Prediger, die sich den Doktrinen des Frate entgegensetzten, nicht in der Stadt; diese und manche ausgesprochene Anhänger des verjagten Hauses nahmen ihre Zuflucht nach Rom zu dem Kardinal Medici. Aber in bürgerlichen Streitigkeiten ruft jede Aktion ihre Gegenwirkung hervor. Und keinem Zweifel unterliegt es, daß auch die geistlichen Bestrebungen in dem letzten Karneval, die tief in die Familien hineingriffen, Mißvergnügen erweckt

hatten; die gesamte Gewalt in die Hände der Frateschi unter einem so tatkräftigen Oberhaupt geraten zu lassen, war keineswegs die vorwaltende Meinung. So konnte es geschehen, daß der nächste Gonfaloniere aus den Gegnern Savonarolas genommen wurde; es war Bernardo del Nero, in welchem diese Partei nach Capponis Tode ihr Oberhaupt sah. Anders konnte es nicht sein, als daß daraus eine große Verwirrung entstand. Die aufgewachsene Jugend gefiel sich in Spielen von sehr politischer Färbung; sie sonderte sich in zwei Parteien, von denen die eine einen Herzog, die andere einen König an ihre Spitze stellte, d. h. eine französisch gesinnte, frateske und eine andere mehr aristokratische, die in der Verbindung mit dem Herzog von Mailand das Heil der Republik sah. Das Spiel hätte ernsthaft werden können und wurde von den Otto ausdrücklich untersagt.

In diesem Augenblick gegen Ende April 1497 geschah es, daß Piero Medici, zugleich auf die Entzweiung trauend, die in Florenz ausgebrochen war, einen Versuch machte, mit Gewalt wieder Meister in der Stadt zu werden. Und ohne Aussicht war sein Unternehmen nicht, denn die Menge des Volkes war von jeher mediceisch gesinnt und wegen der eingetretenen Teuerung der Lebensmittel der neuen Regierung besonders abgeneigt, und von den mittleren Bürgern bemerkte man, daß sie den Ausgang der Sache abwarten wollten; sie verhielten sich gleichgültig und zögernd und waren entfernt davon, sich zu bewaffnen. Wäre

Piero eingetroffen, ehe die neue Signoria gewählt war, so würde er wohl einen Erfolg erzielt haben können; aber die neuen Signoren waren bereits gewählt, und unter dem Einfluß seiner Gegner waren gute Veranstaltungen getroffen, so daß er, nachdem er auf eine Bogenschußweite in die Nähe der Tore gekommen war, da die Stadt ihm widerstand und die vor Pisa lagernde Kriegsmacht sich gegen ihn wandte, für ratsam hielt, zurückzugehen. In Rom hatte das Gerücht, daß sein Unternehmen gelungen sei, frohlockende Manifestationen seiner Freunde hervorgerufen; bald aber traf die Kunde von dem vollkommenen Mißlingen ein. Papst Alexander scheint dies erwartet zu haben; denn er hatte nur eine sehr geringe Vorstellung von den Talenten des Piero. Für Savonarola machten die beiden Angriffe Piero Medicis Epoche. Wenn der erste ihm sehr nützlich geworden war, weil er das meiste zur Abwehr desselben beigetragen hatte, so war der zweite, obwohl ebenso erfolglos, doch vielmehr ihm schädlich, da er von jeher auch die Anhänger der Medici in seinen Schutz genommen hatte, so daß der Widerwille, welcher deren unentschiedenes Verhalten erweckt hatte, auf ihn selbst zurückfiel; unter denen, die man im Palast festhielt, um ihrer sicher zu sein, waren viele seiner Anhänger. Eine widerspruchsvolle Lage an sich, daß der Urheber des popularen Regiments, welches die Verjagung der Medici zur Voraussetzung hatte, nun doch wieder in einer gewissen inneren Verbindung mit denen stand,

welche die Rückkehr der Medici wünschten, ohne jedoch selbst diesen Wunsch zu teilen. Dazu kam, daß ein Waffenstillstand zwischen Spanien und Frankreich geschlossen worden war, durch welchen die Opportunität der Allianz, für die Hieronimo sich immer ausgesprochen, sehr zweifelhaft wurde. Es hatte sich gezeigt, daß man doch für Florenz auch von der Liga nicht viel zu befürchten brauchte; namentlich erklärte sich Herzog Lodovico von Mailand zwar durchaus nicht im Sinne des Consiglio und der popularen Partei, aber doch noch weniger für die Medici, von denen er, wenn sie jemals wieder in Florenz zur Gewalt kamen, nur Feindseligkeiten zu erwarten hatte, da er zu ihrer Verjagung beigetragen zu haben sich bewußt war. Die Primaten waren seine natürlichen Verbündeten, sie wollten selbst Herren in Florenz sein und sich nicht unter die Medici beugen. Täglich traten die Gegensätze in der Stadt schärfer hervor; in der neuen Signorie saßen einige von Savonarolas heftigsten Gegnern, zu denen der Gonfaloniere Canacci selbst gehörte, aber auch einige seiner wärmsten Anhänger, wie Antonia Canigiani; ähnlich stand es in den meisten andern republikanischen Ämtern. Die geistlichen Streitigkeiten konnten nicht verfehlen, darauf einzuwirken, wobei es denn ins Gewicht fiel, daß Papst Alexander nicht mehr wie früher für Piero Partei nahm, so daß die reformatorische Agitation nicht länger ein Moment der Sicherheit der Republik überhaupt bildete. Die großen Geschlechter, frei von der

Furcht vor dem Papst, traten dem Frate um so nachdrücklicher entgegen. Schon hörte man behaupten, das beste würde sein, sich desselben zu entledigen; doch fehlte noch viel, daß dies die herrschende Meinung gewesen wäre; seine Anhänger bildeten noch in allen Kreisen eine starke Partei. Bei diesem Widerstreit, der alle Kreise durchdrang, und der politisch geistigen Aufregung, in der man sich befand, wurde es nun fast die größte Frage in der Stadt, ob Frate Hieronimo, wie er angekündigt hatte, an dem nahen Himmelfahrtstage (4. Mai) predigen werde oder nicht. Man stellte Wetten darüber an, denen durch Pfänder, die man auswechselte, ein besonderer Nachdruck gegeben wurde; die Gegner des Frate gaben die Absicht kund, die Predigt, die der päpstlichen Verfügung zuwiderlief, zu verhindern oder sie doch zu stören. Die Signorie hielt für notwendig, diese Wetten für null und nichtig zu erklären und jeden, der die Predigt stören werde, mit Strafe zu bedrohen. Es war selbst zweifelhaft, ob Savonarola wagen würde, die Kanzel zu besteigen. Valori hat ihn danach fragen lassen, und da er fest bei seiner Absicht blieb, haben dann die Signoren in einer neuen Deliberation beschlossen, daß zwar wegen des herannahenden Sommers, welcher bei zahlreichen Zusammenkünften die Seuche wieder hervorrufen könne, die Predigten überhaupt verboten sein sollten; für den Tag des Himmelfahrtsfestes aber wurden sie erlaubt. Von Savonarola war nicht namentlich die Rede; daß er besonders gemeint war, liegt jedoch am

Tage. Wir begleiten noch einmal den Dominikaner zu einer seiner Demagorien, die einen geistlich politischen Charakter haben und zugleich seine Person betreffen. Am Himmelfahrtstage begab sich, wie die Chronik Parentis erzählend berichtet, der ehrwürdige Vater im Geleit nicht allein einer großen Anzahl seiner Anhänger, sondern auch von städtischen Milizen begleitet nach Santa Maria del Fiore. Vor allem bemühte er sich, die Vorwürfe abzulehnen, die man ihm machte. Seine Stellung war bereits nicht ohne Gefahr für ihn; die politischen Verhältnisse lagen weniger günstig; der Signoria war er nicht mehr so sicher wie bisher. Seine Predigt, die er hielt, ist eine Art von Verteidigung; aus ihr selbst lernt man die Vorwürfe kennen, die ihm gemacht wurden, die Zweifel an der Berechtigung der Stellung, die er einnahm, an seiner Prophetie selbst. Er ruft die Jungfrau Maria und die himmlischen Heerscharen zu Zeugen darüber auf, ob seine Vorhersagungen auf Träumen beruhen, wie manche ihm nachsagten, oder auf wirklichen Erleuchtungen: er versichert, vollkommen wachend mit aller möglichen Sicherheit habe er sie empfangen. Indem er sich an Gott wendet, dankt er ihm für das natürliche Licht, durch welches er dessen Dasein erkenne, den Ursprung alles Seins, noch mehr aber für das übernatürliche Licht des Glaubens; wenn er Gott um seinen Schutz anflehe, so rede nicht seine Zunge, sondern seine Seele; Gott möge sie frei machen, um die Wahrheit mit Zuversicht auszusprechen, von aller

Furcht, aber auch von jeder Anwandlung von Schmeichelei. Wohl sage man, er sei ein Verführer des Volkes, aber Gott wisse, daß das nicht wahr sei. Gott selbst habe ihm gesagt: Gehe fort aus deinem Lande und aus dem Hause deines Vaters in das Land, das ich dir zeigen werde. Nicht aus freier Wahl, sondern infolge göttlicher Inspiration sei er nach Florenz gegangen; hier habe er nicht etwa nach eigenem Willen gehandelt, über die neue, in der Stadt einzuführende Regierung gesprochen, sondern nur auf Gottes Geheiß. Er erwähnt dann näher, was man ihm zum Vorwurf machte, z. B. daß er Konventikel in San Marco gehalten habe, oder daß man Geld daselbst sammle oder in San Marco herrlich und in Freuden lebe; er lehnt das alles unter Anrufung des Zeugnisses der himmlischen Gewalten ab. Indem er sodann versichert, er suche nicht seine Ehre, sondern die Ehre Gottes, wagt er zu sagen, wer ihn verfolge, der verfolge Gott und gehe in sein eigenes Verderben. „Habe ich nicht nur immer die Furcht Gottes und den Frieden gepredigt? Habe ich mich nicht immer für das Beste eurer Stadt bemüht, ohne etwas anderes als Undank erwarten zu können?“ Er wiederholt dann seine alte Prophezeiung, daß Italien von barbarischem Volk sein Verderben zu erwarten habe. Sollten die fremden Mächte Frieden untereinander schließen, so werde das nur um so mehr der Ruin des verkehrten Italiens sein; ein Drangsal werde hereinbrechen, schlimmer als der Tod. Besonders werde Rom

schwere Züchtigungen erfahren; aber dann werde die Erneuerung der Kirche erfolgen. Er vergißt nicht zu versichern, daß dann auch Pisa unter die Herrschaft von Florenz zurückkehren werde, freilich nicht sogleich wegen der Sünden der Florentiner. Mancher wünsche immer zu leben, um immer zu sündigen. In diesen Drangsalen werden die Auserwählten immer besser, die Bösen immer schlimmer werden. Bereits sehe man, daß der Satan große Gewalt erlangt habe; überall werde gespielt, man höre Gott lästern; der Wollust öffne man Tür und Tor. Die Bösen wissen nicht, was sie tun; sie glauben, daß sie gegen den Frate kämpfen; es ist aber Christus, gegen den sie kämpfen. „Ich bin nicht ihr persönlicher Gegner, aber ich muß mein Leben einsetzen zu Ehren Christi und dem Heil der Seelen. Auch bin ich nicht der Urheber dieser Entzweiung, denn zwischen dem Guten und Bösen kann keine Vereinigung stattfinden." Man sage wohl, er hätte heute nicht predigen sollen, weil daraus Unruhen entstehen könnten, und man beziehe sich dabei auf einen Befehl der Signoria, aber ein solcher existiere nicht. Und hier kommt er auf den zweifelhaftesten Moment seiner Haltung überhaupt; selbst wenn eine solche Weisung ergangen wäre, würde sich sehr darüber streiten lassen, ob er verpflichtet sei, derselben Folge zu leisten; unter den heiligen Theologen sei es nicht ausgemacht, ob ein Prediger die Predigt unterlassen dürfe, wenn ein Tyrann sie verbiete.

Wir begleiten den Gang dieser Predigt, weil sie

für die Lage und die Persönlichkeit Savonarolas gleich charakteristisch ist. Sie läßt den ganzen Widerstand ahnen, der sich um ihn her regt, und dem er seinen Anspruch auf göttliche Erleuchtung und die Verkündigung göttlicher Wahrheit entgegensetzt. Er war aber an dem Punkt angekommen, in welchem alles kulminierte und eigentlich die Unabhängigkeit der Predigt von weltlicher und geistlicher Gewalt ausgesprochen wird. Eben in diesem Moment erhob sich ein Lärm in der Kirche; ein paar junge Leute unterbrachen die allgemeine Stille durch ein heftiges Klopfen, was dann der Versammlung als ein gegebenes Zeichen erschien. Alles erhob sich, viele stürzten zu den Türen hinaus, der Frate warf sich auf der Kanzel auf die Knie und ergriff ein Kruzifix. Durch den Zuspruch eines der Otto aber wurde die Ruhe wiederhergestellt und die Predigt vollendet. Aber indes hatte sich der in der Kirche gegebene Anstoß zur Entzweiung über die Stadt hin verbreitet; ein allgemeiner Zusammenlauf entstand, so daß die Anhänger Savonarolas meinten, er solle auf der Straße umgebracht werden. Auch sie bewaffneten sich ihrerseits; man versichert, es seien besonders solche gewesen, die bei dem letzten Angriff Pieros nicht hatten zu den Waffen greifen wollen. Der Frate wurde sicher nach S. Marco gebracht, aber vor Augen liegt, wie nahe schon alles einem offenen Kampfe zwischen den Bürgern war. Auf beiden Seiten verbreitete man übertriebene Gerüchte von dem Vorhaben der Gegner; die

Fratesken wurden beschuldigt, es auf eine Erhebung ihrer Partei abgesehen, ihre Widersacher dagegen, die Ermordung Savonarolas und die Vernichtung seiner Anhänger beabsichtigt zu haben.

Man bemerkte, daß die vornehmsten Feinde Savonarolas jetzt eben die waren, welche sich am entschiedensten gegen die Medici erklärt hatten. In der Stadt griff eine Entzweiung um sich, welche an die alte Parteiung der Guelfen und Gibellinen erinnerte, nur daß sie jetzt eine religiöse Färbung trug.

Das Ereignis vom 4. Mai schloß insofern noch einen neuen Moment in sich, als Savonarola den Anspruch auf eine keinem Verbot unterworfene Freiheit seiner Predigt erhoben hatte; er zerfiel dadurch nicht allein mit dem Papst, sondern auch mit der weltlichen Gewalt; weder jenem, noch auch dieser wollte er das Recht zugestehen, ihm die Predigt zu verbieten. Diesem Sinn entsprach es, wenn seine Anhänger ein Lebehoch auf den Herrn ausbrachten oder von dem König Christus redeten. Konnte aber der Dominikaner eine so unabhängige Stellung in der Tat behaupten? Wenn er dem Papst Widerstand leisten wollte, so mußte er wenigstens die Stadt auf seiner Seite haben. Gleich damals bekam er das zu empfinden, denn ohne die Autorität der Signoria würde er dem Anlauf seiner Gegner, die zugleich aristokratisch und päpstlich gesinnt waren, nicht haben widerstehen können. Der Papst Alexander VI. nahm im Mai 1497 den Prozeß gegen Savonarola wieder auf; er hatte dazu zugleich

einen politischen Grund. Zwei von einander scheinbar weit entfernt liegende Handlungen des Papstes, daß er nämlich den geweihten Hut an König Heinrich VII. schickte und ernstlicher als bisher gegen den Prior von San Marco einzuschreiten anfing, stehen doch in gewissem Zusammenhang; beide waren gegen Frankreich gerichtet, jene offenbar, diese sofern Savonarola in Florenz die französische Partei aufrecht hielt. Allemal aber lag das vornehmste Motiv in der Behauptung der höchsten geistlichen Autorität, wofür man jetzt wieder auf eine städtische Partei in Florenz rechnen konnte. In dem Breve vom 12. Mai 1497 wird vor allem der Ungehorsam Savonarolas hervorgehoben, der auf die ihm zugegangenen Zitationen nicht erschienen sei und dem päpstlichen Verbote zum Trotz immer fortgefahren habe, zu predigen; den florentinischen Kirchen wird deshalb angezeigt, daß der Frate der Ketzerei verdächtig und der Exkommunikation verfallen, also auch von allen Gläubigen zu vermeiden sei. Diese Sentenz des Papstes wurde nun am 18. Juni in fünf Kirchen von Florenz feierlich abgekündigt und brachte notwendig einen großen Eindruck hervor. Die Gegner des Frate wollten ihr nachkommen; seine Anhänger aber behaupteten, sie sei notorisch ungültig, weil sie auf falschen Informationen beruhe. Der Streit war so allgemein und lebhaft, daß eine Anzahl der angesehensten Bürger für ratsam hielt, sich zu vereinigen, um einen Ausbruch des inneren Kampfes zu verhüten. Die Frateschi meinten, den Papst doch

noch zu einer Suspension der Zensur bewegen zu können; sie vereinigten sich zu einer Bittschrift an ihn, welche von mehr als 300 florentinischen Bürgern unterschrieben wurde. Aber individuelle Meinungsäußerungen widersprachen der republikanischen Verfassung. Die Signorie nahm die Bittschrift sehr übel, denn nur die Gemeinschaft aller Bürger solle in der Stadt zu Worte kommen; sie wurde aber bewogen, sich nun selbst an den Papst zu wenden. In ihrem Anschreiben an denselben heißt es: Wenn das wahr wäre, was man ihm über Frate Hieronimo hinterbracht habe, so würde die Exkommunikation gerechtfertigt sein; allein so verhalte es sich nicht; die Signorie kenne den Bruder als einen guten und in der christlichen Lehre erfahrenen Mann; in seinem Verhalten habe sie nichts bemerkt, worin er ein schlechtes Beispiel gegeben oder von der christlichen Doktrin abgewichen sei. Sie ersucht den Papst, sich die Sache nochmals vortragen zu lassen, damit es nicht scheine, als gelte der Leichtsinn der Ankläger mehr, als ein gutes und religiöses Leben; sie bittet ihn, die Zensuren aufheben zu wollen, nicht ohne ihn zu erinnern, daß er Statthalter Christi sei; ihrer Stadt könne er keinen größeren Dienst erweisen. Aufs neue wurde hierauf die Sache Savonarolas in Rom erwogen; der Papst legte sie einer Kongregation von sechs Kardinälen vor; auch erfahren wir, daß in dieser Versammlung die Meinung geäußert worden ist, man möge die Zensur zwar nicht aufheben, aber auf einige Monate sus-

pendieren, in welcher Zeit der Frate nach Rom kommen solle. Aber diese Ansicht drang nicht durch; der Beschluß der Kongregation ging dahin, daß die Exkommunikation in Kraft bleiben und keinerlei Absolution stattfinden solle, wenn nicht der Frate vorher den Befehlen des Papstes und des Ordensgenerals Gehorsam leiste. Die Exkommunikation wurde also weder aufgehoben noch suspendiert; es war sogar bereits von einem Interdikt, welches erfolgen sollte, die Rede. Mitte August tat der ferraresische Gesandte dies dem Frate zu wissen; dieser erklärte, er sei allezeit bereit, die Sache Gottes zu verteidigen, aber Gott selbst werde sie verteidigen; nach Rom solle der Gesandte an seine Korrespondenten zurückmelden, er, der Bruder, habe keinen Zweifel daran, daß er diesen Kampf bestehen werde; Gott werde seine eigene Ehre verteidigen, und man werde wohl sehen, wer der Meister bleibe, Gott oder die Menschen; er sei in dieser Sache nur ein Werkzeug Gottes. Welche Ideen sich in ihm regten, kann man aus seinen aus dieser Zeit aufbewahrten Briefen abnehmen. Von der Behauptung, daß die Anklage auf Verleumdung beruhe; daß man in seinen Schriften kein ketzerisches Wort finden werde; daß mancher andere auf den Papst heftiger gescholten habe, als er selbst, geht er zu der großen Frage über, ob man dem Papste in allen Fällen Gehorsam schuldig sei. Er bezieht sich dabei auf die Lehre Gersons, es sei keine Verachtung der Schlüsselgewalt, den Befehlen des Papstes nicht zu gehorchen, sobald er seine Macht

schändlich und ärgerlich zum Zerstören und nicht zum Aufbauen gebrauche; man habe die Befugnis einer ungerecht ausgesprochenen Exkommunikation mit Hilfe der weltlichen Gewalt zu widerstehen, denn eine solche Exkommunikation sei nur ein Werk der Gewalt, und das natürliche Recht erlaube, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. So erhebt sich diese Kontroverse von einem Moment zum anderen zu immer höherer Bedeutung. Alle Lebensregungen von Florenz waren in dieselbe verflochten. Konnte sie aber in dieser so tief und vielfach entzweiten Republik geschlichtet werden?

Mitten in diese Agitationen traf es, daß man in Florenz einer Verschwörung angesehener Bürger zugunsten der Medici auf die Spur kam. Ein Zwischenträger des Namens Lamberto dell' Antella machte die Anzeige, ohne daß man recht klar wurde, was ihn dazu vermochte. Auf der Stelle erfolgten Verhaftungen in Menge und Verteidigungsmaßregeln, gleich als ob der Feind vor den Toren wäre. Alles beruhte auf der Entdeckung, daß die letzte Unternehmung Piero Medicis von einigen in Rom ansässigen florentinischen Häusern mit ihrem Geld befördert worden war, und zwar im Einverständnis mit ihren Freunden in Florenz. Diese aber gehörten den vornehmsten Familien an; es waren vor allen Bernardo del Nero, der vor kurzem als Gonfaloniere di Giustizia sich gegen Frate Hieronimo und das populare Regiment besonders feindselig gezeigt hatte, Niccolo Ridolfi, dessen Sohn mit einer Schwester Pieros vermählt war,

Lorenzo Tornabuoni, ein junger Mann von Geist, der große Erwartungen erregte, naher Verwandter Pieros, Giannozzo Pucci, der sich der Freundschaft Pieros, als dieser noch die Stadt beherrschte, zu erfreuen gehabt hatte, Giovanni Cambi, einer der reichsten Bürger. Die Stellung dieser Männer, die Verzweigung ihrer Verbindungen in der Stadt, ihre zahlreiche Verwandtschaft machten es zu einem gefahrvollen Unternehmen, gegen sie zu verfahren. Daß sie nach den Gesetzen, die gegen Piero Medici erlassen worden, strafbar waren, leidet keinen Zweifel. Allein die Otto della guardia scheuten sich, die Untersuchung zu führen, die dann eine Vollstreckung der Strafe nach sich gezogen haben würde; sie wendeten sich an die Signoria; diese aber erklärte, ihres Amtes sei es nicht, Recht zu sprechen. Für die Untersuchung wurden den acht noch zwölf andere meist aus den vornehmsten Ämtern aggregiert, unter ihnen Francesko Valori, der zu den Dieci della guerra gehörte. Ihre Namen beweisen, daß sie entweder Frateschi oder doch Feinde der Medici waren. Beide wurden dadurch verbunden, daß sie der französischen Partei angehörten; sie waren alle Anhänger Valoris. Die Angeklagten wurden sämtlich verurteilt; ob nun aber die Strafe vollstreckt werden sollte, war doch sehr zweifelhaft. Die Ottanta und eine Anzahl anderer wurden zu einer großen Pratica herangezogen, die etwa 130 Mitglieder zählte; es scheint nicht, daß sie in ihrer Überzeugung von der Schuld der Angeklagten geschwankt hätten. Doch waren deren

Verschuldungen sehr verschiedener Art; besonders fand Bernardo del Nero, dem man nichts weiter nachweisen konnte, als daß er um die Sache gewußt und sie nur nicht zu öffentlicher Kunde gebracht habe, lebhafte Teilnahme; er war bereits hoch bejahrt, hatte in den wichtigsten Ämtern gestanden und in allen den Ruf guter intellektueller und moralischer Eigenschaften erworben; nur ein Anhänger der neuen Verfassung und des Frate war er nicht; seit einiger Zeit stand er, wie berührt, an der Spitze der Gegner desselben. Besonders nahm sich Guid' Antonio Vespucci Bernardos an; er forderte eine genaue Bestimmung der Verschuldung eines jeden und machte darauf aufmerksam, daß es hierbei auf Menschenleben ankomme, die man nicht zurückgeben könne. Auch von anderer Seite wurde bemerkt, daß man kein Blut vergießen solle; es könne der Anfang zu einer Verwüstung der Stadt werden. Aber die Anhänger der neuen Verfassungsform, die ausgesprochenen Feinde der Medici und die Frateschi waren für die Verdammung. Francesko Valori, der in Bernardo del Nero seinen vornehmsten Antagonisten sah, wollte von keiner Ausnahme zugunsten desselben hören. Fast einmütig fiel der Beschluß dahin aus, daß die Angeklagten den Tod verwirkt hätten. Da jedoch die Sachwalter derselben auf die Appellation an das große Consiglio antrugen, so wurde es nun die vornehmste Frage, ob dieser Appellation stattgegeben werden solle oder nicht. Dagegen führte man an, daß doch nicht der im Gesetz vorgesehene Fall vor-

liege, weil das Urteil nicht von dem gewöhnlichen, sondern von einem erweiterten Gerichtshof gefällt worden sei; und was solle daraus werden, wenn die geheimsten Sachen vor die Menge gebracht würden? Da diese die großen Geschlechter hasse, so würde sie wahrscheinlich diese Gelegenheit ergreifen, sie sämtlich in ihren Häusern zu vernichten; in Fällen dieser Art könne der Buchstabe des Gesetzes nicht binden. Die Appellation wurde verworfen. Zur Vollstreckung des Urteils gehörte aber noch die Genehmigung der Signoria; diese war jedoch keineswegs einmütig, nur vier Stimmen waren dafür, fünf dagegen; zu den letzten zählte die Stimme Piero Guicciardinis. Aber diese Zögerung erregte in der Versammlung eine große Aufregung; Francesko Valori erhob sich in wilder Energie und brach in die Worte aus, entweder er müsse sterben oder die Angeklagten; andere drohten, die zögernden Signoren aus den Fenstern zu werfen. Diese tumultuarische Bewegung vermochte dann, zwei von den fünf — Francesko Guicciardini versichert, sein Vater habe auch dann nicht zu diesen gehört —, zu den anderen überzugehen, so daß die Vollziehung der Strafe zum Beschluß erhoben ward. Unverzüglich wurden die fünf Männer enthauptet und ihre Familien bekamen nur ihre Leichname wieder, die sie in den Erbbegräbnissen beisetzten. Von Bernardo del Nero wird versichert, er sei in seinem Herzen nicht für Piero gewesen, sondern mehr für Lorenzo di Pier Francesko, welcher der jüngeren Linie angehörte und damals als das

wahrscheinlich nächste Oberhaupt der Republik angesehen wurde; man dachte ihn an die Spitze einer oligarchischen Verfassung zu stellen. Dafür wäre Lodovico von Mailand gewesen, der mit dieser Linie in verwandtschaftliche Beziehung trat und überhaupt große Sympathie für die Angeklagten kund gab; er hatte sich für sie verwendet, aber gerade das diente zum Anlaß, sich ihrer zu entledigen, denn alle Freunde des Herzogs von Mailand erschienen der Oligarchie geneigt. Valori ist als der Kato gepriesen worden, der einer Art von katilinarischer Verschwörung entgegengetreten sei, wie der alte Heros. Valori erschien jetzt als Oberhaupt der Stadt. Aber ein anderer Erfolg war, daß er auch den Haß der großen Familien auf sich gezogen hatte. Ich finde nicht mit Bestimmtheit, was so oft behauptet worden, daß Savonarola an der Versagung der Appellation Anteil gehabt habe; aber er schwieg still dazu, wahrscheinlich auch deshalb, weil er bei dem vorigen Tumult die Freunde der Medici in Schutz genommen hatte; daß er es aber jetzt nicht tat, wurde ihm zum Verbrechen gemacht, da er ja die Appellation an das große Consiglio selbst durchgesetzt hatte. Später hat er es erleben müssen, daß die Anhänger des Papstes und die Freunde der Ermordeten gemeinsame Sache gegen ihn machten. In dem Augenblicke aber gereichte ihm das Ereignis zum Vorteil; selbst sein prophetisches Ansehen stieg dadurch. Die neue Signoria, die während des Tumultes gewählt wurde, bestand aus lauter Frateschen.

Man erinnerte sich einiger seiner Aussprüche aus den letzten Fastenpredigten, die durch die soeben eingetretenen Ereignisse wörtlich bestätigt seien; und wenn man von den Anschlägen Pieros und seiner Freunde das Nähere hörte, so meinte man, nur durch unmittelbare göttliche Hilfe der Gefahr entgangen zu sein; man sehe, Gott wolle die Stadt erhalten, wie er denn auch die Seuche allmählich aufhören lasse.

Francesko Valori schloß sich ganz dieser Partei an; es entging ihm nicht, daß die Persönlichkeiten, die in Rom gegen den Frate wirkten, auch seine Gegner waren, so daß die Entfernung des Frate oder gar dessen Untergang seinen Sturz herbeiführen mußte. Seinerseits war auch der Frate unter den unaufhörlichen Schwankungen der Gewalt innegeworden, daß er eines festen Rückhaltes bedürfe; er konnte nicht anders, als eine größere Stabilität in der florentinischen Regierung wünschen und verband sich auch deshalb mit Valori, weil dieser allein der geeignete Mann dazu war, eine solche zu bewirken. Wir berührten schon, daß sich manche andere der Partei anschlossen, wie es zu geschehen pflegt, die es mit der Religion so ernstlich nicht nahmen, sondern der gerade überwiegenden Mehrheit folgten, da sie auch ihrerseits von ihr befördert wurden.

San Marco wurde nun der Mittelpunkt und Sammelplatz einer politischen Partei. Valori vermied soviel wie möglich, daselbst gesehen zu werden; aber einer seiner Vertrauten, Andrea Cambini, kam täg=

lich, um mit den Klosterbrüdern die laufenden Angelegenheiten zu besprechen.

Zur Verwaltung der Republik bediente sich nun, wie Parenti erzählt, Valori folgenden Verfahrens: ehe er eine Sache zu unternehmen gedachte, kam er vor allen Dingen mit Frate Hieronimo überein; dann versammelte er eine Anzahl von Freunden um darüber zu beraten; die größere Zahl derselben bestand aus Anhängern des Frate, auf deren Beistimmung er unbedingt rechnen konnte, so daß auch von den anderen niemand wagte, ihm zu widersprechen. Nach dieser Vorbereitung erst wurde die Sache in die Ottanta und dann in das große Consiglio gebracht, wo die Anwesenden großenteils Anhänger des Frate waren und die vorangegangene Begutachtung einen maßgebenden Eindruck machte, so daß die Vorschläge immer durchgingen. Parenti bemerkt, auf diese Weise habe sich die populare Regierung in ein Parteiregiment umgestaltet.

Achtes Kapitel.

Koinzidenz der geistlichen und weltlichen Fragen.

Wir sehen, wie sich Savonarola in den inneren Parteiungen behauptete; diese aber hingen doch wieder von den äußeren Beziehungen ab; über allem schwebte die Frage, ob der König von Frankreich nochmals nach Italien kommen werde, eine Frage, welche alle italienischen Gewalten in Spannung hielt. Einst hat der Herzog von Ferrara den Frate um seinen Rat ersucht, wie er sich in den schwierigen Angelegenheiten der Zeit verhalten sollte. Der Frate antwortete, seine Fürbitte werde auch deshalb wirksam sein, weil der Herzog das gute Leben befördere; so möge er nur fortfahren; über die Frage bat er sich Bedenkzeit aus, um erst auf seine Weise eine Inspiration zu erwarten. Ein übrigens geheimnisvoller Brief, den er damals an den Herzog schrieb, läßt sich doch verstehen, wenn man anderweit erfährt, daß er keinen Zweifel hatte, daß der König von Frankreich nach Italien kommen werde. In dem Briefe heißt es, der Freund, d. h. der König von Frankreich, sei kein von Gott Verworfener; vielmehr werde er noch immer imstande sein, große Dinge auszuführen und seine Feinde zu vernichten; es wäre also nicht an der Zeit, denselben

zu verlassen; dabei aber sei es doch ratsam, gegen die Feinde eine gewisse List — er will sagen — verstellte Zurückhaltung, zu gebrauchen, um nicht vorzeitig in Gefahr zu geraten; zugleich müsse man einen vertrauten Religiosen an den König schicken, um ihm die Augen zu öffnen. Unerschüttert beharrte der Frate dergestalt bei seiner bisherigen Politik, aber zugleich hielt er diese Gesichtspunkte geheim; unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses gibt er dem Herzog seine Ratschläge. Für die italienischen Verbündeten aber war seine Tendenz doch kein Geheimnis; in den Versammlungen der Abgeordneten der Liga zu Rom sprach man von Rebellen gegen Italien; man bezeichnete damit die Freunde von Frankreich, die Republik Florenz und den Herzog von Ferrara. Die mailändischen Gesandten versicherten, daß der letztere nur aus Rücksicht auf die Florentiner in Freundschaft mit Frankreich bleibe, und durch diese werde in dem König die Absicht genährt, auf eine neue italienische Unternehmung zu denken. Da nun die Partei in Florenz, die sich an den Herzog von Mailand gehalten und eine Hinneigung zur Liga kundgegeben hatte, durch Valori und Savonarola niedergeworfen worden war, so erschienen diese auch als Rebellen gegen Italien und eigentlich als die Führer derselben. Wenn der Herzog von Ferrara zuweilen für ratsam erachtete, zu seiner eigenen Sicherheit mit Venedig sich gut zu stellen, so versäumte er nicht, das bei dem Frate Hieronimo entschuldigen zu lassen, der dann nichts dagegen hatte, aber ihn

aufs neue davor warnte, die französische Sache zu verlassen. So fest Savonarola auch an Frankreich hielt, so ging seine Politik doch allezeit dahin, jeden vorzeitigen Bruch mit der Liga in Italien möglichst zu verhüten, und auf das sorgfältigste vermied er den Anschein, als mische er sich in Staatsangelegenheiten, hauptsächlich auch weil er meinte, man würde ihm das in Rom als Verschuldung anrechnen. Sonst hoffte er noch mit dem Papste in ein gutes Vernehmen zu gelangen, was ihm, wie er einmal nicht ohne mönchisches Selbstgefühl behauptete, um so mehr zur Ehre gereichen werde, da er doch verweigert habe, das zu tun, was der Papst befohlen. Die Verhandlungen zwischen Ferrara und Venedig wurden von den Florentinern nicht gemißbilligt, weil sie dazu führen könnten, auf die eine oder die andere Art Pisa wieder zu bekommen; die Venezianer selbst hatten damals den Vorschlag gemacht, daß Pisa den Florentinern ungefähr auf die Weise unterworfen sein solle, wie Genua dem Herzog von Mailand. Die Florentiner waren weit entfernt, darauf einzugehen; aber sie gaben doch sehr gemäßigte Erklärungen, sie wollten nichts verwerfen, was zur Herstellung ihrer Herrschaft und zur Erhaltung ihrer eigenen Freiheit dienen könne; sie meinten, unter allen Umständen für sich sorgen zu müssen, wenn es auch anderswo, nämlich in Frankreich, mißfalle. Man sieht, mit welcher Vorsicht sie sich betragen, in der Mitte der zwei einander gegenüberstehenden europäischen Parteien; sie trennen sich nicht von Frankreich;

sie sind aber auch nicht ohne alle Hinneigungen zu den italienischen Potenzen. Der Vorstellung von der feurigen Rücksichtslosigkeit, die man dem Dominikaner zuschreibt, entspricht es nicht, wenn er zu diesem zweifelhaften Verhalten, so sehr er auch in seiner Seele die französische Sache vorzog, die Hand bot. Auch in den inneren Angelegenheiten war Savonarola zu der größten Vorsicht genötigt. Seine Autorität war immer eine solche, die jeden Augenblick durch die Einwirkungen einer feindseligen Faktion erschüttert werden konnte. Für die Partei, die sich um ihn scharte, bildete es den vornehmsten Gesichtspunkt, in dem großen Rat die Mehrheit der Stimmen so weit zu beherrschen, daß nur ihre Anhänger die Ämter der Signoria, der Dieci und der Otto erlangten — die sechs Bohnen sollten immer auf ihrer Seite sein — und ihre Gegner niederzuhalten. Diesen wollte man keinerlei Vergehen nachsehen, auch nicht ein kleines. Wie bei den Wahlen zu den Ämtern, auf welche alles ankam, verfahren wurde, sieht man aus dem Geständnis von Andrea Cambini; er sagt, bei dem Zusammentreffen mehrerer von ihrer Partei in San Marco sei immer viel davon die Rede gewesen, wer zu der Signoria gewählt werden könne; besonders habe man die besprochen, von denen man gewußt habe, daß sie dem Frate nicht anhängen; man unterhielt sich über die Eigenschaften derselben und bezeichnete die, welche die meiste Bürgschaft zu geben schienen, daß ihre Wahl zum Wohle der Stadt dienen werde. Zu dem, was man Intelli-

genz nannte und was hoch verpönt war, kam es hiebei nicht, aber doch zu einem gemeinsamen Erwägen des Tunlichen und Vorteilhaften. Zwischen beiden Parteien herrschte die gehässigste Animosität; im Kloster sagte man wohl, die Hunde müßten angekettet werden, wogegen dann die Drohung erscholl, man werde die Brüder im Kloster verbrennen. Hierauf wurden Waffen in das Kloster und die benachbarten Häuser geschafft, obwohl der Freund Valoris, Cambini, wie er behauptet, davor gewarnt hat, weil Unordnungen daraus entstehen könnten. Es geschah, wie Savonarola selbst sagt, nicht zum Angriff, sondern zur Verteidigung.

Die Dieci, die im November 1497 gewählt wurden, gehörten zu den Anhängern des Frate, ebenso die Signoren für die ersten Monate des Jahres 1498, die im Dezember gewählt wurden; der ferraresische Gesandte bezeichnet sie als Männer von guter Herkunft und Geist, beinahe alle wohlgesinnt für den Frate. Gonfaloniere wurde derselbe Jacopo Salviati, der zuerst von den zwanzig Akkoppiatoren auf die durch das Parlament gegebene Berechtigung Verzicht geleistet hatte. Wenngleich die Gegner mächtig, stark und eifrig waren, wie sich das seit den Ereignissen des letzten August nicht anders erwarten ließ, so war doch auch andererseits durch die Entscheidung, die damals erfolgte, die Partei Valoris verstärkt worden, da alle, die an der Verurteilung Anteil gehabt hatten, das Emporkommen der Gegner möglichst verhindern

mußten; Valori hat ihre Zahl wohl auf 180 angeschlagen. Savonarola ließ ihm freie Hand, da er die Sache am besten verstehe; die Fratesken hielten sich an ihn, weil durch seine Autorität ihnen dagegen die Ämter zuteil wurden. Auch ihren geistlichen Bestrebungen wurde unter dieser Führung Raum geschafft, was dazu gehörte, die Partei lebendig zusammenzuhalten. Es ist auffallend, daß man, übrigens umsichtig und gemäßigt, doch in dem Verhältnis zu dem Papste alle Rücksicht von sich warf.

Gegen Ende des Jahres 1497 gestattete man dem Frate Hieronimo, der bisher in den engsten Schranken gehalten worden war, wieder einige geistliche Handlungen in San Marco; er durfte eine große Prozession von Kindern veranstalten, die weiß gekleidet und mit Fackeln in der Hand, aus der Kirche hervortraten, um die Piazza San Marco herumzogen und dann wieder nach der Kirche zurückkehrten. Die vorwaltende Partei ließ das geschehen, ohne daß sich die andere dagegen geregt hätte.

Bei weitem mehr hatte es auf sich, wenn man damit umging, dem Frate auch die Predigt selbst außerhalb San Marco wieder zu erlauben, denn darin lag eine offene Widersetzlichkeit gegen die päpstlichen Anordnungen und die im vorigen Juni abgekündigte Exkommunikation desselben. Nicht als ein einfacher Akt des Ungehorsams darf das betrachtet werden; es liegt am Tage, daß damit das ganze System der Kirche angefochten wurde. Die höchste Autorität des Papstes,

die Infallibilität desselben, war dabei in Frage gestellt. Eigentlich erst damals trat der Gegensatz zwischen dem Frate und dem Papste in ein Stadium, in welchem er unversöhnlich wurde. Der Moment ist so wichtig, daß wir ihm eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Wir folgen hierbei einer Auseinandersetzung, welche Johann Franz Picus infolge einer mündlichen Unterhaltung an den Freund und Gönner des Frate, den Herzog Ercole von Este gerichtet hat, um ihn zu überzeugen, daß derselbe vollkommen in seinem Rechte sei. Das oberste Prinzip ist, daß nur das göttliche Wesen, das auf sich selbst beruhe, von Irrtum frei sei; man hielt daran fest, daß der Sohn Gottes seiner Kirche versprochen habe, bis ans Ende der Tage bei ihr zu sein und sie nicht zu verlassen. Über die Anwendung dieses Satzes aber war man streitig; man unterschied von der Kirche die jeweilige Verwaltung derselben, die keineswegs über allem Irrtum erhaben sei; dem päpstlichen Stuhle komme schlechterdings keine Infallibilität zu; es habe Päpste gegeben, welche selbst dem arianischen Irrtum beigetreten seien. Durch diese allgemeinen Grundsätze bahnte man sich den Weg, um nun auch die von Rom über Savonarola ausgesprochene Exkommunikation für ungültig zu erklären. Man deduzierte, daß das Urteil eines Prälaten über die Untergebenen leicht irrig sein könnte und brachte die Warnungen alter Zeiten, mit der Exkommunikation nicht zu leichtsinnig zu verfahren, in Erinnerung. Auch

der Gehorsam, zu dem der Untergebene dem Oberen verpflichtet sei, habe seine Grenzen; wenn der Obere etwas gebiete, was unmöglich ausgeführt werden könne, oder auch, weil es sündlich sei, gar nicht ausgeführt werden dürfe, so sei der Ungehorsam nicht allein keine Verschuldung, sondern ein Verdinst. In diesem Falle aber sei der Frate Hieronimo; denn der Papst habe unmögliche und selbst unzulässige Dinge von ihm gefordert. Besonderer Nachdruck wird hierbei auf das Ansinnen gelegt, daß Savonarola die Kongregation von San Marco, die er von den anderen dominikanischen Kongregationen losgerissen und auf seine strenge Weise ausgebildet hatte, wieder zu denselben zurückführen und sich der alten Provinzialkongregation unterwerfen sollte. Papst Alexander hatte die Trennung, wie wir wissen, anfangs gebilligt, aber nach der Hand die Vergünstigungen wieder zurückgenommen. Man behauptete nun, Savonarola habe in dieser Sache dem Papste unmöglich Folge leisten können, da alle Mitglieder seiner Kongregation entschieden gewesen seien, das nicht zuzulassen; hätte er es aber auch vermocht, so würde er es nicht haben tun dürfen, denn im Vergleiche zu seinen Konventen seien andere Klöster Mördergruben; er habe das sittlich Bessere dem Schlechteren unter keiner Bedingung unterwerfen dürfen. Wenn nun der Papst in einer unmöglich auszuführenden und selbst verwerflichen Sache Obedienz von dem Frate gefordert und dieser sie nicht geleistet habe, so sei nach göttlichem und

menschlichem Recht die Exkommunikation, die wegen dieses Ungehorsams über ihn ausgesprochen, null und nichtig; zu einem gültigen Richterspruch gehöre auch, daß der Richter keinen Willkürlichkeiten Raum gebe und von Schuld frei sei; der durch Schuld gebundene könne unmöglich binden und lösen. Einer Absolution bedürfe es in diesem Falle gar nicht, da die Verurteilung selbst ungültig sei; die Verordnung, welche den persönlichen Verkehr mit Frate Hieronimo verbiete, verdiene vollends keine Rücksicht, da das Leben des Frate nicht allein rein von Vergehungen sei, sondern auch zu einem Verdacht keinen Anlaß gebe.

Johannes Franziskus Pikus hat diese Ideen mit großer Belesenheit in den päpstlichen Dekreten und in den Schriften der Kirchenlehrer ausgeführt, immer mit der Versicherung, daß sie mit der wahren katholischen Lehre in keinem Widerspruch seien. Aber daß sie der Praxis der Kirche in dieser Epoche zuwiderliefen und durch die Unterscheidung der Gesamtkirche von der päpstlichen Gewalt die Aussicht auf eine große Umgestaltung der Kirche in bezug auf die Verfassung eröffneten, ist unleugbar; eben das aber war auch die Stellung des Frate Hieronimo. Der Exkommunikation zu widerstehen, war eine Anbahnung der allgemeinen Reform, mit der er umging.

Wenn nun die Hauptkirche der Stadt zu einer Predigt Savonarolas hergerichtet wurde, so kam das zwar einem großen Teile der Einwohner höchst bedenklich vor; aber Savonarola erklärte zur Predigt entschlos-

sen zu sein; wäre die Exkommunikation gerechtfertigt, so würde er sich danach halten, aber sie sei es in keiner Weise, und nur Gott selbst müsse er vor Augen haben, welcher über alle Kreatur gebiete; wenn man ihm sagte, leicht könne das zu einem Ärgernis in der Stadt und zu unruhigen Auftritten führen, so antwortete er, er habe die Gewißheit, daß es nicht der Fall sein werde.

Am Sonntage Septuagesimä (11. Februar 1498) fand nun diese Predigt wirklich statt; Savonarola bestritt aufs neue die Gültigkeit der über ihn ausgesprochenen Exkommunikation; sie sei nur deshalb verhängt worden, um das gute Leben zu zerstören, das er in der Stadt begründet habe; dies aber zuzugeben, laufe gegen das Gesetz der Liebe, er würde dafür von Christus exkommuniziert werden. „Wohin willst du dich wenden," rief er aus, „zu denen, die vom Papste gesegnet werden und deren Leben eine Schmach für die Christenheit ist, oder zu denen, die vom Papste exkommuniziert werden, während ihr Leben Früchte der Wahrheit bringt und täglich besser wird?"

Diese Worte mußten wohl Eindruck machen in einer Zeit, in welcher eben die Söhne des Papstes eine große Rolle zu spielen anfingen; es war damals, daß Cesare Borgia damit umging, auf das Kardinalat Verzicht zu leisten, um ein weltliches Fürstentum zu erwerben; jedermann war darüber erstaunt und entsetzt. Aber dazu war doch auch das florentinische Volk nicht geneigt, sich mit dem Papst zu entzweien, einmal, weil

es die alte Gewohnheit gewesen war, ihm zu folgen; dann auch, weil man den Papst in den italienischen Händeln eben brauchte.

Wir kommen hier auf die allgemeinen Angelegenheiten zurück, welche in den ersten Monaten des Jahres 1498 noch nachhaltiger einwirkten, als bisher. Noch lebte Karl VIII.; er sprach unaufhörlich von einer neuen Unternehmung zur Eroberung von Neapel und bereitete sich dazu vor; er wollte diesmal eine italienische Armee ins Feld stellen, wozu er nicht allein mit dem Marchese von Mantua, sondern auch mit den Orsini, Vitelli und selbst dem Prefetto von Rom in Verbindung trat; auch die Florentiner lud er zum Beitritt ein. Im Januar 1498 hat er darüber durch Messer Corrado da Castello Anträge machen lassen. Er ließ sie wissen, daß es nur bei ihm stehe, sich mit Kaiser Maximilian und selbst König Ferdinand zu der neuen Expedition zu verbinden; doch würde es ihm lieber sein, eine solche mit der Hilfe von Florenz allein unternehmen zu können. Es war ihm nicht unbekannt, daß Florenz mit den italienischen Verbündeten über eine Rückgabe von Pisa unterhandelte und diese ihm Hoffnung zu einer solchen gemacht hatten. Messer Corrado stellte vor, daß das doch nicht ohne Bedingungen, die sehr beschwerlich werden würden, möglich sei; namentlich weil die Stadt alsdann keinen Rückhalt an Frankreich finden werde; bei weitem besser würde die Republik für sich sorgen, wenn sie mit Frankreich verbunden bliebe; der König verspreche ihr

für diesen Fall nicht allein die Rückgabe von Pisa, sondern auch zur Entschädigung für ihre Verluste eine Erweiterung ihres Territoriums über dessen frühere Grenzen hinaus. Was war es nun aber, was er von den Florentinern verlangte? Er ließ ihnen sagen, Orsini und Vitelli seien in seinem Sold; um sie aber zu befriedigen, möge Florenz ihn mit einer Summe Geldes unterstützen, etwa mit 100 000 Dukaten; die Barone würden ihnen dann gegen Pisa zu Hilfe kommen und ihnen überhaupt mit aller ihrer Macht beistehen. Obwohl davon nicht ausdrücklich die Rede ist, so liegt doch am Tage, daß das im Gegensatz mit dem Papste, der mit den Orsini im Hader lag und alle die kleinen Herren im Kirchenstaate zu vernichten trachtete, geschehen ist. Für den Papst war es nun auch aus dieser Rücksicht von höchstem Interesse, Florenz für sich zu gewinnen. Es hat in der Tat eine gewisse Wahrheit, wenn er meint, darauf beruhe die Einheit von Italien; denn wenn die Florentiner Pisa durch die italienischen Fürsten wiedererlangten, so trennten sie sich dadurch notwendig von Frankreich. Auch in dem Verhältnis zur Liga hatte der Papst einen Grund, sich für Florenz zu erklären, denn sehr widerwärtig war es ihm, daß die Liga ihm in dem Kirchenstaate selbst Maß zu geben versuchte; er fand es beleidigend, daß man eine Gefahr darin sehen wollte, wenn er ein paar Kastelle seiner Vasallen in Besitz nehme. Aus diesem Grunde war er gegen die Venezianer, wenn sie ihm vorschlugen, daß Pisa von ihnen

und der Liga in Rücksicht auf den Vorteil von Italien in Protektion genommen werden möge. Alexander VI. war vielmehr der Meinung, diese Rücksicht müsse dahin führen, Pisa den Florentinern zurückzugeben, denn die Protektion würde zu vielen Kosten und Ungelegenheiten führen; er wandte sich in diesem Punkte von der venezianischen Politik ab; er meinte, die Einheit von Italien werde besser dadurch hergestellt, daß Florenz Pisa zurückbekomme. So berührte der Zwiespalt in den großen europäischen Verhältnissen nochmals die Florentiner; von beiden Seiten wurden ihnen Versprechungen gemacht, von Frankreich die größeren, aber bei weitem weniger zuverlässigen, da man sich so oft über die Saumseligkeit der Franzosen und die Unzuverlässigkeit ihrer Zusagen zu beklagen gehabt hatte, von dem Papst dagegen eben das, was sie vor allem wünschten, die Wiederherstellung ihres Gebietes und zugleich eine Erleichterung in ihren finanziellen Verhältnissen, während die Franzosen ihnen neue Geldopfer zumuteten. Von dieser unerwarteten Wendung der Dinge wurde nun Savonarola unmittelbar betroffen. Unmöglich konnten die Florentiner mit dem Papste in Verbindung treten, wenn sie den Frate aufrecht erhielten, der sich jetzt offenkundig als sein prinzipieller Gegner aufgestellt hatte, indem er die Gültigkeit der Exkommunikation leugnete und die Kanzel bestieg. Wenn die damalige Signoria dies gestattete, wird das nur dadurch erklärlich, daß sie durch die Predigt ihre Partei zusammenzuhalten und zu ver=

stärken meinte. Aber der Vorgang mußte auch die entgegengesetzten Folgen haben und eine Manifestation des Papstes hervorrufen. Am 26. Februar 1498 richtete Alexander VI. ein Breve an die Signoria, worin er sich aufs neue über den Ungehorsam des Frate beschwert, der dem Verbote zum Trotz zu predigen fortfahre und, obwohl exkommuniziert, nicht allein Prozessionen halte, sondern auch das Sakrament auszuteilen nicht erröte. Papst Alexander VI. fordert die Signoria auf, den Frate unter sicherem Geleite nach Rom zu schicken, wo er aus Rücksicht auf die Stadt gut behandelt, aber verhört werden solle, oder ihn wenigstens festzuhalten und an einem Ort einzuschließen, wo er mit niemand Kommunikation pflegen und Ärgernis geben könne; sollte die Stadt dies nicht tun, so werde er sie mit dem Interdikt belegen.

In den Kirchen wurde nun einer besonderen Anweisung des Papstes zufolge gepredigt, daß es ein schweres Verbrechen sei, den exkommunizierten Frate zu hören; nur denen wurde die Absolution gegeben, welche sich von den Predigten desselben ferne zu halten gelobten. Diese entschiedenen kirchlichen Kundgebungen konnten nun in Florenz nicht ohne Wirkung bleiben; es gab eine Partei, die den Frate unter allen Umständen los zu werden wünschte. Wie genau hing dies alles zusammen! Der Herzog von Mailand, der die Venezianer in Pisa nicht festen Fuß fassen lassen wollte, schloß sich der Meinung des Papstes an; auch er war für die Rückgabe Pisas an Florenz, aber wie wir wissen, nicht

an die populare Regierung, die er haßte und zu verachten wenigstens die Miene annahm, sondern unter der Voraussetzung, daß in dem obwaltenden Streit die Primaten die Oberhand behalten würden. Dadurch bekamen diese neuen Antrieb und verdoppelten Mut; und schon hatte sich damals in dem großen Rat eine Partei aus denen gebildet, die seit den letzten Beschlüssen in denselben eingetreten waren und sich dem Frate mit einer kompakten Stimmenzahl entgegensetzten. Hauptsächlich bestand sie aus jungen vornehmen Leuten, welchen die strengen geistlichen Gebote Savonarolas widerwärtig waren. Den Prozessionen der Frateschi setzten sie prächtige Gelage mit der glänzenden Vergnüglichkeit der Fastnacht entgegen, ein Wechsel, der in dem Volke nicht geringes Aufsehen machte. Keineswegs waren sie ohne politische Absichten; Doffo Spini, der alles leitete, erschien als ein Parteiführer, von dem man selbst fürchtete, er sei mit der jüngeren Linie der Medici einverstanden, um einen der Söhne von Pier Francesko zum Herrn von Florenz zu machen. Dagegen aber hielten die Anhänger Savonarolas um so enger zusammen; sie gingen nach wie vor nach San Marco, man behauptet sogar, zahlreicher als bisher, weil sie durch ihre Menge der Signoria zu imponieren hofften. Immer deutlicher stellte sich heraus, daß sie nicht mehr als eine bloß religiöse Genossenschaft angesehen werden konnten; sie bildeten eine politische Partei, die auch deshalb Ansehen erwarb, weil sie Männer von Kopf und Erfahrung in

sich schloß. Auch viele von den alten Freunden der Medici, die an der gestürzten Regierung Anteil gehabt, traten ihnen bei; sie hatten nie vergessen, wieviel sie dem Frate verdankten. Manche, die sich von ihm getrennt hatten, kehrten jetzt zu ihm zurück. Unter denen, die seine Predigten besuchten, ist auch Niccolo Machiavelli gewesen, — ein Freund Valoris, aber nicht des Frate; er ist erstaunt, mit welcher Zuversichtlichkeit Savonarola seine Anhänger als die Guten, seine Feinde als die Bösen bezeichnete, denn er wolle die Seinen zu dem bevorstehenden Kampfe stärken. Den Text bildete die Erzählung von Moses, der den Ägypter erschlug; so verhalte sich, sagte der Frate, der Prediger zu den Bösen; er töte sie, indem er ihre Fehler und Verbrechen aufdecke. Savonarola sprach nochmals gegen den Menschen, von dem er vermutete, daß er sich zum Tyrann aufwerfen und ihn, den Frate, vernichten wolle; sollte es mit einem solchen Versuche wirklich gelingen, so werde es damit keinen Bestand haben; aber seine Weissagung, daß Florenz glücklich und in Italien herrschen werde, müsse sich erfüllen; er erging sich dann in einer Invektive gegen die Laster der Priesterschaft und besonders gegen den Papst, den er als den schlechtesten Menschen auf Erden schilderte. Man bemerke den inneren Gegensatz: indem sich in Florenz das Gefühl regte, daß man den Papst bedürfe, griff Savonarola denselben aufs heftigste an.

Und in diesem Augenblick war nun eine Signoria eingetreten, bei welcher von einer Vergünstigung, wie

sie der Frate bei der vorigen gefunden, nicht die Rede sein konnte; die Mehrzahl derselben war ihm abgeneigt, der neue Gonfaloniere Popoleschi gehörte zu seinen erklärten Feinden. Aber eine Entscheidung zu treffen, war sie doch bei weitem zu schwach; um das päpstliche Breve zu beraten, berief sie eine große Versammlung, die man die Pratika nannte. Da war nun die Ansicht, daß man sich zwar vom Papste nicht entfernen, aber auch nichts zugeben dürfe, was gegen die Ehre Gottes oder die Ehre der Stadt laufe. Demgemäß antwortete dann die Signoria dem Papste, es sei ihr unmöglich, seinem Befehle nachzukommen, denn Frate Hieronimo habe sich durch seine vortrefflichen Eigenschaften in Florenz so populär gemacht, daß es unmöglich sein würde, ihn anzutasten, ohne eine allgemeine Unruhe hervorzurufen. Man verbarg sich nicht, daß der Papst, der jetzt sehr ungünstig gestimmt war, zu einem Interdikt schreiten könne; aber es gab Leute in Florenz, die das nicht unbedingt fürchteten, weil es dann dahin kommen müsse, daß die Gesamtheit der Bürger sich zu einem Sinne vereinige; hatte sie doch vor zwanzig Jahren einem päpstlichen Interdikt gegenüber zusammengehalten.

Am 7. März trugen die florentinischen Ambassadoren dem Papste die Antwort der Signoria vor; er zeigte eine heftige Entrüstung in Gegenwart der Gesandten und selbst, nachdem sie ihn verlassen hatten, unter den Bischöfen und hohen Geistlichen, die ihn umgaben; er sagte wohl, er verdamme die Lehre des

Frate nicht, aber seinen Ungehorsam; suche der Mönch doch nicht einmal Absolution von der über ihn ergangenen Exkommunikation nach, sondern erkläre diese schlechthin für ungültig. Das Interdikt sprach er noch nicht aus, aber die Heftigkeit und Erregung, mit der er redete, machte den Eindruck, daß es unfehlbar folgen werde, wenn man dem Frate weitere Predigten auch nur in San Marco, geschweige denn in anderen Kirchen der Stadt gestatte. Der Papst tat die Unerschütterlichkeit seines Willens in einem neuen Breve kund, in welchem er sich alle fernere Korrespondenz verbat, denn nur noch von Handlungen des Gehorsams wolle er hören; dem fügte er aber noch eine Andeutung hinzu, die in Florenz großen Eindruck machen mußte. In ihrem letzten Schreiben hatte die Signoria ihr Bedauern darüber ausgedrückt, daß der Papst sich um dieser Sache willen von der Förderung ihrer materiellen Interessen, die er ihnen versprochen habe, abwende. Zunächst meinten sie wohl eine Gewährung des Zehnten auf die geistlichen Güter, ohne welche ihr Staatshaushalt nicht mehr in Ordnung gehalten werden konnte. Nach allem, was vorgekommen, kann kein Zweifel sein, daß sich das Versprechen auch auf die Angelegenheiten von Pisa bezog. In dem neuen Breve sagte nun der Papst, in demselben Maße, in welchem sie ihm Gehorsam beweisen würden, werde er der Förderung ihrer materiellen Interessen geneigt sein. Beides nun mußte in Florenz eine große Spannung der Gemüter hervorrufen: die Drohungen, das

Interdikt über die Stadt zu verhängen, wenn ihm diese nicht ihren Gehorsam tatsächlich beweise, und das Versprechen, wenn sie das tue, ihre materiellen Interessen zu befördern. Dabei trat nun die Sache Savonarolas so recht in den Mittelpunkt der italienischen Angelegenheiten.

Der Papst hat es immer als eine Selbstverleugnung von seiner Seite angesehen, daß er mit der Stadt Florenz nicht breche, obgleich sie ihn durch den Schutz, den sie einem rebellischen Mönchlein gewähre, beleidigt habe; er war entschlossen, dies nicht länger zu dulden, aber die Interessen der Stadt zu beschützen und zu wahren, wenn sie ihm den Mönch aufopfere. Wie die Dinge in Florenz standen, war das nun aber ein schwer zu erfüllendes Verlangen, denn die Partei des Frate war noch immer im Übergewicht. Von großem Interesse ist es, der Beratung, die nun am 14. März stattfand, wenigstens im allgemeinen zu folgen.

Man muß sich immer gegenwärtig halten, daß die Absicht in Rom und in Mailand dahin ging, die Sache der Republik von der Sache Savonarolas zu trennen, denn der Republik wurde die Wiedererwerbung des Verlorenen und die Grundlage einer guten finanziellen Ordnung von den übrigen italienischen Mächten und vom Papste selbst in Aussicht gestellt, wenn sie sich von Savonarola lossage und die Bestrafung desselben zulasse. Welch eine Anmutung aber war es nun für die Stadt, in der die Anhänger des Frate,

welche in seiner Sache die Sache Gottes sahen, eine starke Partei ausmachten.

In den einzelnen Bezirken der städtischen Gonfalonieren war die Frage erörtert worden, hatte aber überall verschiedene Meinungen hervorgerufen. Savonarola fand energische und begeisterte Verteidiger. Auffallend ist, daß dabei von angeblichen Wundern gar nicht und von den eingetroffenen Prophezeiungen nur sehr flüchtig die Rede ist. Die Anhänger des Frate bezogen sich vor allem auf den Inhalt seiner Lehre, welche die besten Früchte bringe und offenbar von Gott stamme, dann aber auch auf seine Verdienste um die Stadt, denn er habe nie irgendeine Mühwaltung gescheut, die ihr zugute kommen könnte; im November 1494 habe man die Erhaltung der Ruhe und die Begründung der Freiheit keinem anderen Menschen, als ihm zu danken gehabt; man würde sich der größten Undankbarkeit schuldig machen, wenn man ihn nicht in Schutz nehme; Gott aber hasse die Undankbarkeit; man würde Gott beleidigen und erzürnen, wenn man den Frate preisgebe; er sei das Juwel von Florenz, dem keine andere Stadt ein ähnliches an die Seite zu setzen habe; und der Papst selbst verdamme weder sein Leben noch seine Doktrin: er habe die Exkommunikation doch nur auf fremden Antrieb ausgesprochen und beinahe ein Jahr hindurch die Sache auf sich beruhen lassen; plötzlich habe er seine Meinung geändert und beginne auf die Ausantwortung des verehrungswürdigen und schuldlosen Dominikanerbru-

ders zu dringen. Habe er dazu wirklich das Recht? Man bestreite nicht, daß er der wahre Papst sei; selbst Savonarola habe das nie geleugnet. Jedoch auch ein Papst könne irren, und nur das geistliche Regiment sei ihm anvertraut; diese Angelegenheit aber habe eine sehr weltliche Seite wegen der Wirkungen, welche Savonarola im städtischen Leben hervorgebracht habe; überdies aber: seine Lehre stamme von Gott, dem man mehr Gehorsam schuldig sei, als dem Papste.

Hätte diese Richtung die Oberhand behalten, so würde Florenz den Kampf gegen den infalliblen Papst eröffnet haben; im Einklange damit würden die konziliaren Ideen des Frate zur Ausführung gelangt sein, und wenn nur der König von Frankreich sein Wort hielt, so war man nicht allein nicht verloren, sondern man konnte noch auf einen endlichen Triumph hoffen. Aber dazu würde Einmütigkeit aller und eine vollkommene Überzeugung von der göttlichen Mission des Bruders, vornehmlich auch der Mut, die zunächst drohenden Gefahren zu bestehen, gehört haben; denn daß sich die Stadt bei ihrem Gegensatz gegen das übrige Italien in einer unangenehmen und gefahrvollen Lage befand, ist unleugbar. Das Kriegsvolk, das bereits im Nachteile war, forderte ungestüm seinen Sold, den man ihm nicht zahlen konnte; man hatte kein Geld, um auch nur die Festungswerke widerstandsfähig zu halten; von einer vor kurzem ausgeschriebenen Steuer war so gut wie nichts eingekommen; die Feinde waren in Pisa und durchstreiften die Maremmen; das Hügel-

land würde bei dem ersten Anfall in ihre Hände geraten sein. Und unter diesen Umständen nun ließ der Papst die Florentiner eine finanzielle Bewilligung hoffen, durch welche sie wieder in den Stand kommen konnten, mächtig im Felde zu erscheinen; er bot ihnen selbst seine Vermittelung zur Wiedererwerbung von Pisa an; dagegen forderte er nur, daß sie sich mit dem übrigen Italien gegen die Franzosen vereinigen und den Frate Hieronimo, in dem sich die Verbindung mit Frankreich recht eigentlich repräsentierte, nicht gerade aus diesem Grunde, aber deshalb, weil er dem Papste ungehorsam sei, fallen lassen sollten.

Man darf sich nicht wundern, wenn die Erbietungen des Papstes Eindruck machten und in der Pratika Verfechter fanden. Der vornehmste Sprecher in dieser Richtung war Guid' Antonio Vespucci im Namen der größeren Hälfte des Doktorenkollegiums. Bei aller Anerkennung der Notwendigkeit der geistlichen Erbauung hob er hervor, daß man die Folgen zu erwägen habe, die daraus entspringen würden, wenn man dem Papste den Gehorsam verweigere. Unser Gesandter in Rom, sagt er, ist beauftragt, den Papst um Bewilligung der Zehnten zu bitten, ohne welche unser Staat nicht mehr bestehen kann, und ihn zugleich in bezug auf die Wiederherstellung dessen, was wir verloren haben, bei gutem Willen zu erhalten; wenn man nun Gnadenerweise des Papstes nachsuche, so dürfe man ihn nicht zugleich beleidigen; den Frate Hieronimo aber in Schutz zu nehmen, halte der römi=

sche Stuhl, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, für eine Beleidigung. Wenn man dem Papst in dieser Sache nicht Genugtuung gebe, so werde man gewiß keine Gnaden von ihm empfangen. Und für Rom sei die Sache keine geringe, wie es einigen scheinen wolle, denn die kirchlichen Zensuren, auf die es hier ankomme, seien die besten Waffen des römischen Stuhles; dieser schlage sie sehr hoch an. Wenn gesagt werde, man müsse die Ehre Gottes im Auge haben, so hege auch er diese Meinung, aber der Papst sei Stellvertreter Christi auf Erden und habe seine Gewalt von Gott; dem Papste Folge zu leisten und seine Zensuren, mögen sie nun gerecht sein oder nicht, anzuerkennen, schließe ein größeres Verdienst ein, als den Frate zu verteidigen. Wäre Hieronimo ganz gewiß ein Gesandter Gottes, so würde man denselben in Schutz nehmen müssen; aber das bleibe doch immer sehr zweifelhaft, und dann sei für die Stadt das sicherste, dem Papste zu gehorchen.

Fast noch unumwundener erklärte sich Giuliano Gondi dafür, daß man dem Papste Gehorsam leisten müsse; denn man habe ihm die Obedienz zugesagt; man würde sich eines Treubruchs, ja eines Meineides schuldig machen, wenn man ihm nicht gehorche; aus einem solchen Verhalten könne nichts als Unglück entstehen. Die Florentiner würden als Rebellen gegen die heilige Kirche betrachtet und demgemäß behandelt werden; schon zögere mancher, seine Waren nach Neapel zu bringen, weil er sie auf diesen Grund hin

zu verlieren und vielleicht selbst umzukommen fürchte; der Papst werde der Stadt alles Gute erweisen, wenn diese nur wolle. So bemerkte auch Francesko Gualterotti, der Papst und die italienischen Fürsten seien jetzt geneigt, der Stadt ihre alten Besitzungen wiederzugeben; man müsse sie bei dieser Absicht festhalten.

Aber auf das nachdrücklichste setzte sich Francesko Valori dem allen entgegen; er behauptete, Hieronimo sei ein heiliger Mann, dessengleichen seit Jahrhunderten nicht gelebt habe; man müsse ihn in seinen Predigten gewähren lassen, und unter keinen Umständen dürfe man untersagen, nach San Marco zu gehen, denn das würde gegen die republikanische Freiheit streiten; diejenigen, welche in San Marco unrecht täten, möge man nach dem Gesetz bestrafen, aber nicht im allgemeinen verbieten, dahin zu gehen. Das war eben der Fall, in welchem er sich selbst befand; indem er sagte, er werde sich den Beschlüssen, die man fasse, unterwerfen, warnte er doch davor, dieses Rad am Wagen nicht in Bewegung zu setzen; es könne das größte Ärgernis daraus hervorgehen.

In gleichem Sinne ließ sich Antonio Canigiani vernehmen, Florenz sei eine freie Stadt, der Papst keineswegs Herr derselben; die Stadt dürfe sich ihm nicht unterwerfen. Ein anderer sagte, sie dürfe sich nicht zur Exekution der Beschlüsse des Papstes hergeben und gleichsam der Häscher werden, der den Frate gebunden demselben überliefere. Andere nahmen Anstoß an der Form des Breve, die der Rücksicht, die die florentini-

sche Republik verlangen dürfe, nicht entspreche; die Stadt müsse ihr Ansehen auch dem Papste gegenüber behaupten.

So ganz unvereinbar traten die Meinungen einander gegenüber. Wenn man die doktrinellen Motive in Erwägung zieht, so stand auf der einen Seite die Autorität des Papstes über die gesamte Kirche und auf der anderen die Autorität, die Hieronimo durch sein Wort in der Stadt errungen hatte. Gegen die eine und die andere aber machte man Einwendungen. Die einen behaupteten, daß der Papst irren könne, und daß man ihm namentlich in einer Sache, wie diese, die eine so ausgesprochen weltliche Beziehung habe, keinen Gehorsam schuldig sei. Aber auch auf der anderen Seite erhob man Zweifel darüber, ob Hieronimo wirklich der Gesandte Gottes sei, der er zu sein vorgebe. Auch von den großen Vätern der Kirche, wie Origenes, seien Irrtümer begangen worden; den Engeln selbst werde eine gewisse Inszienz beigemessen; die Anhänger des Frate würden nicht die ersten sein, welche getäuscht würden, wenn ihnen das als Prophetenspruch erscheine, was doch nur Phantasie sei. Man darf behaupten, daß dies von allen der wichtigste Punkt war; denn auch Guidantonio Vespucci meinte, wenn es vollständig sicher wäre, daß man in Savonarola einen Gesandten Gottes vor sich habe, so würde man ihn unbedingt verteidigen müssen.

Wir besitzen ein kleines Buch von Savonarola, in

welchem er selbst diese, wie man sieht, brennende Streitfrage erörtert; es ist die Schrift über die Wahrheit der Prophetie, ein Gespräch mit angeblichen Fremden, die ihn zufällig treffen und mit denen er sich unter einer schattigen Platane an einer Wasserquelle niederläßt, um ihnen Auskunft über sich selber zu geben. Nicht schwach sind die Einwendungen, welche er gegen seine göttliche Mission machen läßt. Auch in der Pratika war die Meinung, daß man von ihm betrogen werde, geäußert, aber damit widerlegt worden, daß er dann der schlechteste Mensch sein müsse, während man doch aus seinen Handlungen sehe, daß er ein ganz vortrefflicher sei. In dem Gespräche fügt Savonarola hinzu, er müsse dann auch der dümmste aller Menschen sein, denn durch seine Betrügerei erlange er nichts als Verfolgung und Feindseligkeiten. Er diskutiert auch die andere Frage, ob er nicht betrogen werde oder vielleicht sich selber betrüge; er erörtert, wie schon anderwärts, den Unterschied der Erleuchtung und der gewöhnlichen Erkenntnis durch die Sinne, der jene an Sicherheit nicht das mindeste nachgebe; der Heilige Geist könne nicht mit sich selbst in Widerspruch sein; und davon legt Savonarola die vollste Überzeugung an den Tag, daß der Geist Gottes ihn leite. Er läßt sich einwenden, daß dies nicht bloß durch Geradsinnigkeit des Herzens bewiesen werde; aber er besteht darauf, daß der Beweis in den guten Früchten liege, welche durch seine Predigt hervorgebracht werden; wäre ein dämonischer Einfluß im

Spiele, so würde ein solcher verderbliche Folgen haben, aber die Erleuchtung, die er empfange, bestehe in dem Verständnis der Heiligen Schrift, das ihm plötzlich aufgehe, und ziele auf das moralisch Gute in dem privaten sowie in dem öffentlichen Leben. Diese Erleuchtung könne nicht falsch sein, und sie wachse noch alle Tage; von ihr schreibe sich auch her, was er über die Regierung der Stadt verkündigt habe; hätte man das nur alles befolgt, dann würde man sich besser befinden.

In der Pratika leugnete niemand den religiösen Inhalt und den hohen moralischen Wert seiner Lehren und Anweisungen; daß sie aber unmittelbar auf die Gottheit zurückgeführt werden könnten, war die Behauptung nur seiner entschiedenen Anhänger. Dann aber wurde es zweifelhaft, ob man ihrethalben es wagen sollte, dem Papste entgegenzutreten. Nicht übel sagt der letzte Redner Deti, der Streit der Meinungen gelte der Autorität des Papstes und der Verehrung für den Frate; er neigt sich schon an sich dahin, daß es sicherer sei, dem Papste zu folgen, als dem Frate; aber der Beweggrund, welcher die Anhänger des Papstes hauptsächlich bestimme, liege eben darin, daß derselbe zugleich für die Angelegenheiten der Stadt Sorge trage. Bei dieser schroffen Differenz der Meinungen war in der Pratika der Vorschlag gemacht worden, die Streitfrage vor den großen Rat zu bringen, der auch deshalb alles erfahren müsse, weil er das etwa erfolgende Ungemach und die nötig werden-

den Leistungen zu tragen habe. Aber selbst die entschiedensten Anhänger Savonarolas drangen nicht darauf; man sah die allgemeine Entzweiung vor sich und glaubte, diese werde noch wachsen, wenn man die Sache dem Consiglio vorlege. Die Signoria zog es vor, noch eine engere Pratika zu berufen von Männern, von denen sie sagt, sie seien das Herz der Republik, unter denen wir Vespucci sowohl, wie Valori finden. Auf den Rat der Pratika wurde beschlossen, den Bruder Hieronimo zu vermögen, von seinen Predigten abzustehen; damit werde man dem Papste genügen; was sonst gefordert worden war, Gefangensetzung und Überlieferung des Frate, wurde als der Republik unwürdig von der Hand gewiesen (17. März 1498). Wenn die Chronisten behaupten, der fernere Besuch von San Marco sei dabei ausdrücklich vorbehalten worden, so gründet sich das wohl nur darauf, daß kein ausdrückliches Verbot dagegen erging. Aber schon darin, daß die Predigten aus Rücksicht auf den Papst in San Marco untersagt wurden, liegt das gerade Gegenteil von den Intentionen Savonarolas, der, wie bemerkt, eben damals die heftigsten Invektiven gegen Alexander und sein Verhalten schleuderte. Die Predigten Savonarolas atmeten die bitterste Feinseligkeit gegen den Papst; die Signorie trat auf die Seite desselben — eine Entscheidung, welche den Betroffenen auf das tiefste erschüttern mußte.

Der Beschluß wurde dem Frate nicht einmal schriftlich, sondern nur mündlich mitgeteilt. „Ist das,“ so

fragte Savonarola diejenigen, welche ihm die Botschaft brachten, „ist das der Wille eurer Herren?" Sie bejahten dies. „Ich aber," sagte er, „habe noch einen anderen Herrn, mit dem ich zu Rate gehen muß; morgen werde ich Antwort geben." Er hatte wohl einmal angedeutet, daß er weder den geistlichen noch den weltlichen Oberen in seiner Predigt verantwortlich sei; allein zu diesem Äußersten wollte er doch nicht fortschreiten. Den andern Tag gab er seine Antwort, indem er sich dem Befehle fügte, den man ihm hatte zugehen lassen. Es geschah in einer Predigt, die er am 18. März hielt; eigentlich sein Abschiedswort, das man nicht ohne Rührung lesen kann. Er sagte, der Gläubige habe sich zuerst an seinen Beichtvater und Pfarrer, dann an seinen Bischof, endlich an den Papst zu wenden; wenn aber diese alle verdorben seien und ihn verlassen, an Christus, den ersten Urheber des Glaubens, und ihm zu sagen: „du bist mein Beichtvater, mein Papst." Die Autorität der römischen Kirche suche er nicht zu schwächen, sondern zu vermehren. Aber er wolle sich nicht einer Gewalt unterwerfen, die das Gute verfolge und aus der Hölle komme. Oft habe er gedacht, von diesen Dingen zu schweigen und die Sache Gott anheim zu stellen; aber wenn er wieder auf der Kanzel stehe, so könne er sich selbst nicht bezwingen; er fühle gleichsam ein verzehrendes Feuer in seinen Gebeinen und seinem Herzen; er fühle sich ganz erfüllt von dem Geiste des Herrn. „O Geist, du fürchtest keine Person der Welt,

du regst Verfolgungen gegen dich selber auf, du setzest die Wellen des Meeres in Bewegung, wie der Sturmwind. Warum ruhst du nicht? Gott ist Herr und Meister, der die Werkzeuge zu seinem Zwecke anwendet und sie beiseite wirft, wenn er ihrer nicht mehr bedarf, wie einst Jeremias, welcher gesteinigt wurde. So wird auch uns geschehen, wenn er uns gebraucht hat." Indem er erklärt, dem Befehle der Signoria nachkommen zu wollen, spricht er die Zuversicht aus, Gott werde ihm eine Hilfe senden, durch welche die Bösen ihren Besitz und ihr Leben verlieren. „O Gott, ich bitte dich, die Erfüllung deiner Verheißung nicht länger zu verschieben." Savonarola hatte oftmals auf eine übernatürliche Bestätigung seiner Lehren provoziert, und diesen Sinn verrät auch seine letzte Predigt; aber zugleich auch die Besorgnis, daß Gott ihn, nachdem er seine Dienste geleistet, zugrunde gehen lassen könne, wie einst die alten Propheten. Wenn irgend etwas, so beweisen die letzten Worte seine innere Wahrhaftigkeit.

Neuntes Kapitel.

Feuerprobe; Gefangennehmung Savonarolas.

In diesem immer drohender werdenden Konflikt gab Savonarola seine Sache keineswegs auf. Wir kennen seine konziliaren Ideen, die von seinem ersten Auftreten an seine ganze Geschichte durchziehen; in dem Maße, daß er erkannte, von Rom nichts mehr als die äußerste Feindseligkeit erwarten zu dürfen, ergriff er sie mit wachsendem Ernst und Eifer. Er veranlaßte seine Freunde, an die mit ihnen bekannten florentinischen Gesandten in Frankreich und Spanien zu schreiben, daß die Zeit gekommen sei, in welcher die Fürsten, wie es ihre Pflicht und ihr Recht mit sich bringe, ein allgemeines Konzilium berufen sollten. Er selbst hat Entwürfe zu ausführlichen Anschreiben an den Kaiser Maximilian und die vornehmsten Fürsten der Christenheit, die Könige von Frankreich, Spanien, England und Ungarn gemacht, in denen sie auf das dringendste aufgefordert werden sollten, Hand daran anzulegen. Er kam darauf zurück, was schon dem König Karl bei seiner Anwesenheit in Rom angeraten worden war, den Papst, der nur durch Simonie zu seiner Würde gelangt sei, für abgesetzt zu erklären. Dem fügte er noch hinzu, dieser

Papst sei nicht allein kein Christ, er glaube nicht einmal an Gott, so daß man in ihm den Urheber alles Verderbens gleichsam anbete; er machte sich anheischig, dem versammelten Konzil noch manches zu entdecken, was er jetzt verschweige. In seinem Verhör hat er ausgesagt, das meiste Vertrauen habe er auf den König von Frankreich gesetzt, mit dem er von diesen Dingen oft geredet habe; vom spanischen Hofe habe er gewußt, daß man dort das Leben, das in Rom geführt werde, verdamme; von dem König von England wenigstens soviel, daß er ein wohlmeinender Mann sei; den Kaiser, dem er die Rechte und Pflichten des Reiches in Erinnerung brachte, habe er leicht zu gewinnen gehofft, wie denn auch ein kaiserlicher Gesandter bei einem Besuch in San Marco schlecht von dem Papst gesprochen habe. Er zählte dabei auf die Mitwirkung einiger Kardinäle; mit einem und dem anderen derselben, den Kardinälen San Giorgio, Lisbona, Pietro in Vincoli stand er in gutem Vernehmen. Besonders rechnete er auf den Kardinal von Napoli, der auch mit den beiden Valori in Verbindung stand und ihm einst bei der Trennung seines Klosters von der lombardischen Kongregation sehr nützlich gewesen war. Er hat gesagt, er habe sich eingebildet, daß dieser Kardinal die übrigen zusammenrufen und das Konzilium in Florenz eröffnen werde; bestimmte Versicherungen von ihm gehabt zu haben, hat er selbst nicht standhaft behauptet. Aber großen Eindruck machte auf ihn eine Meldung des Kardinals

San Pietro in Vincoli, die ihm durch den Grafen von Mirandola zuging, daß er mit einigen anderen Kardinälen baldigst in Florenz einzutreffen und das Konzil zu halten gedenke. An Florenz knüpften auch die letzten konziliaren Erinnerungen an, die schon einmal wieder erwacht waren; wir gedachten des Erzbischofs von Kraina, mit dem sich die Florentiner im Jahre 1482 in Verbindung gesetzt hatten, um in dem Zerwürfnis mit dem Papsttum Rückhalt an einem Konzilium zu finden. Die Beschwerden des Erzbischofs gegen Sixtus IV. haben eine Verwandtschaft mit den Beschwerden Savonarolas über Alexander VI. Aber die Ähnlichkeit selbst war von einer ungünstigen Vorbedeutung. Die Florentiner waren jetzt nicht so einmütig, wie damals. Die allerstärkste Gärung war im Gange und die Autorität der Fratesken wieder im Abnehmen. Daß das Verbot der Predigt in diesem Augenblicke durchgegangen war, mußte doch als ein Sieg der Gegner des Frate betrachtet werden. So sah auch der Papst selbst es an; er nahm die Nachricht von dem Beschluß mit großer Freude auf, wie dann auch der Herzog von Mailand aussprach, daß darin eine Trennung der Florentiner von der Sache des Frate liege, ein um so größerer Vorteil, da der Papst in seinem Breve die schärfsten Ausdrücke gebraucht hatte.

Aber mit der Untersagung der Predigt waren die Anhänger des Papstes noch nicht zufrieden; sie erinnerten unaufhörlich, daß den päpstlichen Befehlen keine Genüge geschehen sei, da man dulde, daß die

Bürgerschaft zahlreich nach San Marco gehe, wo zwar nicht mehr Frate Hieronimo, aber Domenico da Pescia noch mit größerer Heftigkeit predigte, als jener selbst getan haben würde.

Um den Streit zu schlichten, verfiel man auf eine höchst außerordentliche Auskunft, die sich zum Teil dadurch erklären läßt, daß sie einer alten städtischen Erinnerung entsprach.

In der florentinischen Geschichte des elften Jahrhunderts macht eine Feuerprobe Epoche, die in den damaligen kirchlich-weltlichen Konflikten vorgenommen worden war. Die Mönche von Vallombrosa erhoben gegen den Bischof Petrus von Florenz den Vorwurf, daß er durch Simonie zu dem bischöflichen Stuhl gelangt sei. Es war die Anklage, welche damals die kaiserlich gesinnten Bischöfe überhaupt traf. Der Markgraf, der die Stelle des Kaisers vertrat, wies dieselbe zurück, aber das Volk von Florenz nahm sie mit Eifer an und wollte den vermeinten Ketzer nicht als Bischof anerkennen. Da erbot sich ein Mönch von Vallombrosa, die Behauptung seines Klosters durch eine Feuerprobe zu erhärten. Die Florentiner berichten dem Papst, der Mönch sei zwischen zwei brennenden Holzstößen unversehrt hindurchgegangen und darauf mit unendlichem Jubel begrüßt worden; denn der Beweis war geführt, daß der verhaßte Bischof ein Ketzer sei. Die Probe bildet einen Moment der Entfremdung der Florentiner von der kaiserlichen Partei.

An diese Erinnerungen nun knüpfte es an, wenn Domenico da Pescia sich erbot, indem er die Konklusionen Savonarolas verkündigte, für die Wahrheit derselben ins Feuer zu gehen; denn es werde ihn nicht verletzen. Demgegenüber erklärte ein Franziskaner, er wolle mit ihm ins Feuer gehen; er würde zwar mit ihm verbrennen, aber die Falschheit der Behauptungen der Frateschi werde damit doch erwiesen sein. So schien, da es keine von den beiden Parteien anerkannte kirchliche Autorität mehr gab, um ein festes Fundament zu haben, nichts weiter übrig zu bleiben, als auf jenen wunderlichen Zweikampf zu rekurrieren, bei dem die Entscheidung durch ein Mirakel geschehen sollte. Die Frateschi trugen selbst darauf an, um der Wahrheit der Verkündigungen des Frate auf diese Weise unerschütterlich sicher zu werden, was ihnen die Herrschaft in der Stadt verschafft hätte; einige wohl auch, so meinte man wenigstens, um sich von ihm trennen zu können, ohne dadurch kompromittiert zu werden. Daß nun Savonarola damit einverstanden gewesen ist, läßt sich nicht leugnen. In seinen Briefen an die Fürsten spricht er mit Nachdruck davon, daß die Wahrheit seiner Behauptungen nötigenfalls durch ein Wunder würde erhärtet werden, selbst vor versammeltem Konzilium. Alle seine Predigten atmen diese Voraussetzung, denn indem er das Geheimnis des Glaubens mit der göttlichen Weltregierung identifiziert, so wird es ihm undenkbar, daß die göttliche Wahrheit, die er zu verkündigen sich bewußt ist, nicht

auch durch ein übernatürliches Zeichen bestätigt werden sollte. Seine Anhänger waren davon durchdrungen; Domenico da Pescia meinte, es würden Hunderte ebenso bereit sein, wie er, ins Feuer zu gehen. Domenico war ein phantastischer Enthusiast; aber es ist nicht ohne Wahrheit, wenn er sagt, die Frage stehe nicht zwischen den verschiedenen Mönchsorden, sondern zwischen dem Papst und dem Frate Hieronimo; wenn der Dominikaner verbrenne, so würde er mit seinem Kloster vernichtet sein; wenn er aber siege, so würde darin eine Verpflichtung für den Papst und die Kardinäle liegen, zur Renovation der Kirche zu schreiten. Die Vorfrage war nun aber, ob die Signoria diese Probe zulassen solle oder nicht. Am 30. März ist darüber in einer zahlreichen Pratika Beratung gepflogen worden. Die erste Einwendung gegen das Vorhaben war, daß die Sache eigentlich eine geistliche sei; im städtischen Palast habe man sich mit Geldangelegenheiten und mit Krieg zu beschäftigen; eine Sache, wie diese, aber gehöre nach Rom, oder man möge sie den beiden Mönchsorden etwa unter der Leitung des erzbischöflichen Vikars überlassen. Einige Mitglieder drückten sich mit tiefem Schmerz darüber aus, daß es so weit gekommen sei, und Florenz zum Gelächter der Welt werden müsse. Die Antwort darauf war, die Sache sei nicht allein eine geistliche, sondern zugleich gar sehr eine städtische; denn alle innere Unruhe und Entzweiung rühre davon her; würde die Signoria die Probe nicht zulassen, so würde man ihr mit Recht

schuld geben können, sie suche die Entzweiung der Stadt zu erhalten und zu nähren. Eine viel vertretene Meinung war, die Probe selbst werde nicht zur Ausführung kommen; aber man werde doch sehen, an wem die Schuld liege, und der ganzen Sache Meister werden; sollte sie aber auch unglücklich endigen, so treffe die Stadt keine Schuld daran, denn die Herausforderung gehe von den Mönchsorden aus. Einen gewissen Anstoß gab es, daß Hieronimo nicht selbst die Probe bestehen wollte, sondern statt seiner Domenico da Pescia; der erklärte das damit, daß Hieronimo mit größeren Dingen sich zu beschäftigen habe. Ein Franziskaner, der sich früher erboten hatte, ins Feuer zu gehen, zog aus diesem Grunde sein Anerbieten zurück; aber ein anderer war für ihn eingetreten, und schon dies schien genug; denn es komme darauf an, ob die menschlichen Worte durch übernatürliche Zeichen bekräftigt werden würden. Die Anhänger des Frate zweifelten nicht, daß alles so verlaufen werde, wie es derselbe immer vorausgesagt habe; und daraus würde für die Stadt hinwiederum der größte Ruhm entspringen. Das Protokoll der Beratung macht den Eindruck, daß die Mehrzahl der Pratika die Feuerprobe guthieß. Man glaubte, die Sache sei schon zu weit gediehen, als daß man mit Ehren davon zurücktreten könne. Nur sollte Anstalt getroffen werden, daß sie mit Ruhe vollzogen würde, ohne Einmischung der Menge, aber auch ohne daß jemand entfliehen könne. Sehr wahrscheinlich, daß einiger üble Wille

von seiten der Gegner diese Sache gefördert haben mag. In den Beratungen aber tritt dies nicht hervor. Die Probe wurde alles Ernstes gefordert, um die Entzweiung in der Stadt zu heben; die Frateschi selbst drangen nochmals darauf; sie waren so überzeugt wie ihr Führer selbst. Der Beschluß war, dem Streit in der Stadt durch die Probe ein Ende zu machen; wer von den beiden Mönchen unverletzt aus dem Feuer hervorgehe, dem wolle man glauben; sollte die Probe zum Nachteil des Bruder Hieronimo ausfallen, so sollte derselbe aus dem florentinischen Gebiet verbannt sein. Aus dem Zusammenhange der Dinge ergibt sich, daß man über die Frage, welche das Beharren der Kirche in ihren bisherigen Formen oder eine Umwandlung derselben in sich schloß, eine Entscheidung durch ein Wunder herbeizuführen dachte. Das Schicksal des Frate Hieronimo ist, daß er für die wichtigste Frage der Welt eine in der Tat unmögliche Entscheidung anrief. Darin lag aber, wenn wir ein Urteil fällen dürfen, eben sein Irrtum, daß er sich die Verbindung der göttlichen und menschlichen Dinge viel zu enge dachte; seinen Erleuchtungen, die zugleich Abstraktionen waren, maß er einen Wert bei, der ihnen nicht zukam.

Die Tore der Stadt wurden geschlossen, die Straßen durch die städtische Miliz, welche sie unter ihren Fahnen durchzogen, vor jedem Auflauf sichergestellt; die Zugänge zu dem Platz, auf welchem die Feuerprobe geschehen sollte, waren vor jedem Zudrang ge-

sichert; einige der Oberhäupter der Fratesch, von denen man eine Störung fürchtete, wurden in dem Palast festgehalten. Es war am Sonnabend, dem 7. April, Vorabend vor Palmsonntag; die sechzehnte Stunde des Tages war dazu festgesetzt, die Plätze für die beiden Orden bestimmt. Zuerst erschienen die Franziskaner ohne besondere Zeremonie; hierauf die Dominikaner, von einer Anzahl ihrer Freunde begleitet, unter dem Gesang lateinischer Psalmen. Der Holzstoß war aufgerichtet, in dessen Mitte ein Weg offen gelassen war, um, sobald er in Feuer stehe, durchzuschreiten.

Da erhob sich aber ein unvorhergesehener Anstoß; wenn der Dominikaner zwar sehr bereit war, die Feuerprobe zu bestehen, aber mit einer geweihten Hostie in der Hand, so widersetzten sich dem die Franziskaner, weil darin gleichsam eine Probe des Geheimnisses, auf welchem der christliche Glaube beruht, liegen würde. Aus dem Palast wurden einige Mitglieder der Regierung zu den Frati heruntergeschickt, zu jedem Teile eben solche, die sich überhaupt zu demselben hielten; allein ein Einverständnis war auf diesem Wege nicht zu erreichen; einige Argumente, welche Savonarola selbst vorbrachte, wurden von der andern Partei nicht admittiert. Nachdem man eine Zeitlang hin und hergeredet, zeigte die dem Frate entgegengesetzte vornehme Jugend, die sich zu einer Gesellschaft, genannt Compagnacci, organisiert hatte, in welcher Spini eine große Rolle spielte, nicht übel Lust,

der Sache sogleich mit offener Gewalt ein Ende zu machen. Aber auch ohne dies war der Vorteil auf ihrer Seite; die Bedenklichkeiten der Dominikaner hatten auf das Volk einen nachteiligen Eindruck gemacht, zumal da der Franziskaner ohne alles Weitere in das Feuer zu gehen sich vermaß. Die Signoria hielt für ratsam, den beiden Orden zu befehlen, sich zu entfernen, was dann von seiten der Dominikaner nicht geschah und nicht geschehen konnte, ohne ihnen eine Bedeckung beizugeben. Ihre Prätension, nur mit dem Kruzifix oder dem Sakrament in der Hand ins Feuer gehen zu wollen, wurde von der Menge fast als eine Beleidigung des Heiligsten betrachtet. Die Meinung gewann das Übergewicht, daß alles doch nur auf Betrug abgesehen gewesen sei. Es ist sehr begreiflich, daß das Volk, aufgeregt, wie es einmal war, auf Entschuldigungen keine Rücksicht nahm. Die Verstimmung war so allgemein, daß die Gegner zu weiteren Unternehmungen Mut bekamen. In San Marco dagegen bildete man sich ein, nicht allein nicht besiegt zu sein, sondern sogar gesiegt zu haben, da die Verzögerungen absichtlich von den Franziskanern veranlaßt worden wären, um die Probe, zu der die Dominikaner bereit gewesen, zu verhindern.

Den nächsten Morgen, eines Sonntags, wagte nun Savonarola in Widerspruch nicht allein mit der Sentenz des Papstes, sondern auch mit den Anordnungen der Signoria die Kanzel in San Marco nochmals zu besteigen; die Gläubigen scharten sich um ihn, über=

zeugt, daß er der Mann der Wahrheit und des guten Lebens sei und zugleich die Freiheit der Stadt beschütze. Aber schon erlebte man, daß die, welche nach San Marco gingen, unterwegs von einer Schar von Compagnacci verhöhnt und insultiert wurden, selbst wenn sie zu den größeren Häusern gehörten. Als nun am Abend bei der Vesper einer der Brüder von San Marco sich anschickte, in der Hauptkirche der Stadt zu predigen, wo sich bereits eine große Menge Volks versammelt hatte, so ließen die Gegner feindseliges, in der Kirche doppelt auffälliges Geschrei erschallen, und eine Unordnung entstand, welche die Fortsetzung der Predigt verhinderte, wie an dem letzten Himmelfahrtstag, was aber nun die Folgen, die man damals gefürchtet hatte, wirklich nach sich zog.

Savonarola, dem früher der allgemeine Beifall zur Seite gestanden hatte, erfuhr jetzt den allgemeinen Widerwillen; die klassisch gebildeten Florentiner haben bemerkt, daß darin wieder einmal der Wankelmut des Volkes und seiner Gunst zutage trete. Alles Volk bewegte sich nach San Marco, um dort der Sache ein Ende zu machen. Die Signoria konnte das nicht verhindern, sie wollte es nicht einmal ernstlich; die Gegner Savonarolas hatten auch im Palast die Oberhand. Alles trägt den Stempel einer inneren städtischen Unruhe, welche daher entsprang, daß die Partei, welche bisher das Übergewicht gehabt hatte, jetzt in Nachteil geriet und die andere den Moment für gekommen erachtete, um sich ihrer Gegner zu ent-

ledigen. Wohl beschloß nun die Signoria, daß ein jeder die Waffen niederlegen und Bruder Hieronimo sich in der Tat nicht allein aus der Stadt, sondern binnen zwölf Stunden aus dem florentinischen Gebiet entfernen solle. Weder das eine, noch das andere geschah. Nicht auf dem Frate allein aber beruhte der gegenwärtige Zustand, sondern noch mehr auf Francesko Valori, der bisher noch immer ein großes Ansehen in dem Palast besessen hatte, in diesem Augenblicke aber selbst nach San Marco gegangen war. Die Härte, mit der er in dem vorjährigen Prozeß gegen die vermeinten Verschwörer auf ihre Hinrichtung gedrungen und sie endlich durchgesetzt hatte, erweckte in den Familien der Betroffenen Haß und Rachsucht. Schon hörte man auch seinen Namen unter den feindseligen Ausrufungen der Menge; vielleicht aber ließ sich der Tumult noch bestehen, wenn Valori zur rechten Zeit von seinem Hause aus eine entgegengesetzte Bewaffnung ins Werk setzen konnte. Dahin ging der Rat der Brüder; dahin ging auch der Rat Savonarolas, der einem zuverlässigen und ausführlichen Tagebuche zufolge darin die einzige Rettung sah.

Indem aber war bereits auf der Piazza dei Signori eine gewaltsame Veränderung vorgegangen. Der Führer der städtischen Mannschaften, dem es obgelegen hätte, die Ordnung aufrecht zu erhalten, wurde von einer bewaffneten Schar, welche eigenmächtig herbeigekommen, abgeführt. Wohl traf nun auch ein Anhänger des Frate, Piero Corsini auf dem Platze ein,

aber er hatte nicht den Mut seiner Sache und ließ sich, plötzlich die Farbe wechselnd, bestimmen, an einem Angriff gegen das Haus Valoris teilzunehmen. Unter dem anwachsenden Tumult war Valori nur mit Mühe in sein Haus gelangt. Die Signoria, welche die tumultuarische Bewegung doch nicht ganz und gar zum Meister der Stadt wollte werden lassen, ließ ihn durch einige ihrer Diener nach dem Palast zu kommen auffordern, wie es schien, um ihn zu retten, vielleicht auch nur, um ihn lebendig in den Händen zu haben. Als er aber von diesen begleitet unter Fackelschein aus seinem Hause heraustrat, wurde er von seinen Gegnern angefallen unter Führung von Vincenzio Ridolfi und Simone Tornabuoni, den nächsten Verwandten der im vergangenen August hingerichteten Ridolfi und Tornabuoni; unter dem Geschrei „du sollst uns nicht länger regieren" wurde Valori ermordet; Vincenzio hat ihm den Kopf zerspalten. Es war Blutrache, die sie an ihm nahmen; aber Valori hatte bei seinem freilich einseitigen Verfahren die äußere Legalität auf seiner Seite gehabt; die Rache, die man an ihm nahm, geschah im Aufruhr gegen die öffentliche Ordnung.

Der Tod Valoris, der bisher noch immer der große Mann der Stadt gewesen war, ist einer Revolution des Staates gleich zu achten; er enthielt einen Umsturz der bisherigen Verhältnisse der Parteien, so daß auch Savonarola sich nicht weiter behaupten konnte. Das Kloster war einigermaßen in Verteidigungsstand

gesetzt; und zuweilen sind da auch Gefangene von der Gegenpartei eingebracht worden; Savonarola ermahnte sie in Zukunft gute Christen zu sein, und ließ sie gehen. Allein wie hätte das Kloster auf die Länge den überlegenen Angriffen widerstehen können? Die Signoria erließ den Befehl, daß alle Laien San Marco binnen einer Stunde verlassen sollten, unter der Verwarnung, daß sie sonst als Rebellen gegen die Kommune betrachtet werden würden. Man scheint das so verstanden und ausgelegt zu haben, daß allen denen Verzeihung angedeihen solle, welche sich von dem Frate trennen würden. Er selbst stand, das Sakrament in der Hand, vor dem Altar in der Mitte seiner Novizen; die übrigen Frati lagen auf den Knien, in angstvollem Gebet begriffen. Indem erschienen Beauftragte der Stadt, die ihn aufforderten, sich ohne weiteren Kampf zu den Füßen der Signoria zu stellen, von der er mit Milde und Gnade behandelt werden würde; er möge nicht so grausam gegen sich und sein Kloster sein, um dem Befehl zu widerstreben. Frate Hieronimo sagte, er würde gehorchen, aber er fürchte das aufgeregte Volk. Die Kommissarien erwiderten, sie wären mit gutem bewaffneten Geleit versehen, so daß niemand sie verletzen würde. Hierauf kündigte nun Savonarola seinen Klosterbrüdern, die er in der Bibliothek versammelte, seinen Entschluß an, der wilden Wut, mit der er gegen alles Erwarten angegriffen werde, nachzugeben und sich von ihnen zu trennen. Er ermahnte sie, im Glauben, Gebet und Geduld zu beharren, Gott

werde sie nicht verlassen; er versicherte nochmals, daß kein Jota von allem, was er vorausgesagt, unerfüllt bleiben werde; dann stieg er mit den Kommissarien die Treppe hinab. Eine ungeheure Menge Volkes war versammelt, mit Fackeln und Leuchtern versehen; mitten durch die Menge, die ihn mit Schmähungen verhöhnte, wurde er mit Domenico da Pescia nach dem Palast gebracht. Der dritte, um den es dann hauptsächlich zu tun war, Silvestro Maruffi, hielt sich anfangs verborgen, wurde aber gar bald aufgefunden und ebenfalls in das Gefängnis des Palastes abgeführt.

Zehntes Kapitel.

Verdammung und Tod Savonarolas.

Schlußbemerkungen.

Savonarola trug eine Doktrin vor, welche in sich selbst nicht ungeeignet war, dem Papsttum eine nachhaltige Opposition zu erwecken; das wahrhaft christliche Leben, das er in der Stadt einführte, gab ihm eine geeignete Grundlage zu einer Abweichung von dem herrschenden kirchlichen System, welches durch das Verhalten Papst Alexanders in sich selbst zweifelhafter wurde, als jemals früher. Und die politischen Verhältnisse, durch welche Florenz in eine dem Papsttum feindselige Haltung geriet, versprachen ihm einen Rückhalt bei jeder Abweichung von demselben. Aber nach und nach hatten sich diese Verhältnisse geändert. Im Interesse von Florenz lagen Friede und Freundschaft mit dem Papste. Hierüber erwachten die alten Gegner Savonarolas, in denen der Widerwille gegen seine demokratische Politik sich mit den Zweifeln an seiner göttlichen Mission vereinigte. Eben diese nun unternahmen die Dominikaner durch eine Feuerprobe zu erhärten. Indem Savonarola eine übernatürliche Bekräftigung seiner Doktrin in Anspruch nahm, hielt er die Einwohner in aufgeregter Spannung; da eine solche nicht eintrat, so wendete sich die Meinung gegen

ihn, und seine städtischen Feinde bekamen das Übergewicht; er war jetzt ihr Gefangener. Was nun aber mit ihm geschehen sollte, war noch ein Gegenstand schwieriger Erwägung.

Um darüber Beschluß zu fassen, berief die Signoria gleich am nächsten Tage eine zahlreiche Pratika. Der Gonfaloniere eröffnete dieselbe mit einer leichten Andeutung über die vorgefallenen Unruhen und die Bemerkung, daß Bruder Hieronimo in den Händen der Signoria sei, wie deren Ehre erfordere; aber sie begehre Rat darüber, wie man weiter zu verfahren und ob man ihn dem Verlangen des Papstes gemäß nach Rom auszuantworten habe. Dieser ersten Frage fügte er noch eine zweite, auf den Zustand der Parteiung, in der man sich befand, bezügliche hinzu; Savonarola hatte nicht allein noch viele Anhänger in der Stadt, sondern die beiden vornehmsten Behörden, unter welche die Staatsangelegenheiten und die Kriminaljustiz gehörten, die Dieci und die Otto waren Freunde desselben, die letzteren in so hohem Grade, daß sie sich, als die Menge Partei gegen den Frate genommen, in der Stadt nicht hätten zeigen dürfen: so verhaßt waren auch sie dem Volke geworden. Der Gonfaloniere fragte nun, ob diese Ämter ihren bisherigen Inhabern verbleiben oder durch Neuwahl an andere übertragen werden sollten. Von den Ratschlägen, die dann geäußert wurden, erscheint der, welchen Bernardo Rucellai, einer der Angesehensten von der aristokratischen Faktion, gab, als der um-

sichtigste; er erinnerte, die Stadt sei in diesem Augenblicke nur schwach; denn verleitet vom Frate Hieronimo habe man seit langer Zeit verabsäumt, die nötigen Maßregeln zu ergreifen, die alten Verbindungen der Republik außerhalb und innerhalb Italiens zu unterhalten; er erklärte sich zwar für ein Verhör des Bruder Hieronimo in aller Form, gedachte jedoch zugleich der Gefahr, die daraus entspringen könne, wenn ein Teil der Cittadini durch diese Konfession kompromittiert werde; man müsse sich hüten, neue Aufregungen zu veranlassen. Wenn wir ihn recht verstehen, so war seine Meinung darauf gerichtet, vor allen Dingen die auswärtigen Verhältnisse ins Auge zu fassen, was nach der Beseitigung des Frate leicht geschehen könne, und allen ferneren inneren Entzweiungen, die aus den Bekenntnissen desselben hervorgehen könnten, möglichst vorzubeugen. Ein guter Kenner des Altertums, wie er war, erinnerte er an das Beispiel Cäsars, der die Briefschaften des Pompejus nicht hatte sehen wollen; er beurteilte die Sache aus dem Standpunkte des inneren Friedens und der Notwendigkeit einer veränderten, aber festen Politik. So hatte auch Vespucci auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die darin liege, wenn man alles publizieren wolle, was Frate Hieronimo aussage; man sollte vielmehr davon nichts bekannt machen, als was die Signoria bekannt zu machen für gut halte. Für die Auslieferung des Frate an Rom war eigentlich keine Stimme, dagegen die große Mehrheit für eine Veränderung in

den Dieci und Otto, welche denn auch sofort ins Werk gesetzt wurde. Der mailändische Gesandte versichert, daß wenigstens in den Rat der Otto lauter Feinde Savonarolas eingesetzt worden seien. Auch Doffo Spini hatte in demselben Platz gefunden. Unter dieser Stimmung wurde nun auch das Verhör des Frate eingeleitet; gleich am 9. April ist es gewaltsam und formlos unter den Martern der Tortur begonnen worden. Zwei Tage darauf wurden 17 Essaminatori ernannt, ebenfalls fast alle seine Gegner.

Die Verhöre folgten dann bis zum 17. April ohne Anwendung der Folter. Wenn man sie liest, so findet man eine Anzahl von Angaben von hohem Interesse über Savonarolas Stellung, seine Verhältnisse im allgemeinen, die man nicht verwerfen dürfte, wiewohl die Art und Weise des Verhörs eher Abscheu erweckt. Das Bestreben war besonders dahin gerichtet, den verschiedenen Intelligenzen, durch welche Savonarola Autorität erlangt hatte, auf die Spur zu kommen; seine Aussagen darüber haben alle mögliche innere Wahrscheinlichkeit. Diese Verständnisse waren nicht von ihm provoziert, ihm aber deshalb lieb und wert, weil sie ihm auch in Rom ein gewisses Ansehen verschaffen mußten. Daß die Konfessionen vieles enthalten hätten, was man nicht ohnehin wissen konnte, läßt sich nicht sagen; eben deshalb schienen die Ergebnisse der Verhöre manchem noch nicht genügend, denn in dem Ausgesagten sei gleichsam nur die Rinde enthalten und nicht der Kern. Andere fürchteten, daß

man durch ferneres Inquirieren nur neue Aufregungen veranlassen werde; für diejenigen, welche kompromittiert waren, wurde Rücksicht und Milde gefordert, denn nur die Führer seien strafbar, nicht die Menge, die ohne Verstand hinter anderen herlaufe. Die vornehmste Frage war allezeit, wie man sich gegen den Papst zu stellen habe, der die Auslieferung der Angeklagten noch immer forderte; sie wurde bereits am 13. April in einer Pratika erwogen.

In derselben war die überwiegende Meinung, die Forderung des Papstes, daß Savonarola und die beiden anderen in Haft genommenen Frati nach Rom geschickt würden, weder anzunehmen, noch geradezu abzulehnen, vor allem nur darauf zu dringen, daß der Papst den Zehnten von den geistlichen Gütern bewillige, auf so lange, als es irgend möglich sei, und in solchen Formen, daß das Zugeständnis nach seinem Tode von seinen Nachfolgern nicht zurückgenommen werden könne.

Ohne darauf ausdrücklich einzugehen, forderte Alexander VI. die Auslieferung aufs neue, so daß am 5. Mai noch eine Pratika stattfinden mußte. Girolamo di Filippo Rucellai gab den Rat, den Papst zu ersuchen, die Exekution in Florenz geschehen zu lassen, damit die Schuldigen da bestraft würden, wo sie gesündigt hätten. Dem fügten andere hinzu, daß die Exekution auch deswegen in Florenz geschehen müsse, weil es daselbst noch viele Anhänger des Frate gebe; und zugleich müsse man den Papst auffordern, den

Zehnten zu bewilligen. Da man nun aus dieser Rücksicht vermeiden mußte, ihn zu verletzen, noch auch für ratsam hielt, die Gefangenen ihm zuzuschicken, so traf man die Auskunft, daß er gebeten werden möge, Kommissare zu senden, um die Frati darüber zu vernehmen, was er von ihnen erforscht zu sehen wünsche; man verlangte Kommissarien auch für die Degradation, um alsdann die Exekution von der weltlichen Gewalt vornehmen zu lassen.

In diesen Deliberationen trat ein anderes Motiv unerwartet hervor; der große Gegensatz, welcher die Geschichte aller europäischen Kommunen durchzieht, der Widerstreit zwischen Adel und Gemeinde, mischte sich in diese Sache noch auf eine andere Weise, als es bisher der Fall gewesen war. Bisher hatte der Dominikanermönch das Volk für sich gehabt; in diesem Augenblicke erweckte er Sympathien auch bei den großen Geschlechtern. Diese waren mit dem Gange der Dinge nicht ganz zufrieden. Manche bedauerten das Schicksal Valoris; den Frate Hieronimo hätten sie lieber gerettet, um sich seiner ein andermal bei vorkommender Gelegenheit bedienen zu können; sie trugen auf eine milde Behandlung der Gefangenen und möglichste Geheimhaltung ihrer Geständnisse an. Die Popolanen aber, welche an dem Anteil an der Regierung, den sie dem Dominikanerbruder selbst verdankten, Geschmack gefunden hatten, forderten mit lautem Zuruf strenge Gerechtigkeit; besonders verlangten sie die Bestrafung aller derer, die an den in

San Marco gepflogenen Intelligenzen teilgehabt hatten; die Hoffnung regte sich unter diesen, auf diese Weise die Macht der großen Geschlechter aufzulösen; die Lage war so drohend, daß die Großen in diesem Augenblick nicht ungern ein Oberhaupt an ihre Spitze gestellt hätten, nämlich Lorenzo di Pier Francesko de' Medici, mit welchem der Herzog von Mailand einverstanden war. Allein man sah, daß das bei dem Volk niemals durchzusetzen gewesen wäre und mußte zufrieden sein, die Regierung in dem schwankenden Zustand zu lassen, in dem sie sich befand. Die Sache des Frate war hienach bereits nicht mehr die vornehmste, weder für die äußeren, noch für die inneren Angelegenheiten; aber wie sie einmal in Gang gesetzt worden, so mußte sie weiter zu Ende geführt werden.

Am 11. Mai erging ein neues Breve, in welchem der Papst die nahe Ankunft zweier päpstlicher Kommissare zu weiterem Verhör der drei Kinder des Verderbens — so bezeichnet er die Gefangenen — ankündigte und zugleich über die Degradation derselben Verfügung traf.

Am 19. Mai langten die beiden Kommissarien an; es waren der Dominikanergeneral Giovacchino Turriano und der Bischof von Ilerda, Francesko Romolino, ein Spanier; das Verhör begann am 20. Mai; es bezog sich besonders auf die kirchlichen, namentlich die konziliaren Angelegenheiten. Das Aktenstück durchzulesen ist ein sehr peinliches Geschäft, da man doch nicht alles verwerfen kann, was der Gefangene

über seine Absichten aussagte, aber doch auch bei den Gewaltsamkeiten, die dem armen, schwachen Manne angetan wurden, nicht eben jedes Wort annehmen darf; seine Haltung war nicht unwürdig, aber nachgiebig.

Es ist unleugbar, daß die Bekenntnisse des Frate, soweit etwas davon verlautete, einen ungünstigen Eindruck auf die gläubigen Anhänger gemacht haben, denn sein Prophetentum, sein göttlicher Beruf selbst wurde dadurch zweifelhaft. Man sagte, auch unter den heftigsten Qualen der Tortur hätte ein wahrer Prophet nicht zugestehen dürfen, daß er das Volk mit falschen Weissagungen hintergangen habe; viele behaupteten, das Falsche seines Vorgehens erkenne man ja nun auch daraus, daß er von den päpstlichen Kommissaren zum Tode verurteilt werde. Darauf erwiderten andere, das habe er ja alles selbst vorausgesagt; wenn es nun geschehe, so diene es eben zum Beweis, daß er ein wahrer Prophet sei.

Was in ihm selbst vorging, sieht man aus seiner Auslegung der ersten Verse des einunddreißigsten Psalms, die er in der Einsamkeit seines Gefängnisses niedergeschrieben hat. Auf seine Weise führt er die Figuren der Traurigkeit und der Hoffnung redend ein: wenn man von dieser Form absieht, so hat man ein Selbstgespräch vor sich aus den Tagen, in welchen er zwischen Leben und Tod schwebte, von einer tiefen, inneren Wahrhaftigkeit. Er war von der gräßlichen Besorgnis ergriffen, daß die göttliche Gerechtigkeit in aller ihrer Strenge an ihm vollzogen werden würde:

denn die göttliche Gerechtigkeit suche die Welt heim mit ihren Züchtigungen; habe sie nicht die Sündflut geschickt, Jerusalem zerstören lassen? Aus der Hölle sei keine Erlösung. Was habe ihm sein tränenvolles Gebet gefruchtet?

Zu dieser in den Traditionen der Kirche wurzelnden Angst gesellten sich aber noch andere, außerhalb derselben liegende Zweifel. Er höre sagen, Gott kümmere sich gar nicht um die untergeordneten Dinge dieser Welt. Wäre es wahr, daß er auf die Erde herabgestiegen und sich an das Kreuz habe schlagen lassen, so würde er auch herabkommen, um den Unglücklichen und Bedrängten beizustehen, und wenn die Engel und Heiligen wirklich Erbarmen fühlten, wie sollten sie nicht erscheinen, um ihn zu trösten? Wir wissen, er hatte immer an eine übernatürliche Rettung geglaubt: darüber, daß eine solche nicht erschien, war er an seinem Glauben beinahe irre geworden. Die Besorgnis wird in ihm wach, daß es auf Erden doch nichts weiter gebe, als was man mit Augen sehe und der Geist der Menschen dem verschwindenden Rauche gleiche. Noch sei niemand aus der andern Welt zurückgekehrt, um von ihr Kunde zu geben. Auf diese Weise der Verzweiflung nahe gebracht, erinnert sich Savonarola doch wieder der Förderung Gottes, die er in allen seinem Tun sichtlich erfahren habe; eine sichtbare Hilfe, wie er sie immer gehofft habe — so sagt er sich jetzt —, sei doch weder notwendig, noch auch vielleicht nützlich: der Umgang mit den Engeln und den Heiligen, den

er vermisse, sei nur wenigen zuteil geworden und auch diesen nur in den letzten schwersten Augenblicken; es gebe auch einen göttlichen Beistand, der dem menschlichen Auge verborgen bleibe; in seinem Herzen empfinde er Gott. Indem er sich hierauf gestützt zu neuem Gebete ermannt, so bestürmen ihn neue Beängstigungen; er erinnert sich, daß er nicht zu den Auserwählten gehöre, denen die Verheißung des ewigen Lebens gelte, denn er habe große Sünden begangen; er habe, so gesteht er ein, in der Kirche Ärgernis gegeben, er habe Himmel und Erde beleidigt. Der Himmel weise ihn von sich; die Erde wolle nichts von ihm wissen; für ihn sei das beste der Tod, selbst ein freiwilliger. Er sagt es nicht; aber es versteht sich ja, daß der freiwillige Tod auch ein ewiger sein müßte. Fragen wir nun, was ihn in diesem verzweiflungsvollen Zustand wieder aufrichtete, so war es allein die Idee der Barmherzigkeit Gottes, die noch größer sei, als die Gerechtigkeit; derer, welche nicht auserwählt, aber doch gerettet werden, sei eine unzählige Menge; auch ihn habe Gott doch nicht völlig fallen lassen; du hast, sagt er zu sich, dem Herrn viele Jahre gedient, dann aber dein Herz erhöht; du bist deinen eigenen Gedanken nachgegangen. Hierauf hat Gott seine Hand von dir abgezogen, dann bist du in die Tiefe des Meeres gefallen. Aber die Gnade Gottes hat dir die Hand gereicht, so daß du nicht umgekommen bist. Daraus schließt er, daß er, wenn nicht zu den Auserwählten, so doch auch nicht zu den Verworfenen gehöre.

Die Schrift ist dieselbe, in der auch die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben in voller Deutlichkeit hervortritt; von mönchischer Werkheiligkeit ist darin keine Spur zu finden. Sie ist wie eine Beichte, ein religiöses Selbstgespräch, in welchem bei aller scholastischen und exegetischen Spitzfindigkeit ein tiefes, warmes und echtes religiöses Gefühl obwaltet.

Die darin unternommene Auslegung des Psalms geht nicht über die ersten Verse hinaus; man erzählt, Savonarola habe sie nicht zu Ende gebracht, weil ihm die Schreibmaterialien weggenommen wurden.

Am 22. Mai wurde er zum Tode verurteilt; die Motive, die zur Begründung dieses Urteils und seiner Ausführung angegeben wurden, finde ich nur in dem oft benutzten Tagebuche Parentis. Von seiten der Kirche wurden die drei Gefangenen für Ketzer erklärt, weil sie den Papst nicht als den wahren Papst anerkannt, die Worte der Heiligen Schrift verdreht und die ihnen anvertrauten Beichtgeheimnisse unter dem Schein, daß sie ihnen durch Visionen kund geworden seien, verlautbart hätten; von seiten der Stadt machte man ihnen zum Verbrechen, daß sie große Geldausgaben unnützer Weise veranlaßt, die Stadt in Zwietracht erhalten und den Tod vieler ihrer Mitbürger verursacht hätten.

Die hochgebildeten Florentiner in der Fülle ihrer intellektuellen Entwicklung entschlossen sich doch die kirchliche Satzung, daß die Ketzerei mit dem Tode durch das Feuer zu bestrafen sei (de häretico comburendo)

zur Ausführung zu bringen (23. Mai 1498). Die Verurteilten wurden zuerst an den Galgen angeschlagen und dann dem Feuer preisgegeben. Von Frate Hieronimo erzählt man, er habe, als er die Leiter hinaufgestiegen, die Augen weit geöffnet und den Blick über das unermeßliche Volk hinschweifen lassen. Die einen wollen wissen, er habe dann ausgerufen: „Was tat ich dir, mein Volk?" die anderen, er habe gesagt: „Was tust du fortan, Florenz?" Ich wage nicht, die eine oder die andere dieser Äußerungen zu bestätigen; die Reflexion ist gleichsam unwillkürlich. Denn in der Tat, was sollte aus diesem Volke werden, nachdem es seinen Führer in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten verloren und gleichsam preisgegeben hatte.

Schlußbemerkungen.

Wenden wir noch zum Schluß einen Blick auf die Neuerungen Savonarolas in den beiden Richtungen, in denen er sich bewegte, und ihre nächsten Folgen.

Die Demokratie, die er mit religiösen Antrieben belebt hatte, erhielt sich auch, nachdem diese durch seinen Tod unwirksam geworden waren. Im ersten Augenblick wurde der Einfluß der demokratischen Partei durch gewaltsame Maßregeln zurückgedrängt und die Idee gefaßt, die Staatsgewalt an einen kleinen Rat, etwa von 150 Personen zu bringen, und zwar im Einverständnis mit dem Herzog Lodovico Moro von Mailand. Aber diese Kombination scheiterte daran, daß der Herzog selbst von Frankreich und von Ve=

nedig, nicht ohne Beistimmung des Papstes, bekämpft und endlich gestürzt wurde. In dem Maße, als die Macht von Mailand zerfiel, kamen die Frateschi wieder empor; im März 1499 hatten sie alle Ämter im Besitz. Auch die Bigi gelangten wieder zu Ansehen, jedoch zugleich mit ihnen auch ihre alten Gegner, die im Jahr 1434 ausgeschlossenen Geschlechter, wie Peruzzi, Guadagni, so daß die Gleichberechtigung die Grundlage der Verfassung wurde, deren Mittelpunkt das Consiglio grande war und blieb. Die großen Geschlechter, die Urheber der Revolution von 1494, deren Verständnis mit Mailand und dem Papst Savonarolas Tod herbeigeführt hatte, wurden aufs neue bei den wichtigsten Ämtern, z. B. bei den Dieci, ausgeschlossen.

Der Popolo fühlte sich nun wahrhaft als Herr und alle Kräfte wurden angestrengt, um Pisa zu erobern. Daß der Kapitän der Stadt, Paolo Vitelli, den Krieg doch nicht nach dem Wunsch des Popolo zum Ziele führte, gereichte ihm zum Verderben, weil er mit den Großen in gutem Vernehmen stand. Diese aber wurden durch die Hinrichtung, die man über ihn verhängte, doch nur sehr indirekt betroffen.

Eine fortwährende Agitation im Innern nahm überhand, bei der die Großen eine Vermehrung der Amtsbefugnisse der höheren Stellen, die sie zu erlangen hofften, beabsichtigten, die Gemeinen eine solche aber verwarfen, so daß jenen nichts daran gelegen war, dieselben an sich zu bringen.

In der Republik spielte der Geldbesitz nach wie vor eine einflußreiche Rolle. Die Großen nehmen eine Prärogative in Anspruch, weil sie das Geld zu zahlen haben, dessen man bedarf; da man ihnen die erste nicht gewähren will, so verweigern sie, das Geld aufzubringen, welches doch für die Fortführung des Krieges gegen Pisa nicht entbehrt werden konnte.

In dieser widerspruchsvollen Lage regte sich ein allgemeines Gefühl, daß es so nicht weiter gehen könne. In einer Pratika der vornehmsten Bürger wurden mancherlei Mittel und Wege angegeben, um eine Veränderung zustande zu bringen; sie liefen aber sämtlich darauf hinaus, entweder vom Consiglio grande geradezu abzusehen, oder doch den Senat der Ottanta anders zusammenzusetzen und ihm zugleich größere Gewalt zu verleihen. Bald aber wurde man inne, daß keines von beiden der Macht des Popolo gegenüber erreicht werden konnte. Nur das eine war möglich, durch eine stärkere Organisation des Amtes eines Gonfalonieren di Giustizia dem Staat mehr Einheit zu verleihen. Es war schon ein großer Schritt auf diesem Weg, daß Piero Soderini, auch einer der Granden und Reichen, aber der populärste von allen (er hatte sich gehütet, an der letzten Pratika Anteil zu nehmen) im März 1501 zum Gonfaloniere ernannt wurde. Die größere Autorität, die er ausübte, beruhte darauf, daß man ihm Genossen zur Seite setzte, denen er durch Geist und Ansehen weit überlegen war. Er vermied eine Pratika der vornehmen Bürger zu berufen, verstän-

digte sich aber mit den Gonfalonieren di Compagnia, so daß das popolare Element die Oberhand behielt und sogar neue Energie gewann. Solange aber die Signorie von zwei Monat zu zwei Monat wechselte, war doch dem Bedürfnis, das jedermann fühlte, nicht genug geschehen. Die Überzeugung brach sich Bahn und wurde immer allgemeiner, daß Florenz auf diese Weise nicht bestehen, noch zu seinem alten Range wieder würde gelangen können.

Endlich trat eine Signorie ein, welche sich entschloß, eine Veränderung der Verfassung ernstlich in die Hand zu nehmen; sie schlug dem großen Rate die Gründung eines lebenslänglichen Gonfalonierats vor. In der natürlichen Konsequenz des Vorangegangenen lag es, daß derselbe Mann, der dieser Würde wieder einiges Ansehen verschafft hatte, jetzt dazu bestimmt wurde, sie zeit seines Lebens zu bekleiden; sie wurde mit Attributen ausgestattet, welche ihm zwar nicht eine unbeschränkte Autorität, aber doch einen durchgreifenden Einfluß gewährten.

Man darf nicht verkennen, daß auch hiebei eine Idee Savonarolas ausgeführt wurde; nur ohne Vorwalten der religiösen Impulse, die er in die Sache legte. Soderini gelangte zu einer Stelle, wie der Frate sie für Francesko Valori bestimmt hatte, jedoch ohne neuen Kampf und ohne Gewaltsamkeiten. Eine friedliche Regierung wurde gebildet, von wirklicher Autorität, aber auf populärer Grundlage. Mit dem Siege der Liga über die Franzosen ist doch alles wieder umgeschlagen.

Die Optimaten machten dann gemeinschaftliche Sache mit den Medici, um das Gonfalonierat zu zerstören und die Demokratie niederzuhalten. Was sie jedoch auch dann noch zu bedeuten hatte, kann man daraus abnehmen, daß Niccolo Machiavelli aus ihr hervorgegangen ist; früher ein Freund Valoris schloß er sich später an Soderini an, unter dem er eigentlich seine Schule machte; er war immer der Meinung, die Regierung auf dem Popolo zu gründen.

Noch weitere Aussichten und Beziehungen knüpften sich an die religiöse Haltung des Dominikanerbruders. Man ist versucht, Wahrheit und Wahn, die sich in ihm vereinigten, wieder voneinander zu scheiden. Der Wahn betraf die unmittelbare Teilnahme Gottes an den irdischen Dingen, die Erleuchtung durch Vermittlung von Engeln oder auch ohne dieselbe, das Erwarten des Mirakels. Alles, was sich darauf bezieht, mußte zugrunde gehen. Die Wahrheit dagegen ist die Bedeutung des sittlichen Lebens und die Überzeugung von dem Widerspruch der wahren Religion mit dem Tun und Treiben der damaligen Hierarchie.

Seine Opposition gegen das Papsttum beruht auf ethischen und religiösen Grundlagen und hat eine Wirkung auf immer ausgeübt. Was von seinen Prophezeiungen im einzelnen in jener Zeit geglaubt wurde, ist sehr zweifelhafter Natur; in der Idee der Verbindung der französischen Kriegsmacht mit der Umgestaltung der Kirche ging Savonarola völlig irre. Allein es hat sich bewahrheitet, wenn er verkündigte,

daß aus all den europäischen Verwicklungen eine neue Überflutung Italiens durch Barbaren, wozu er alle Transalpiner rechnete, folgen werde; von allen seinen Vorhersagungen war die vornehmste, daß eine Umgestaltung der Kirche bevorstehe; diese aber hat sich auf eine Weise erfüllt, von der er keine Idee hatte.

Wollte man ihn mit Luther vergleichen, der ihn doch in bezug auf die Lehre von der Rechtfertigung als seinen Vorgänger anerkannte, so beruht der Unterschied zwischen beiden auf zwei Momenten. Savonarola rechnete auf übernatürliche Zeichen und Wunder, während Luther dies, einzig auf das geschriebene Wort trauend, nicht allein verschmähte, sondern verabscheute und bekämpfte. Das andere, daß Savonarola an der konziliaren Idee festhielt und den Papst durch ein Konzilium zu stürzen gedachte; im Geist malte er sich aus, welch eine Rolle ihm dann zu spielen vergönnt sein werde, — nicht in irgendeiner hohen Würde, sondern durch den leitenden Einfluß, den er sich verschaffen werde. Der Ausgangspunkt Luthers dagegen ist, daß er die Infallibilität so gut der Konzilien, wie des Papstes selber leugnete; er nahm also Stellung außerhalb der Hierarchie der Kirche, Savonarola hielt an derselben fest. Luther wollte vor allem die Lehre, Savonarola nur das Leben und die Verfassung reformieren.

Eines der größten Verdienste Luthers um die spätere Entwicklung der Welt überhaupt liegt in der Unterscheidung des bürgerlichen und des kirchlichen Lebens;

Savonarola aber suchte die Verbindung von beiden noch enger zu machen, als sie schon war. Denn für seine städtische Reform nahm er zugleich eine göttliche Autorität in Anspruch, während Luther mit sicherem Takt sich immer hütete, die bürgerliche und die religiöse Verfassung in eine unauflösliche Verkittung zu bringen. Bei weitem größere Verwandtschaft hat Savonarola in dieser Beziehung mit Kalvin, der damit umging, ein städtisches Gemeinwesen dem religiösen Begriff gemäß einzurichten. Eine gewisse Ähnlichkeit mit den florentinischen haben die Genfer Ereignisse im Jahre 1538. Kalvin und Fahel setzten sich dem Genfer Rate mit nicht minderer Heftigkeit entgegen, als Savonarola einer von ihm abweichenden Signorie; auch sie leiten den Widerstand, den sie finden, von satanischen Einwirkungen her und besteigen dem Verbote des großen Rates zum Trotz die Kanzel, umgeben von den vornehmsten Gläubigen. Auch von ihnen wurde die Menge, die ihnen früher angehangen, damals abtrünnig. Doch wurde in Genf der blutige Kampf noch vermieden; die Prediger wurden verwiesen und kamen später wieder zurück, um ihr Werk wieder aufzunehmen. Aber allezeit blieb zwischen ihnen und Savonarola der Unterschied, daß sie keine ihnen persönlich verliehene Autorität, kein Prophetentum in Anspruch nahmen. Alles beruhte bei Kalvin auf der Auffassung der Stellen der Schrift, aus denen er die Form des christlichen Lebens herleitete. Und wenn Savonarola die weltliche Verfassung, durch die

er seinen geistlichen Begriff zu realisieren suchte, erst in das Leben rief, so war dagegen bei Kalvin ein Zusammentreffen der Beschlüsse des großen Rates, welcher bereits bestand, mit seinen Ideen die Grundlage von allem, so daß in Genf und in der Schweiz überhaupt die republikanische Verfassung doch immer die Priorität hatte und die geistlichen Anordnungen nur eben annahm, während Savonarola durch sein prophetisches Ansehen das Oberhaupt zugleich der geistlichen und der weltlichen Verfassung sein wollte und werden mußte. Die Verwicklung seiner Geschichte liegt eben in dem Versuch, dies durchzusetzen. Die göttliche Autorität des Propheten und die göttliche Autorität des Papstes traten einander in Florenz gegenüber. An jenem Tag der Feuerprobe ging die erste zu Ende und die letzte stellte sich wieder her.

Wie aber die politischen, so sind auch die religiösen Tendenzen Savonarolas einige Jahrzehnte später noch einmal zu voller Geltung gekommen. Den Fortschritten der Reformation jenseits der Alpen zur Seite haben sich auch in Italien analoge Regungen erhoben. Man darf unbedenklich annehmen, daß die Predigten Savonarolas, kurz vorher viel gedruckt und viel verbreitet, namentlich durch die venezianische Presse, einen nicht geringen Einfluß auf diese Entwickelung ausgeübt haben. Aber wir wollen nicht auf die Agonien des italienischen Geistes eingehen; seine Regungen und ihre Unterdrückung bilden einen Teil der Geschichte der Wiederherstellung des Papsttums.

Über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II.



Es ist noch nicht damit getan, daß eine Nation dieselbe Sprache rede und gleichförmige Sitten habe. Die innere Übereinstimmung, die ihr Gott einpflanzte, wird sie, schon um sie in höherem Bewußtsein selber innezuwerden, in zusammenfassenden, allgemeinen Lebensformen suchen.

Wir wissen alle, welcher Art unsere Einheit war, als das Reich in seiner Kraft und Größe die vorherrschende Macht von Europa bildete. Wir wissen nicht minder und sind einstimmig darüber, wie sehr uns jetzt eine eigene, das Fremde entschiedener ausstoßende, das Eigene sicherer bewahrende Vereinigung abgeht.

Folgen wir dem, wie es gekommen, daß wir aus dem ersten Zustand in den letzten geraten sind, so ist auch hierüber die Antwort beinahe gleichlautend; vor allem klagt man die Reformation der Kirche an, unsere Zerfallenheit verursacht zu haben.

In der Tat, jenem nationalen Stolzes, mit dem wir uns des großen Werkes der Kirchenverbesserung erinnern, eines Werkes, in sich notwendig, ursprünglich deutsch und glorreich, gesellt sich in den meisten das schmerzliche Geständnis hinzu, daß es bei alledem zu unsern Entzweiungen, zu den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges, zu der verschiedenartigen

Entwickelung, welche durch das abweichende Bekenntnis in den Völkerstämmen deutscher Zunge Platz gegriffen hat, zu der Abnahme und dem Ruin des Reiches, — daß es zu allem dem den Grund gelegt, die Veranlassung gegeben habe.

Wenn aber die Reformation, wie man von beiden Seiten eingesteht, unvermeidlich gewesen ist, war es auch diese ihre Wirkung? War mit dem, was uns erhob und befreite, dasjenige notwendig gegeben, was uns in Zerwürfnis und Entzweiung setzte? Oder ist es durch zufällige Umstände dahin gekommen, durch Fehler, welche ebensogut vermieden werden konnten?

Ich halte dafür, daß man diese Frage noch immer einmal aufwerfen darf.

Nicht als wäre zu erforschen, ob die Reformation von Anbeginn einen anderen Gang nehmen, zu einer andern Entwickelung hätte können geführt werden, ob etwa eine Vereinigung des Glaubens möglich gewesen wäre. Diese Untersuchung würde nicht sowohl deutsch und politisch, als universal und theologisch sein.

Setzen wir vielmehr, daß es dahin gekommen war, wohin es unter Karl V. kam. War es dann bereits um die Einheit unseres Vaterlandes geschehen? Oder, inwiefern war es möglich, eine solche auch damals noch zu behaupten, nachdem die Reformation vollbracht war, ohne ganz Deutschland umfaßt zu haben? Und wenn dies nicht geschehen ist, woran hat dies wesentlich gelegen?

Fragen, die in gar manchem Bezug an unsere Zustände und die Bedürfnisse der Gegenwart erinnern.

Die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II. sind für den damaligen Gang der Dinge entscheidend. Wenn es überhaupt möglich war, den gemeinschaftlichen Interessen noch einmal ein entschiedenes Übergewicht zu geben, so war es das damals; — wenn es nicht gelungen ist, so wird das eben auch damals veranlaßt worden sein.

Sei es mir erlaubt, meine Bemerkungen hierüber mitzuteilen, gewiß ohne allen besonderen Anspruch; nur als die Wahrnehmungen und Gedanken eines vaterländisch Gesinnten. Außer den deutschen Quellen bediene ich mich hiebei der Berichte eines florentinischen Residenten, mehrerer venezianischer Gesandten und einiger päpstlicher Nuntien, die ich in Wien, Rom, Florenz und Venedig gefunden habe.

Wirkung des Religionsfriedens.

Ehe die Franzosen Norddeutschland überzogen, erzählte sich das Volk in unsern Gegenden von nichts so gern und viel, wie von den Taten und Vorfällen des Siebenjährigen Krieges. Ältere und kundige Leute erinnerten dann bei den Schwedenhügeln, daß demselben einmal ein Dreißigjähriger vorausgegangen. Unter denen, welche das Altertum und die Sage liebten, ging das Gespräch, lange Zeit zuvor habe es sogar einen hundertjährigen Krieg in Deutschland ge=

geben, in welchem die benachbarten Burgen, deren Ruinen wir besuchten, gebaut und wieder zerstört worden seien.

Ich möchte dafür halten, daß in dieser dunkeln Erinnerung unserer Landleute eine Spur von den Zeiten des alten Faustrechts und der Fehde erhalten war. Wenigstens hätte sie nicht übertrieben. In der Tat brauchte es mehr als ein Jahrhundert, um Deutschland nach dem Verfalle der Macht des Kaisertums endlich wieder in Ruhe zu setzen.

Der Landfriede, so oft geboten, war ebenso oft gebrochen worden; und kaum schien es, als wolle ein friedlicheres Geschlecht das Erbteil so vieler kriegerischer in Besitz nehmen, so ergriff die Bewegung der Reformation die Geister. Welch eine Unruhe, alle die Jahre Karls V. daher! Vom Rhein bis nach Thüringen standen einmal die Bauern in Empörung; darauf schlug die Hanse ihre letzten großen Schlachten mit den nordischen Reichen. Die Fürsten bedrohten sich erst eine Zeitlang in Bünden und Gegenbünden; dann führten die Protestanten mit bewaffneter Hand den Herzog von Württemberg in sein Gebiet zurück und verjagten den Herzog von Braunschweig; endlich stand das gesamte Deutschland in der Blüte seiner Kraft, bei Ingolstadt und Mühlberg, sich selber gegenüber. So mächtig und geschickt Kaiser Karl, so entschieden sein Sieg auch war, so gelang es ihm doch nicht, Frieden zu machen. Wider ihn selber erhoben sich noch einmal diese unermüdlichen Waffen; kaum der Ge-

fangenschaft entronnen, unmutig, mit ermüdeten Sinnen, wandte er Deutschland den Rücken.

Weder an Talent noch an Macht war ihm sein Bruder Ferdinand zu vergleichen. Wie merkwürdig, daß mit dem Religionsfrieden, den Ferdinand, und zwar nicht einmal in eigener Gewalt, sondern nur von dem Kaiser ermächtigt, abschließt, die Waffen plötzlich ruhen und ein langer Friede eintritt.

Die Veränderung vor allem fiel den fremden Geschäftsträgern auf, wenn sie damals Deutschland beobachteten. „In Kaiser Karls letzten Zeiten," sagt ein päpstlicher Nuntius, der dem Kardinal Caraffa über die deutschen Dinge Bericht erstattete, „war kein Fürst und keine Stadt, es war kein Staat in Deutschland, der nicht entweder um kirchlicher oder weltlicher Interessen willen mit seinen Nachbarn in Streit gewesen wäre. Unter anderen war zwischen Markgraf Albrecht und dem Hause Braunschweig, zwischen Kurfürst Ottheinrich von der Pfalz und dem Kardinal Otto von Augsburg offene Feindschaft; auch alle übrigen war einer voll Mißtrauen gegen den andern und hielten sich in den Waffen; Religion, usurpierte Güter, Jurisdiktion und andere Beschwerden entzweiten sie". Die Zusammenkunft der Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen zur Erneuerung ihrer Erbverbrüderung in Naumburg sah der Nuntius als eine Art von Gegenreichstag an. — Wie ganz anders aber erschien ihm Deutschland, als er es wenige Jahre nach dem Religionsfrieden wieder besuchte. Er mißbilligt

den Frieden, er nennt ihn gottvergessen; aber er findet doch, daß er sehr wirksam sei, daß es seit dem Abschluß desselben weder eine kleine noch eine große Bewegung der Waffen in Deutschland gegeben habe; nie, seit langer Zeit, habe eine solche Einigkeit unter den deutschen Fürsten geherrscht.

Soviel ist gewiß, daß ein friedlicher Zustand bei dreißig Jahre lang anhielt. Die Grumbachische Sache, die so bald endigte, bestand doch mehr in gefährlichen Absichten auf der einen, in strenger Bestrafung auf der andern Seite, als daß sie ein Krieg gewesen wäre. Vielmehr hörte der Widerstand auf, welchen der Kaiser bisher gefunden; die Reichstage wurden von den Fürsten besucht und zu einhelligen Schlüssen gebracht; die Kriegsverfassungen zeigten sich nun allererst wirksam; es bestand eine ungewohnte Ordnung; Sicherheit und öffentliche Freiheit schienen sich eine Zeitlang zu vereinigen.

Was war es nun, wodurch es nach allen den Kriegen, bei so offenbarem innerem Zerwürfnis dennoch hiezu kam?

Von den Bedingungen des Friedens.

War denn dieser Friede eine so glückliche Auskunft? Vertrug er so genügend die widerstreitenden Ansprüche? War er so sorgfältig abgewogen, so einmütig angenommen?

Ich will nicht auf alle seine Bestimmungen eingehen, größtenteils waren sie nicht neu; allein in

Hinsicht der wichtigsten Punkte kann ich nicht finden, daß sie mit besonderem Glücke erledigt worden wären.

Ohne Zweifel kam es am meisten auf die Anordnungen in betreff der geistlichen Fürstentümer an, auf denen die Gesamtverfassung des Reiches um so mehr beruhte, als sich damals die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten in den Fürstenrat gezogen hatte, in welchem die Anzahl der geistlichen Mitglieder die Majorität zu bestimmen pflegte.

Die Frage war, ob auch die geistlichen Fürsten das Recht haben sollten, zur Augsburgischen Konfession zu treten. Nicht als ob sie darum ihre Stifter hätten sollen säkularisieren dürfen. Die Protestanten haben ausdrücklich erklärt, dies sei so wenig ihr Wunsch als ihr Interesse. Sie wollten die Nichterblichkeit der geistlichen Reichsfürstentümer auch ferner beibehalten wissen, doch wollten auch sie zu denselben zu gelangen das Recht haben.

Es kam, wie es wohl auch nicht anders sein konnte, hierüber zu den lebhaftesten Streitigkeiten, und es war zuweilen nahe genug an einer Auflösung der Versammlung. Es ist immer merkwürdig, daß die geistlichen Kurfürsten wenigstens anfangs und stillschweigend für die protestantische Forderung waren, daß sich selber unter den geistlichen Fürsten Neigungen dafür fanden, die, wenn sie sich nicht geradezu dafür erklärten, nur durch Einschüchterungen davon abgehalten worden sind. Leider ist unsere deutsche Geschichte über Wirkung und Gegenwirkung der Persönlichkeiten,

woran bei beratenden Versammlungen so viel liegt, nur allzuhäufig stumm, und wir können nicht sagen, wodurch die entgegengesetzte Richtung endlich die Oberhand behielt; allein sie war ganz entschieden, selbst Ferdinand ward davon hingerissen; und wenn die Protestanten weder nachgeben (was sie um ihres Gewissens willen nicht tun zu können erklärten), noch auch den Frieden rückgängig werden lassen wollten, so mußten sie einen Mittelweg ergreifen. Sie gestatteten dem König eine Verordnung hierüber, doch mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß sie für sich in einen solchen Artikel nicht gewilligt. Und so setzte Ferdinand fest, daß ein geistlicher Reichsstand sein Amt und Einkommen verlieren solle, sobald er den alten Glauben verlasse. Dies ist der geistliche Vorbehalt.

Auf der Stelle aber erhob sich eine andere Frage. Wie sollte es nun in den Ländern dieser geistlichen Fürsten gehalten werden? Sollten sie ihre landesherrliche Gewalt auch wider ihre Untertanen Augsburgischen Bekenntnisses anwenden dürfen? So wie die Verfassung des Reiches in seiner Gesamtheit an der ersten, so hing die Verfassung eines großen Teiles der einzelnen Landschaften an der zweiten Bestimmung. Hartnäckig hatten die Protestanten dem Vorbehalt widerstanden; nicht minder hartnäckig widersetzten sich die geistlichen Fürsten jeder Beschränkung ihrer Gewalt. Hier aber war Ferdinand für die Protestanten. Er bildete aus dem zahlreichen Ausschuß,

von dem keine Versöhnung zu erwarten war, einen kleinern; er stellte auf das dringendste vor, man bedürfe nicht eines halben Friedens, sondern eines ganzen; dreimal erschien er in der Versammlung und erklärte ihr, er werde sie nicht von der Stelle lassen, bis sie sich vereinigt habe; endlich überwog sein persönliches Ansehen; nachdem die Katholischen bis zur ungewohnten Abendstunde ausgehalten, erklärten sie sich zuletzt, „um den Verdacht der Unfriedfertigkeit abzulehnen und den König zu beruhigen", wie derselbe wünschte; auf das Recht die protestantischen Untertanen zum katholischen Glauben zu nötigen, leisteten sie jedoch ganz in der Form Verzicht, wie die Protestanten über den andern Punkt nachgegeben hatten. Sie gestatteten, daß der König den Ständen des Augsburger Bekenntnisses hierüber eine beruhigende Deklaration gebe.

Sonderbarer Friede! Dies sind die beiden wichtigsten Punkte. Vorbehalt und Deklaration ergänzen sich wechselweise. Jener sichert der katholischen Kirche die geistlichen Fürstentümer; diese gewährleistet den Untertanen dort, wo sie am meisten zu fürchten haben, die Ausübung der veränderten Religion. Die ganze Zukunft von Deutschland liegt darin. Lange und weitläufig verhandelt man über diese Bestimmungen; endlich fügen sich die Parteien, allein sie wissen ein Mittel, dieselben doch nicht vollkommen anzunehmen. Zwar wird der Vorbehalt in den Reichsabschied eingerückt, jedoch mit der ausdrücklichen Bemerkung, es

sei unmöglich gewesen, die Stände von beiderlei Glauben darüber zu vereinigen; kraft einer ihm vom Kaiser gegebenen Heimstellung und Vollmacht setze ihn der König fest. Zwar erhalten die Protestanten die Versicherung, nie solle ein geistlicher Stand befugt sein, seine Untertanen von ihrer hergebrachten Religion Augsburger Bekenntnisses zu verdrängen, aber fast wörtlich wiederholt Ferdinand, die Stände von beiderlei Glauben seien darüber nicht zu vergleichen gewesen, kraft der ihm vom Kaiser gegebenen Vollmacht und Heimstellung setze er dies fest.

War aber eine kaiserliche Erklärung auch vollkommen verbindlich? Die damalige hatte einen eigenen Charakter. Eine Bestimmung, über die so viel und mühselig gestritten und beratschlagt worden, kann man nicht einen Akt kaiserlicher Machtvollkommenheit nennen. Man gab zu, daß ein solcher Akt der Form nach an die Stelle des Einverständnisses träte, welches nicht zu erreichen war; es war eine Übereinkunft, aber verbunden mit einer Protestation von beiden Seiten.

Was soll man nun von diesem Frieden sagen? Es ist wahr, er bestätigte die sichernden Bedingungen des Vertrages von Passau. Allein über die wichtigsten Streitigkeiten eine genügende Ausgleichung — eine zufriedenstellende Bestimmung für die Zukunft gefunden zu haben, war man weit entfernt. Man schloß ihn, nicht weil man eine solche gefunden, sondern trotz dem, daß man sie nicht gefunden hatte.

Wenn Deutschland von inneren Kriegen befreit blieb, so können es diese Bestimmungen nicht gewesen sein, die das bewirkt haben. Der Friede war das Ergebnis anderer Umstände, die denn auch machten, daß man ihn hielt. Diese aufzusuchen, ist nunmehr unsere Aufgabe.

Innere Lage der deutschen Politik.

Wenn man noch einmal aus lauteren Quellen die Geschichte Karls V. schriebe, so würde die großartige Wendung der Dinge, welche er am Ende seiner Tage erlebte, Verwunderung, Erstaunen und Mitleid erregen.

So groß war nach dem Schmalkaldischen Kriege sein Beruf für Deutschland, so erhaben seine Stellung in der Welt, so mächtig sein Arm. Das günstige Geschick hatte ihm alle seine Kränze gewährt. Während England und Frankreich Krieg führten, hatte er Zeit, Deutschland zu ordnen und Italien, woran ihm so viel lag, in seinem Gehorsam zu befestigen.

Es ist merkwürdig, in welchen Zwiespalt er gerät, indem er in Deutschland, wenn nicht das Papsttum wiederherzustellen, doch eine demselben minder entgegengesetzte Glaubensform einzurichten sucht, und dagegen in Italien keinen gefährlicheren Gegner als Papst Paul III. und nach dessen Tode die farnesische Partei hat.

Wir beobachten, wie in Italien seine Diener und Anhänger, Don Fernando Gonzaga, Diego Mendoza

und der Herzog von Florenz sich fortwährend bemühen, ihn zu entscheidenden Schritten zu vermögen und ihn in Krieg zu verwickeln, wie sie aber in seiner Natur, die allen gewaltsamen Maßregeln innerlich abgeneigt ist, einen unüberwindlichen Widerstand finden. Der Erfolg ist, daß man nichts durchsetzt noch ausführt und alles aufreizt. Mehr noch durch unentschiedene und schwankende, als durch entschiedene Maßregeln werden die großen Oppositionen in Gärung gebracht.

Indessen atmete Deutschland schwer unter dem Druck einer ungewohnten Atmosphäre. An so vielen Orten im Reiche spanische und italienische Kriegsvölker, so viele Fürsten von Land und Leuten verjagt, andere gefangen, allenthalben gewaltsame Religionsänderungen zugunsten einer Formel, auf welche nur die völlige Rückkehr des alten Glaubens folgen zu können schien; der Nerv der deutschen Sachen in den Händen der verhaßten Ausländer, des Granvella und des Alba, die ihr Wesen nicht verstanden und es sogar an der gewohnten Ehrerbietung gegen die getreuen Fürsten ermangeln ließen.

Es mag wohl schwerlich als ein Glück für Deutschland anzusehen sein, daß unser Kaiser in einer so wichtigen Periode zugleich Spanien und Amerika, Italien und die Niederlande besaß; daß unter so verhängnisvollen Umständen nicht sowohl das deutsche Interesse, als ein allgemeines seine Schritte bestimmte, und daß ausländische Ratgeber einen so entscheidenden Einfluß auf unsere Angelegenheiten ausübten. Zwar mit

Murren, aber man ertrug es, denn man sah das Ende davon ab. Schon war Ferdinand von Österreich, der sich als ein deutscher Fürst erwies, römischer König. Wie sehr aber mußte man dann erschrecken, als Karl V. den Plan faßte, seinem Sohn Philipp, der in Spanien erzogen worden und von Spaniern umgeben in Deutschland ankam, die Anwartschaft auf die deutsche Thronfolge zu verschaffen. Eine Vereinigung, die man kaum noch für eine kurze Zeit ertragen zu können glaubte, wäre verewigt worden. Die Spanier hätten sich in Deutschland leicht so heimisch gemacht, wie in Mailand oder in Brüssel. Was hätte erfolgen müssen, wenn nach dem Schlusse des Tridentinischen Konziliums ein Philipp II. unser Vaterland regiert hätte!

Die Gefahr, mehr noch als die Sorge um die gefangenen Fürsten, war es, was auch Deutschland in eine dumpfe Gärung, in erwartungsvolle Bewegung versetzte. Moritz sammelte seine Truppen bei Magdeburg, in glücklich verheimlichtem Einverständnis mit anderen deutschen Fürsten, bis daß er sähe, wie er sagte, wo die Winde hinwehten.

Bald waren sie günstig. Frankreich machte mit England Friede und trat mit der Opposition in Deutschland und Italien in Bund. Dann brachen die Stürme los. Er, der alte Sieger, ward nun auch seinerseits übermannt und gebeugt.

Es war eine Schwachheit, daß er eine so widernatürliche Verbindung auch nach seinem Tode erhalten, daß er seinem ungeeigneten Sohne die Herrschaft auch

über Deutschland verschaffen wollte; auch war es wohl eine Ungerechtigkeit gegen das Haus seines Bruders. Schwer hat er dafür gebüßt. Niemand glaube, daß ihm seine Fehler ungestraft hingehen; die Notwendigkeit der Dinge wird durch keine mildernden Umstände eingehalten.

Für uns ist das merkwürdigste, wie sehr die Lage von Deutschland hierdurch verändert ward.

Der kurbrandenburgische Kanzler, Lambert Distelmeyer, stellte einmal seinem Fürsten vor, die Absicht des Kaisers werde den Deutschen nützlich sein, sie werde König Ferdinand nötigen, von ihm abzufallen. Eben dies geschah.

Während der langen zweifelhaften Unterhandlung, welche über diese Sache in der Familie des Kaisers gepflogen ward, schien es wohl zuweilen, als gebe Ferdinand nach; in der Tat aber hat er das nie getan; sein geheimer Rat Hofmann, dessen verschollenes Andenken schon um dieses einen wichtigen Dienstes willen zu erneuern wäre, ward nie gewonnen; unerschütterlich war derjenige, auf welchen hiebei das meiste ankam: der Sohn Ferdinands, welcher nach ihm die Hoffnung auf das Reich hatte, König Maximilian. Schon seit dem Jahr 1548 suchten sie vielmehr geheimes Verständnis mit den deutschen Fürsten; durch den gemeinschaftlichen Haß gegen die ausländischen Ratgeber des Kaisers, gegen die spanischen Absichten, wie man es nannte, wurden sie allesamt vereinigt.

Über die großen Erfolge des Kurfürsten von Sachsen, als er nach der Donau wider den Kaiser aufbrach, darf man sich demnach nicht wundern. Seine Sache war die Sache beinahe sämtlicher Fürsten; Ferdinand selbst war auf eine gewisse Art sein Verbündeter.

Es ist eine sehr unerwartete Wendung der Dinge. Nicht allein Moritz war von Karl abgefallen; im Grunde waren alle die, welche bei Ingolstadt und Mühlberg mit dem Kaiser gewesen, jetzt wider denselben vereinigt.

Karl V. fühlte es wohl. Versuchte er doch bei denen Hilfe zu finden, welche er damals unterworfen! Eben der geborene Kurfürst, den er früher beraubt hatte, war nunmehr in seinem Vertrauen. Die niedersächsischen Städte waren dessen getreueste Verbündete gewesen; so gut, wie ihn selbst, suchte jetzt der kaiserliche Hof auch diese sich geneigt zu machen. Welches Land hatte Österreich und seine Übermacht im Reich öfter und stärker zu fühlen gehabt, als Württemberg! Karl hoffte dennoch den jungen Herzog Christoph für Philipp zu gewinnen: „dem Reiche möchte kein anderer fürständiger seyn als Sr. Maj. Sohn“. Alle deutschen Bewegungen zwischen 1552 und 1555, auch die Fehden des Markgrafen Albrecht, der nicht immer von dem Kaiser verlassen war, wenn es so schien, hängen mit jenen Absichten zusammen.

Erst im Jahre 1555 ließ sie der Kaiser völlig fahren. Vielleicht daß die entschiedene Feindseligkeit, in die

Papst Paul IV. mit ihm trat, wie sie zunächst eine Erneuerung des französischen Krieges zur Folge hatte, so auch diesen Plan vollends hintertrieb. Von einem solchen Papst war nie eine Billigung einer so weitaussehenden Wahl römischer Kaiser und Könige zu erwarten, gesetzt auch, man hätte sie in Deutschland zuwege gebracht. Auf die Bitte Ferdinands, mit Frankreich Friede zu machen, um die deutschen Mißhelligkeiten beizulegen, entgegnete Karl, daß er um seiner Krankheit, sowie um ebendieser französischen Geschäfte willen, sich den deutschen nicht widmen könne, daß er sie ihm, seinem Bruder, gänzlich überlasse. Er überließ ihm Verhandlung und Abschluß, wie seine Urkunde sich ausdrückt „ohne Hinterbringen". Es war auch dies eine Art von Abdankung.

Hierauf erst wurden die deutschen Geschäfte aus den Händen der ausländischen Räte, vornehmlich Granvellas, den man sogar beschuldigt, er habe aus Mißvergnügen eine Menge deutscher Papiere an sich behalten, völlig abgelöst; worauf man schon in Passau gedrungen, daß der kaiserliche Hofrat mit einheimischen Räten unter einem einheimischen Präsidenten besetzt werde, es ward nunmehr ins Werk gesetzt.

Von dem Verhältnis zu Frankreich hatte man sich abgewendet, sowie man die eigennützigen Absichten der angeblichen Befreier wahrgenommen. Deutsch, wie der Rheingraf sich ausdrückte, blieb noch einmal deutsch.

Es ist wohl zu bemerken, daß hiedurch jene Fürsten

und Stände, welche anfangs wider den Kaiser und darauf, öffentlich oder insgeheim, mehr oder minder entschieden für ihn gewesen waren, zum zweiten Male besiegt wurden. Diejenigen, welche anfangs entweder mit ihm oder doch nicht gegen ihn waren, welche darnach an dem Widerstande mehr oder minder teilgenommen, blieben Sieger. Sie behielten im Reiche die Oberhand.

Sie waren es, unter deren Auspizien — nachdem aller Einfluß des Kaisers aufgehört, nachdem die Agenten des Papstes sich entfernt hatten — der Reichstag zu Ende gebracht und der Friede, über den man übereinkam, auch gehalten wurde.

Nicht auf die Worte, noch auf ein paar Artikel einer Übereinkunft kommt es in der Regel an; daran liegt es, daß die lebendigen Interessen in derselben zusammentreffen; daß die Menschen, welche sie schließen, sich wenigstens zu der Hauptsache einverstehen, wie es damals die vorwaltenden deutschen Fürsten taten. Es war die gemäßigte Partei des damaligen Deutschlands.

Persönliche Verhältnisse der deutschen Fürsten.

Es war Kurfürst August von Sachsen in jener Zeit der mächtigste und reichste Fürst von Deutschland. Wenn hauptsächlich sein Bruder Moritz die großen Erfolge erfochten hatte, so war er bestimmt, sie zu genießen, sie auszubilden. In den letzten Jahren hatten sich die alten Parteiungen zwischen den sächsischen

Häusern wieder erneuert. Daß Johann Friedrich zugleich Verbindungen in Böhmen hatte, machte ihn zum entschiedensten Feinde König Ferdinands. Eben darum war zwischen Moritz und Ferdinand ein natürlicher Bund, welchen denn August, der am Hofe des Königs erzogen worden, aufnahm und fortsetzte. August befolgte wie in dem Innern des Landes, das er zu guter Aufnahme brachte, aber mächtig und rücksichtslos bewältigte, so in den Sachen des Reiches eine entschlossene Politik. Er sagte selbst, was er sich in Sinn gesetzt, das müsse also fort. Es bezeichnet ihn, daß er noch in dem vierzigsten Jahre Latein lernte, um ein rechter Kurfürst zu sein, wie es die Goldene Bulle gefordert. In den Reichsversammlungen zeigte er jene persönliche Überlegenheit, die damals, wo die wichtigsten Geschäfte durch mündliche Unterhandlungen ausgemacht wurden, von so großer Bedeutung war. Er hatte Beredsamkeit und Würde. Vor allen deutschen Reichsfürsten suchten ihn die auswärtigen Gesandtschaften von Toskana und Venedig, von Frankreich und England, von Polen und Dänemark auf.

Ganz eine andere Natur war Joachim II. von Brandenburg: gutmütig, prächtig, freigebig; ein Fürst, welcher lebte und leben ließ. Seine Politik war, die Reformation ohne Ungestüm, durch allmähliche Änderungen, ohne viel Streitigkeiten mit Kaiser und Reich, ins Werk zu richten. Mitten in den Stürmen, in denen die andern deutschen Staaten erbebten oder

unterlagen, wußte er seine Mark bei dem ungestörten Frieden zu behaupten, dessen sie so sehr bedurfte; niemals hatte sie früher einen so glücklichen Fortgang des Wohlstandes und der Handlung, oder so ausgezeichnete Gelehrte, oder so mannigfaltige Regsamkeit in den Gewerben gehabt. Einen Schatz freilich sammelte Joachim nicht, wie August; er hinterließ beträchtliche Schulden. Mochte indes sein Bruder, Markgraf Hans zu Küstrin, die kleine Landschaft, die ihm zugefallen, mit der Wirtschaftlichkeit regieren, die etwas für künftige Zeiten erübrigt. Er, der Kurfürst, hatte nicht dies Talent. Auch muß man bekennen, Sparsamkeit hätte ihm niemals die Landschaften ausgebreitet, noch seinem Sohne Magdeburg verschafft, noch die Anwartschaft auf Preußen erworben; hätte er Geld sammeln wollen, so würde er nie den mächtigen Einfluß gehabt haben, den er im Reiche ausübte. Immer hatte er sich näher an das albertinische als an das ernestinische Sachsen gehalten. Wie er am Hofe Maximilians I. erzogen worden, so war er mit den Nachkommen desselben, vor allen mit Ferdinand, in gutem Vernehmen und Vertrauen. Sie nannten ihn an diesem Hofe ihren Vater; er war es ihnen.

Sachsen und Brandenburg, vereinigt wie sie unter diesen Fürsten und ihren Nachfolgern waren, hatten ein überwiegendes Ansehen in dem Reiche, vornehmlich in dem nördlichen Teil desselben. Mit Philipp von Hessen und seinem Sohne erneuerten sie die alte

Erbverbrüderung. Dem Herzoge von Pommern ward in Gegenwart brandenburgischer Gesandten gehuldigt. Julius von Braunschweig hatte in seinen jungen Jahren eine Zuflucht in Berlin gefunden und regierte nach den Ratschlägen Joachims II.

Schwieriger schien die Lage der Dinge im oberen Deutschland. Wenigstens hatte der Kaiser, wie wir sahen, sich der alten Mißhelligkeiten zwischen Württemberg und König Ferdinand, diesem zum Nachteil, zu bedienen gedacht. Allein es gelang ihm nicht. In das Heidelberger Bündnis, dessen oberster Hauptmann eben der Herzog Christoph von Württemberg war, trat zu Heilbronn auch König Ferdinand. Ich finde die Nachricht, daß dieser Bund insgeheim eine Tendenz eher gegen den Kaiser eingeschlossen habe, als für ihn. Nun ist es wahr, daß derselbe, als er abgelaufen, nicht wieder erneuert ward. Es gab aber etwas, was ihn wohl ersetzen konnte. Ich meine das schöne persönliche Verhältnis zwischen Christoph und Maximilian, das sich seitdem immer freier und edler entwickelte. Es mag nicht so romantisch sein, wie man es hat finden wollen, aber es ist, wie es sich bei Männern geziemt, verständig und herzlich. Sie begnügen sich wahrhaftig nicht, einer den andern mit dem Wein seines Landes oder mit den Erträgnissen der Herbstjagd zu erfreuen. Über die wichtigsten Geschäfte des Staats und der Kirche pflegen sie vertrauliche Beratung. Einer ermahnt den andern, Christoph den König, bei der wahren ungezweifelten Re=

ligion auszuhalten, zu noch mehrerer Ausbreitung des göttlichen Wortes und Namens beizutragen; Maximilian den Herzog, auf die Einigkeit der lutherischen Kirche Bedacht zu nehmen, den nachteiligen Gerüchten, die sich über die Absichten des Kaisers ausgebreitet, keinen Glauben zu schenken. Ihre Politik traf wie ihre Gesinnung von verschiedenen Seiten her zusammen. Wie sie einander denn wiederholt versichern, Maximilian, daß er seinem Freunde im großen und kleinen von Grunde des Herzens gern willfahre, Christoph dagegen, daß ihn der König immer voll geneigten, dienstlichen Willens finden solle; so halten sie ungeirrt von den allgemeinen Zwistigkeiten, die ihnen so nahe kamen, treulich bis zum Tode bei einander aus. Wie schön beklagt dann Maximilian den Herzog, den hochverständigen, vernünftigen Friedefürsten, dessen er und das gesamte Vaterland zu gemeiner Wohlfahrt freilich länger bedurft hätten. Gewiß, es war ein Vorteil, Christoph gewonnen zu haben. Er war einfach und tätig, bieder und entschlossen, er hatte das glückliche Talent seine Absichten hinauszuführen, er war, was man damals mit dem passenden Worte „ausrichtig" bezeichnete. Mit den Landgrafen von Hessen, deren Hause er die Wiedereroberung seines Landes zu danken hatte, mit den Pfalzgrafen hielt er vertrauliche Nachbarschaft. Er hatte auf dieselben großen Einfluß. Daß der Kurfürst von der Pfalz zu der Wahl Maximilians, gegen welche er sich lange sträubte, endlich doch seine Stim-

me gab, dankte man am kaiserlichen Hofe vornehmlich dem Herzog Christoph.

Nicht minder nützlich war es für den Kaiser, daß zwei so mächtige Reichsfürsten, deren Vorfahren so oft die Opposition wider Österreich gehalten, die Herzöge von Kleve und von Bayern, seine Schwiegersöhne waren und mit ihm in gutem Vernehmen blieben. Wie man in Albrecht von Bayern schon an Kaiser Karls Hofe einen besondern Widerwillen gegen die Spanier wahrgenommen — er versäumte sogar, sie auf ihren Gruß wieder zu grüßen, — so schloß er sich enger an das Interesse der deutschen Linie. Bei der Wahl Maximilians übernahm er das Amt eines kaiserlichen Kommissarius und versprach Gut und Blut bei demselben aufzusetzen. Als der heidelbergisch-heilbronnische Verein zu Ende ging, wurde hauptsächlich durch ihn ein anderer zu Landsberg zustande gebracht. Die Bischöfe von Salzburg, Würzburg und Bamberg, die Städte Augsburg und Nürnberg sammelten sich in demselben um ihn; auch der Kaiser stand darin und erhielt dadurch einen besondern Einfluß auf bayrische und fränkische Lande.

So breitete sich die Obergewalt des Kaisers in verschiedenen Kreisen, deren jeder wieder seinen Mittelpunkt hatte, über Deutschland aus. Es machte wenig Unterschied, ob ein Fürst katholisch oder protestantisch war. Sie glaubten einander nicht entbehren zu können. Durch die Bestätigung des Kaisers wurden die Maßregeln der protestantischen Fürsten

vollkommen gesetzlich; aber auch er sah es gern, wenn die Gesandten von Brandenburg und Sachsen auf seinem ungarischen Reichstage oder bei der Huldigung in Böhmen erschienen. Es war ein freiwilliges Zusammentreten der vorwaltenden Fürsten, auf welchem Ordnung und Sicherheit mehr beruhten, als auf aller Übereinkunft.

Ferdinand I.

Bei so persönlichen Verhältnissen ist es besonders bedeutend, wie gut sich Ferdinand in die deutsche Art und die deutsche Sitte schicken lernte; niemals hätte man dies erwarten sollen.

In Spanien war er geboren und nicht ohne Hoffnung auf den Thron, eben darum aber ausdrücklich zu der Sitte des Landes auferzogen worden. Bei seiner melancholischen Mutter, seinem ernsten Großvater, dem katholischen Ferdinand, war er aufgewachsen. Der sah ihn einst zu Burgos an der Seite des gelehrten, entschlossenen, kriegerischen Kardinals Ximenes auf- und abgehen und pries ihn glücklich in dieser Gesellschaft. Welche Gesellschaft für einen Prinzen, der doch nichts als ein kleines deutsches Land, das damalige Österreich zu erwarten hatte!

Es ging freilich anders, als man hätte vermuten sollen. Die Mutter in sich versunken, der Welt entfremdet, der alte Ferdinand mit der nämlichen Welt auf das lebhafteste beschäftigt, hatten nur eben ihre Freude an dem artigen, blondhaarigen, munteren

Knaben, ohne ihm besondere Sorgfalt widmen zu können; sie ließen ihm Raum, ungehindert den Keim seiner Natur zu entwickeln.

Indessen konnte sich Ferdinand, als nun Karl den Thron von Spanien wirklich eingenommen und ihm Österreich überlassen hatte, anfangs in Deutschland nicht gefallen. Er lernte die Sprache nur langsam. Wenn er, blaß und mager, wie er war, nicht eben schön, fest zu Pferd, zu Turnier und Jagd ritt, hatte er ein sehr ausländisches Ansehen; er galt für stolz und ehrsüchtig. Er hatte einen Spanier zu seinem vertrautesten Ratgeber. Die österreichischen Landschaften, die nach dem Tode Maximilians nicht ohne Gärung in die Hände seiner Enkel übergegangen, waren um so weniger zufrieden, da Ferdinand mehr als die gewöhnlichen Auflagen forderte und die verpfändeten Güter einzulösen suchte. Wie gesagt, auch er gefiel sich nicht da. Es wäre ihm zuweilen lieber gewesen, wenn ihm sein Bruder das erst soeben eroberte Mailand überlassen hätte, so unsicher der Besitz desselben auch noch war. Ich finde, er habe sich einmal bereit erklärt, Österreich dafür abzutreten.

Aber bald ergriff ihn die Entwickelung der Dinge, in deren Mitte er gekommen.

Die Schlacht bei Mohacz brachte ihm die Nachfolge in Böhmen und Ungarn, aber zugleich den Kampf mit den Osmanen. Nach wenigen Jahren suchte ihn dieser Feind vor Wien auf.

In Deutschland ward er in Abwesenheit seines

Bruders als römischer König auch der gesetzliche Stellvertreter desselben; wie sehr nahmen ihn dann die inneren Bewegungen unseres Vaterlandes in Anspruch!

Diese großen Weltverhältnisse gaben fortan seinem Leben den Inhalt. Sie machten seiner Unruhe ein Ende, sie wiesen seine Tätigkeit in ihre bestimmte Bahn.

Jede Eifersucht, jeder Zwist mit dem Bruder war nunmehr beigelegt. Man fand zwischen ihnen jene enge Vereinigung der ursprünglichen Gesinnung, jene unvorbereitete, ungezwungene Übereinstimmung, welche das Siegel einer mehr als zufälligen, einer innerlichen Brüderlichkeit ist. Man glaubte, sie würden ihr Leben lang niemals wieder verschiedener Meinung sein. Der Kaiser hatte als der Ältere, Begabtere, Mächtigere, wie natürlich, den Vortritt. Der König verehrte Karl als seinen Kaiser und Herrn; er sah dessen Willen als sein Gesetz an.

Dabei waren sie doch von sehr verschiedenem Temperament und äußerlich einander ganz entgegengesetzt. Der Kaiser war, wie man weiß, phlegmatisch, langsam, ernsthaft mit jedermann, streng und stille. Auf dem Reichstag von 1548 wunderte man sich, daß er so viel Sänger und Musiker besolde und niemals Musik habe. Wie ganz anders drüben bei König Ferdinand, bei welchem täglich große Tafel war, täglich Musik und alle Kurzweil, die dies Jahrhundert kannte. Ferdinand war heftig und rasch, jedoch voll

Gutmütigkeit und jener Offenheit, welche die Herzen gewinnt. Er sprach viel, mit jedermann, von jedem Gegenstand. Er war freigebig und liebte die Pracht. Allmählich hatte er sich den deutschen Sitten vollkommen bequemt und wußte mit den deutschen Fürsten, als einer aus ihrer Mitte, wie sie wünschten, zu leben. Wie diese, überließ er einen großen Teil der Geschäfte seinen Dienern und Räten; wie diese, liebte er im ganzen den Frieden und bequemte sich nach den Umständen. Wie das Volk es gern hat, war er gnädig in Strafen, nachgiebig im Gespräch, überaus leutselig und hausväterlich anspruchslos im Umgang.

Nicht als ob er in der Bewegung seiner männlichen Jahre, wo er alle seine Fähigkeiten entwickelte, von der Härte und Schärfe, die er wohl anfangs gezeigt, völlig frei gewesen wäre. Wenn er beleidigt ward, sah man den alten Menschen in ihm aufwachen; man sagt, er habe es nie vergessen, wenn man einmal seiner Ehre zu nahe getreten war. Gegen Johann Friedrich, von dem er behauptete, er habe ihm nach der Krone Böhmen gestanden, tat er, was er nie getan, er ging selber wider ihn zu Felde; er setzte unter den Ersten bei Mühlberg über die Elbe. Den Gefangenen redete er mit einer Heftigkeit an, die unter diesen Umständen an Grausamkeit grenzt. Mit Zapolya zögerte er auch unter den gefährlichsten Umständen, wie man behauptet, darum so sehr sich in einen Vertrag einzulassen, weil es ihn beleidigte,

daß ein Privatmann mit ihm um eine Krone stritt. Die Böhmen bekamen seinen Unwillen zu fühlen.

Wenn es merkwürdig war, wie von den beiden Brüdern derjenige, der in den Niederlanden erwachsen, sich allmählich von unseren Sitten immer mehr entfernte, der in Spanien erzogene dagegen sich dieselben aneignete, so hatte dies, wie wir wissen, auch seine politische Beziehung und Folge.

Als Karl das Reich an seinen Sohn zu bringen dachte, traten doch die alten Zwistigkeiten zwischen den Brüdern wieder hervor. Über die württembergischen Ansprüche kam es sogar zu scharfen und hitzigen Worten.

Um so enger schloß sich Ferdinand an die Deutschen an, deren Unzufriedenheit mit dem Kaiser die Sache der Nachfolge zu seinen Gunsten entschied. Gegen den Papst, welcher Schwierigkeiten wider ebendieselbe erhob, sah er sogar in dem Protestantismus eine Stütze.

Es gelang ihm, das volle Vertrauen der Deutschen zu erwerben. Sie fanden es rühmlich, daß er sich den ausländischen Räten Karls V. so standhaft widersetzt, daß er, wie Schwendi sagt, den Passauer Vertrag, den Augsburger Frieden durch sein emsiges, treuherziges und väterliches Zutun zustande gebracht hatte. Er verwarf einmal die Forderungen der Geistlichen; er gab ein andermal den Protestanten unrecht, nicht aus Willkür, wie man sah, sondern um der Sache willen und unparteiisch; beide Teile nah=

men es gut auf, sie sahen seinen aufrichtigen Willen, sein gleichmäßiges Wohlwollen.

Er war katholisch; doch was er in Deutschland dulden mußte, bequemte er sich, wenn auch noch minder entschlossen, in seinen Landschaften zu ertragen. An seinem Hofe, in seinem Hause selbst hatte er Lutherische; er schien es nicht zu bemerken. Es war ihm genug, wenn man von reinen Sitten und unbescholtenem Wandel war; darüber aber hielt er. Hiernach richtete sich denn sein Hof; selbst die fremden Gesandten richteten sich hiernach, weil sie nur auf diese Art jenen Einfluß zu erlangen hoffen durften, welcher sich von persönlicher Übereinstimmung nicht trennen läßt.

Mit Vergnügen betrachten wir ältere Männer, von denen sich alles, was in früheren Jahren leidenschaftlich oder gewaltsam oder hart in ihnen erschien, nach und nach ablöst, so daß der ursprüngliche Grund einer guten und reinen Natur sich immer unverhüllter darstellt. So war es in Ferdinand. So fanden ihn die Gesandten der fremden Mächte. „Er sterbe denn, wenn er wolle", sagt Micheli, der ihn im Jahre 1564 während seiner letzten Krankheit verließ, „sein Tod muß jedermann betrüben. In ihm wird einer von den besten Fürsten sterben, die unsere Zeit gehabt hat, ein Fürst durch Natur und Wahl friedfertig. Sein unbescholtener Lebenswandel, seine unablässige Gottesfurcht, vor allem seine Gutmütigkeit und Leutseligkeit machen ihn würdig für einen Heiligen gehalten zu werden." So fanden ihn die Einheimischen.

Schwendi nennt ihn „den löblichen heiligen Kaiser und Vater des Vaterlandes".

Solcher Natur und solcher Gesinnung war dieser unser Kaiser und waren die anderen Häupter unseres Vaterlandes. Es war eine ausgezeichnete Generation von Fürsten. Forscht man nach, so wird man finden, daß die meisten von ihnen ihren Ländern die Verfassung gegeben haben, die sich bis nahe an die neueste Zeit heran erhalten hat. Die Bewegung der Reformation, die Verbindung weltlicher und geistlicher Geschäfte, die erst von ihnen feste Gestalt erhalten sollten, hatten allen ihren Geisteskräften ungewohnte Anregung gegeben; eine so großartige Wirksamkeit hatte sie gereift. Durch Glückeswechsel und Erfahrung hatten sie ihre Meinungen und Bestrebungen mäßigen gelernt. Sie waren kräftig und entschlossen, verständig und friedfertig; durch die großen Interessen des Vaterlandes waren sie vereinigt.

Zustand des Landes.

Wie aber? Vergessen wir hierbei die Nation?

Man wird uns einwenden, daß eine politische Vereinigung der Fürsten wenig helfen konnte, solange eine innere Feindseligkeit in dem Volke bestand, solange sich eine katholische und eine protestantische Bevölkerung befehdeten, und die Elemente des Lebens einer Versöhnung entgegen waren.

Gewiß so ist es; auch uns scheint es unleugbar: aber wir gehen noch einen Schritt weiter und be-

haupten, daß eine solche Vereinigung gar nicht einmal hätte stattfinden können, wofern man nicht in der Nation bis auf einen gewissen Punkt einig, wofern nicht der Streit auch in den unteren Kreisen, ich will nicht sagen geschlichtet, doch bis zu einer überwiegenden Richtung der allgemeinen Gesinnung vorgerückt gewesen wäre.

Ich finde nicht anders, als daß die gereinigte Lehre um die Jahre 1560, 1570 eine entschiedene Übermacht in Deutschland erlangt hatte.

Man weiß, wie sie Obersachsen und Niedersachsen sozusagen vollkommen beherrschte, in Franken an den Bistümern einen wahrhaft schwachen Widerstand fand und sich ihnen zum Trotz in ihrem Gebiete festsetzte; wie sie von Adel und Städten in Schwaben von Anfang an willkommen geheißen und angenommen ward. Allein auch in Bayern und Österreich, am Rhein und in Westfalen hatte sie die größten Fortschritte gemacht. In Bayern mußte ihr — wir werden darauf zurückkommen — Albrecht V. bedeutende Verwilligungen zugestehen; es ist merkwürdig, daß er selber, der späterhin so gut katholisch war, im Jahre 1561 den Predigten des evangelischen Pfarrers Pfauser zu Neuburg freiwillig, mit seinem ganzen Hofe beigewohnt hat. Noch um das Jahr 1570 war, wie der Herzog selbst dem Papst meldete, ein großer Teil seines Adels der neuen Meinung so völlig zugetan, daß er lieber ohne Sakrament und Gottesdienst leben, als zum alten Ritus zurückkehren wollte.

In Salzburg forderten im Jahre 1563 vier Gerichte auf einmal die Erlaubnis des Kelches; der Erzbischof erklärte dem Konzil, keine menschliche Gewalt würde sie vermögen, davon abzustehen. Wie lange erhielten sich hier lutherische Gemeinden im Verborgenen!

In Österreich hatte man das Luthertum mit besonderem Eifer ergriffen. Der Adel besuchte die protestantischen Universitäten; in Wittenberg finden wir in kurzer Zeit drei junge Leute aus dem österreichischen Herrenstand, nach damaliger Sitte zu dem Rektorat gewählt. Die ersten Jesuitenschulen wurden wieder aufgehoben, weil kein Einheimischer dahin zu bringen war, ihren Unterricht zu benutzen. Von dem Adel eingeführt, von der Regierung geduldet, wenn nicht begünstigt, erfüllten lutherische Prediger beide Österreich und die steiermärkischen Landschaften.

Schwendi versichert um 1570, der Adel im Reiche sei fast durchgehend, sowohl unter katholischer als unter lutherischer Obrigkeit, der geänderten Religion zugetan; wenn ja irgendwo nicht öffentlich, doch gewiß insgeheim.

Die Domherren, fügt er hinzu, seien entweder des nämlichen Glaubens oder kalt und gleichgültig. Man erhalte kein Kloster länger, man stifte keine Messe mehr. Jener Bericht des Herzogs von Bayern kann den Zustand der Geistlichkeit nicht verfallen genug schildern. Die Mönche hatten die Klöster verlassen; wenn sie Pfarrer geworden, so hatten sie nicht ver-

säumt, Weiber zu nehmen. In ganz Deutschland, behauptet Staphylus, sei unter hundert Priestern kaum ein einziger unverheiratet. In Münster unter anderen gab es lauter unverheiratete Geistliche, und man erlebte das seltsame Beispiel von Dompröpstinnen.

Wer hätte da das Volk etwa wider seinen Willen bei dem alten Glauben zurückzuhalten vermocht! Der gemeine Mann wollte von diesen Zeremonien nichts mehr wissen: er verließ die Kirche, sobald die Predigt aus war; konnte er diese nicht nach seiner Neigung haben, so las er zu Hause evangelische Predigten oder hörte deren von seinesgleichen an. Eben darum fand man keine Leute mehr für die Klöster. Lehren, wie vom Fegefeuer, konnte man nicht mehr durchbringen; Funktionen, wie die Wallfahrten, konnte man nicht länger in Übung erhalten.

Und selbst unter den Gewalthabern, die noch katholisch geblieben, war die Ehrfurcht vor Rom vollkommen verfallen. Wie oft spottete selbst König Ferdinand über die Kurie und ihre vorgeblichen Reformen. Vormals, sagt der Reichsvizekanzler Seld, ward der römische Stuhl beinahe angebetet; jetzt wird er verachtet; vormals fürchtete man den päpstlichen Bann mehr als den Tod; jetzt lacht man desselben. „Das römische Leben und Wesen ist jetzt in der ganzen Welt so wohl bekannt, daß beinahe jedermann, er sei wer er wolle, der alten oder neuen Religion, davor Abscheu hat."

Eben dieser große und ungeteilte Abfall der Nation

von dem Papsttum tritt in den Berichten der Ausländer hervor.

„Fürsten und Völker von Deutschland", sagt Soriano 1554, „sind beinahe samt und sonders von Ketzereien angesteckt. Die römische Kirche hat wenig Autorität und verliert dieselbe täglich mehr."

Tiepolo findet 1557 die Protestanten mutig, die Katholiken lau und unentschlossen. „Hätte ich ein Urteil zu fällen," sagt er, „so würde ich glauben, daß dieses Land in kurzem der römischen Kirche völlig entfremdet sein werde."

Eben damals war Badoero beim Kaiser. Die Beschreibung, die er von Deutschland macht, zeigt wenigstens, daß er sich Mühe gegeben hatte, es kennen zu lernen. Er findet, daß von den Deutschen sieben Zehnteile dem Luthertum zugetan und ein einziger Zehnteil katholisch geblieben; die beiden übrigen seien anderen Sekten beigefallen.

Auf diesem entschiedenen Übergewicht der Unkatholischen beruhte der damalige Zustand von Deutschland, seine politische Haltung und sein innerer Friede.

Keineswegs war es so geradehin, so durchaus wie nachher, in ein katholisches und ein protestantisches zerfallen. Beide Teile wohnten untereinander, durcheinander. Von dem wilden Sektenhaß, welcher späterhin entbrannte, war man damals weit entfernt. Selbst die geistlichen Fürsten dachten nicht daran, ihre Untertanen um der Religion willen zu bedrängen; die entschiedensten Evangelischen haben die friedlie-

benden und wohlmeinenden Erklärungen derselben von 1562 nur zu rühmen gewußt. Ihr Verfahren war eine lange Zeit diesen Erklärungen gemäß. Natürlich, unter ihren Räten und Kanzlern war vielleicht ein einziger katholisch; die übrigen waren Protestanten und zuweilen sogar heftige Protestanten.

In der religiösen Entzweiung sieht denn Micheli 1564 nicht die Gefahr, welche Deutschland zu fürchten habe. „Ein Teil,“ sagt derselbe, „hat sich so sehr bequemt, den anderen zu dulden, daß in den gemischten Orten wenig darauf gegeben wird, ob man mehr protestantisch oder mehr katholisch ist. Nicht allein Ortschaften aber sind dergestalt gemischt, die Familien sind es. Es gibt Häuser, wo die Kinder auf die eine, die Eltern auf die andere Weise leben. Die Brüder haben verschiedene Religion; Katholiken und Protestanten verheiraten sich untereinander. Niemand achtet darauf oder stößt sich daran.“ — Wie in dem Reiche überhaupt, so führte sich allenthalben, wo nicht der Protestantismus gesetzlich geworden war, in Landschaften, Städten und Häusern, eine ungebotene, naturgemäße praktische Duldung ein.

Und hier darf ich mir wohl erlauben, noch einige andere Punkte zu berühren.

Es ist eine verbreitete Meinung, die geistige Entwickelung der Deutschen in Literatur und Poesie sei durch die Reformation aufgehalten worden.

Allein war es nicht die kirchliche Bewegung, welche dem Meistergesange, dessen etwas langweilige Formen schon lange an die Stelle der alten Poesie getreten waren, erst seinen Inhalt gab? Der begeisterte Ausdruck des religiösen Gefühles und Tiefsinnes unserer Nation in dem protestantischen Kirchenliede, wäre er für nichts zu achten? Sinnesweise und Weltansicht des deutschen Bürgerstandes spricht Meister Hans Sachs ehrlich und anmutig, künstlich und belehrend aus; niemals hatte er wieder seinesgleichen; er gilt in seiner Art für alle Zeiten. Die Poesie der Rollenhagen und Fischart hat die ganze Kraft, Einfachheit, Wärme und Wahrheit des deutschen Geistes.

Man verkenne nicht das Verdienst der Chroniken des sechzehnten Jahrhunderts. Sie haben Studium, Vaterlandsliebe und den Ausdruck einer treuherzigen mannhaften Biederkeit, wie sie in Leben und Lehre so erwünscht und förderlich ist.

Es lebte noch ungeirrt der alte in seinem Grunde schaffende, ewig hervorbringende Geist der Nation. Jene tiefsinnigen Fabeln, von Faust oder dem ewigen Juden, und wieder wie viele schöne und zartgedachte Volkslieder verdanken ohne Zweifel ihre Entstehung keinem anderen als diesem Jahrhundert.

Sollte auch der Genius der Nation, der aus eigenem Antriebe, mit großem und allgemeinem Schwunge, reinere und tiefere Religion wieder erweckt hatte, damit sich selber entgegengetreten sein?

Die Werke dieser Zeit ermangeln allerdings der

Schönheit der Form, die nur aus selbstbewußter Beschränkung der eigenen Fülle hervorgeht; sie sind mehr künstlich, tiefsinnig und mannigfaltig, als eigentlich wohlgestaltet. Welche andere unserer Epochen aber hätte so großes Recht, jene darüber zu tadeln? Oder hätten wir es? Der Vorzüge sinnreicher Vertraulichkeit wenigstens ermangeln wir überdies.

Der lebendige Geist des damaligen Deutschlands, gesund und noch sein eigen, schien nur den Augenblick zu erwarten, wo die theologischen Streitigkeiten sich beruhigen würden, um seine Kräfte auf allen großen Bahnen zu versuchen, die dem Menschen ehrenvoll und rühmlich sind.

Auch hat man wohl behauptet, mit dem Handel und Wohlstand der deutschen Städte sei es gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts schon durch die Einwirkung neu entdeckter Handelswege ziemlich am Ende gewesen. Ich kann dies so im ganzen nicht finden.

Wenigstens venezianische Gesandte sehen so gut nach wie vor dem Schmalkaldischen Kriege eine Hauptstärke von Deutschland in den Städten. Badoero findet sie an wohlgelegenen Stellen erbaut, mit schönen Stadthäusern und Palästen, mit vielen und großen Kirchen ausgestattet, denen selbst der Vorzug vor den italienischen gebühre; reinlich gehalten; bewohnt von wohlhabenden Privatleuten und den geschicktesten

Handwerkern der Welt; gut bewaffnet und eifersüchtig auf ihre Freiheit.

Ihm zufolge waren die Seestädte noch keineswegs in Verfall. Den Städten Hamburg, Lübeck, Rostock, Danzig und Riga schreibt er einer jeden hundert bis hundertfünfzig eigene Schiffe zu. Danzig war vielleicht der zweite oder dritte Handelsplatz der Welt. Hier trafen beide Wege zu dem Orient, der alte russische Landweg und der Seeweg der Portugiesen, wieder zusammen; der europäische Osten und Westen hatten hier ihren großen Austausch; häufig sah man 400 bis 500 Schiffe an der Reede.

Noch war der Verkehr im Norden nicht verloren. In dem dänischen Reiche bestätigte der odensesche Vertrag nach 1560 die Hansen in ihren althergebrachten Freiheiten als die meistbegünstigten Fremden; sie blieben die Herren des Handels auf Schonen; sie hatten den Heringsfang an der norwegischen Küste, der so viel eintrug.

In Schweden hatten sie zwar ihre großen Freiheiten, doch lange noch nicht Zutritt und Handelschaft verloren. Dem König zum Trotz eröffneten sie die Fahrt nach Narwa, um mit Rußland unvermittelt in Verbindung zu bleiben.

Ihre wichtigste Station war jedoch noch immer London. Das Privilegium, dessen sie genossen, war so wirksam, daß sie im Jahre 1551 44000 Stück Tuch aus England ausgeführt haben, während die Engländer auf eigenen Schiffen nur 1100 verluden. Die

Verbindung Karls V. mit England und die Geschicklichkeit seines Gesandten Hans von Werdern erhielt sie trotz aller Widersprüche bei ihren hergebrachten Rechten; 1554 verluden sie wieder 30 000 Stück Tuch, wobei sie, wie leicht zu erachten, einen außerordentlichen Vorteil hatten. Aber freilich machte ein solches Übergewicht, zumal da man nicht immer streng bei den Gesetzen blieb, eine Rückwirkung von England her unvermeidlich; und es kam alles darauf an, einer solchen mit Vernunft und Nachdruck zu begegnen.

Der Zwischenhandel zwischen England und den Niederlanden war noch großenteils in den Händen der Hansen. Die Privilegien der brabantischen Herzöge bestätigte ihnen 1551 Philipp II.; in Antwerpen, dem vornehmsten Sitze des damaligen Welthandels, bauten sie ein neues prächtiges Residenzhaus.

In Frankreich wuchs ihr Gewerbe dergestalt an, daß sie erst damals sich entschlossen, einen beständigen Residenten daselbst zu halten. In großen Gesellschaften unternahmen sie die Fahrt nach Lissabon.

Hier sowie in Flandern, in Frankreich und in dem gesamten Westen trafen sie mit den oberdeutschen Landstädten zusammen, die nicht minder in großer Blüte standen.

Rhein und Main waren durch den Verkehr Nürnbergs mit Antwerpen belebt. Die Weltstellung Nürnbergs ist, daß es sozusagen an die Stelle der so oft in Vorschlag gebrachten Wasserverbindung zwischen

Rhein und Donau trat. Man hat berechnet, daß die Waren vom Ausfluß des Rheins bis zum Ausfluß der Donau über Nürnberg nur 40 Stunden Weges zu Lande zu machen hätten. Doch begnügte man sich hier nicht etwa mit reinem Zwischenhandel; schlesische Leinwand, italienische Seide, englische Tuche bearbeitete man erst, ehe sie weiter vertrieben wurden; man kennt die Mannigfaltigkeit des der Kunst nahe verwandten Handwerks, das von allen Seiten der Welt sich hieher zog und seine Erzeugnisse von hier in alle Welt aussandte. Im Jahre 1544 befand sich einer von unseren Venezianern hier; dieser einsichtige Republikaner kann den Nürnbergern seine Bewunderung nicht versagen. Er rühmt, wie sparsam sie in ihren Häusern leben; wie sie sich nicht allzu prächtig in Seide und kostbares Pelzwerk kleiden, ihre Feste mit Mäßigkeit begehen; wie sie dann, da sie in der Fremde und zu Hause immerfort gewinnen, täglich reicher werden. In demselben Sinne werde die Stadt verwaltet. Man könne rechnen, daß sie jährlich bei drei Vierteil ihrer Einkünfte erspare, sie müsse einen Schatz von 15 Millionen Gulden haben. Wenn Nürnberg die Tochter von Venedig sei, so habe es die Mutter hierin weit übertroffen. Dabei spare man nicht bei dem Notwendigen; ohne Rücksicht auf die Kosten befestige man die Stadt und rüste sie aus; er habe daselbst bei 300 Stück Geschütz, in den Kornhäusern für mehr als 2 Jahre Getreide gefunden; das Volk sei den herrschenden Geschlechtern mehr als irgendwo an=

ders gehorsam. Freilich hatten sich auch diese noch nicht als Adel abgesondert; sie trieben den Handel wie ihre Väter und Mitbürger. Ihr einheimischer Poet findet, daß ihnen Weisheit, Gerechtigkeit und Gewalt zur Seite stehe.

Nicht minder blühte Augsburg. Die Kosten des Schmalkaldischen Krieges hat man auf 3 Millionen Gulden berechnet, doch ist es wohl ein Irrtum, daß sich die Stadt seitdem nie wieder habe erholen können. Im Jahre 1557 rechnete es Badoer unter die blühendsten Städte. Es habe die reichsten Wechsler der Welt, die Fugger, Welser, Baumgartner, deren Geschäft sich auf viele Hunderttausende auf einmal belaufe. Im Jahre 1560 bezeichnet es Guicciardini als die reichste und mächtigste deutsche Stadt. Wie prächtig, mit wie reichen Geschenken empfing man 1566 Kaiser Maximilian und seine Gemahlin. Erst im Jahre 1567 versah sich der Rat mit kostbarem Silbergeschirr, prächtigen Schüsseln und Pokalen — worin damals vor allem der deutsche Luxus bestand — um hohe Gäste würdig zu empfangen. Mit großem Behagen verweilt unser Kosmograph Münster bei Augsburg. Er weiß nicht genug zu sagen, mit welcher Billigkeit die Obrigkeit der Gemeine vorstehe, wie glückhaft und tugendlich die Bürger sowohl untereinander leben, als ihren Handel in die Fremde treiben „bis in die weitesten Länder gegen den vier Winden der Welt gelegen;“ wie ehrlich sie ihre Kinder auferziehen; wie ein jeder in Schmuck und Zierrat

seines Hauses mit den anderen wetteifere, wie prächtig, kostbar und wohleingerichtet ihre Lebensart und Sitte sei. Der Lustgarten der Fugger übertraf den Park zu Blois; in dem Herwartischen Garten blühte 1559 die erste Tulpe des Okzidents.

Diese oberländischen Städte hatten im Ausland ähnliche Privilegien wie die Hanse. In Frankreich erneuerte sie ihnen Franz I. und Heinrich II.; sie wurden — ganz wie die Schweizer, die mit Frankreich in so engem Bunde standen — nur zu den alten gewohnten Auflagen verpflichtet und von allen neuen freigesprochen. Für die Messe von Lyon erhielten sie besondere Gerechtigkeiten. Die Parlamente zu Paris und Rouen, in der Bourgogne und der Dauphiné haben die Freibriefe registriert. Karl IX. hat sie noch 1566 bestätigt.

Für diesen Verkehr war Lindau von allen westlichen Plätzen, so viel ich weiß, der wichtigste. Der Warenzug zwischen Danzig und Genua, zwischen Nürnberg und Lyon ging über Lindau. Unser Kosmograph nennt es das deutsche Venedig.

In Wien hatten Italien, das Wein und Seidenwaren, und Ungarn, welches Vieh und Häute sendete, ihren Verkehr mit den deutschen Donauländern, mit Polen und Böhmen. Die Straße von Wien nach Lyon ging über Lindau.

Die Frankfurter Messe kam empor. Italiener und Ungarn, Engländer und Franzosen, Polen und Russen fanden sich daselbst ein. Da erkennt, sagt Scaliger,

Okzident und Orient seine Landesprodukte wieder, auch sammelt man ewig dauernde Schätze für den Geist.

Diese großen Plätze hatten eine bedeutende Wirkung auf das ganze innere Deutschland.

Wie sehr blühte z. B. die Altmark: Stendal, das allein 700 bis 800 Tuchmacher zählte, das kleine Gardelegen, das im Jahre 1547 700 Soldaten werben konnte; man führte den Hopfen in viel tausend Wispeln aus; der Durchgang des Herings brachte einen sehr bedeutenden Vorteil, man war — ein seltener Fall — reich zu Berlin.

Das Salz, das von Lüneburg, das Korn, das von Magdeburg verschifft ward, erhielt diese Städte in großer Aufnahme. Magdeburg war reich genug, dem Kaiser Karl gegenüber eine Besatzung zu halten, welche bei 4 Millionen Gulden gekostet hat. Man machte Saale und Spree schiffbar.

In Schwaben betrieb man das Gewerbe bereits nicht ohne Kalkul und in Kompagnien. Männer und Frauen beschäftigte das Spinnen und Weben der Leinwand. In Ulm verkaufte man jährlich 100 000 Stück Golsch und Barchent. Die Italiener berechnen, daß zu diesem Barchent doch auch Baumwolle gebraucht werde, die man von ihnen hole, so daß der Vorteil nicht ganz auf deutscher Seite sei.

Wenn es sich ja so verhielt, selbst wenn, wie sie behaupten, die Bilanz in der Tat im ganzen zum Nachteil der Deutschen ausfiel, so war dies damals

eher zu ertragen. Vielleicht sind die deutschen Erzgruben niemals ergiebiger gewesen.

Man kennt jene Sage, die sich an so mancher Stelle wiederholt, von dem Alten, der tief da drinnen in den Bergen hinter eisernen Türen reiche Schätze hüte. Ihre Bedeutung — leicht ist sie zu erraten — hatte damals an vielen Orten eine glänzendere Erfüllung, als man jemals hätte erwarten können.

Vor allem im Erzgebirge.

Zwar wollen wir nicht die ungeheuren und unglaublichen Angaben der Chronika Carionis über die Schneeberger Ausbeute wiederholen, so viel Mühe sich auch der gute Albinus gegeben hat, sie wahrscheinlich zu machen; allein außerordentlich waren sie doch, wie schon ihr Ruf bezeugt. Die Register, obwohl unvollständig, ergeben in den ersten 79 Jahren, bis 1550, bei 2 Millionen Güldengroschen, das ist gegen 3 Millionen Taler, die unter die Gewerke verteilt worden. In Annaberg hat man zwischen 1500 und 1600 über vierthalb Millionen Güldengroschen, das ist über 5 Millionen Taler, in Freiberg jährlich lange Zeit zwischen 50 000 und 60 000 Güldengroschen, zusammen in 71 Jahren über 4 Millionen Taler, in Marienberg endlich — wir haben von allen diesen Orten die genauen Verzeichnisse — zwischen 1520 und 1564 über 2 Millionen Güldengroschen, nach späterer Währung bei 3 Millionen Taler, ausgeteilt. Die stärkste Ausbeute, Trinitatis 1540, ward durch ein Lied gefeiert, welches uns erhalten ist. Nun sind dies nur

die bedeutendsten Werke, neben denen noch andere blühten; von jener Summe sind alle Berg- und Hüttenkosten bereits abgezogen; der Zehnte und Schlagschatz des Landesherrn, der sehr bedeutend, ist dabei nicht gerechnet; viele Zechen baute man frei. Gewiß ist der Ertrag der sächsischen Bergwerke in diesem Jahrhundert auf 30 bis 40 Millionen Taler gestiegen. Unser Venezianer behauptet, man habe in Dresden täglich 3000 Taler geschlagen, was denn im Jahre eine Million betragen haben würde.

Nicht viel minder reich waren einige österreichische Landschaften. Auch was Joachimstal eingebracht, ist von Bergmeister zu Bergmeister genau verzeichnet. Zwischen 1516 und 1560 hat man daselbst über 4 Millionen Taler reinen Überschuß ausgeteilt; der Fundgrübner Merten Heidler hat ganz allein mit seiner Frau über 100 000 Gülden Ausbeute gehoben.

Erst im Jahre 1525 hat man im Lebertale zu bauen angefangen. Es waren bereits über dreißig Silbergruben im Gange, welche das Jahr niemals unter siebenthalbtausend Mark Silber geliefert haben, als man zu Bachofen und St. Wilhelm überdies auf gediegene Silberstufen stieß.

Unerschöpflich zeigte sich Schwaz. „Da haut uud schmilzt man," sagt Münster, „ein unsäglich Gut für und für, Tag und Nacht." Die Einkünfte Ferdinands aus diesem Bergwerk werden jährlich auf 250 000 Gulden angeschlagen. In der Tat hat es zwischen 1526

und 1564 über 2 Millionen Mark Brandsilber, das ist über 20 Millionen Gulden, ertragen.

Indessen aber gingen auch die alten Gruben nicht ein. An dem Rammelsberge ließ schon Herzog Heinrich der Jüngere, ein guter Bergmann, fleißig arbeiten. Wo er aufgehört, an dem goslarischen Stollen, setzte es Herzog Julius mit noch größerem Eifer fort. Er brachte seinen jährlichen Überschuß auf 20 000 Taler höher als sein Vater.

Faßt man dies alles zusammen, erinnert man sich, wie vieler anderer Silbergruben Matthesius nur allein in Böhmen erwähnt, daß z. B. bei Budweis in sieben Jahren über 23 000 Mark brachen; daß Röhrbüchel im Jahre 1552 über 22 000 Mark lieferte, daß Rauris und Gastein „mit Gewalt Gold schütteten," und unzählige andere Werke im Gange waren, so möchte man sagen dürfen, daß Deutschland die Masse der im Weltverkehr befindlichen edlen Metalle in diesem Jahrhundert um nicht viel minder vermehrt habe, als Amerika — dessen Ertrag, wie wir wissen, sich anfangs lange nicht so hoch belief, als man hat glauben wollen — in den ersten fünfzig Jahren nach der Entdeckung.

Allein es war nicht allein um das Silber. An die bergmännischen Beschäftigungen, die in ihrer abgeschiedenen, besonderen Freiheit und Art auch an und für sich etwas bedeuten, knüpfte sich das mannigfaltige Handwerk an. Wie jener Herzog Julius „ein rechter Vater aller Handwerksleute" das Eisenwerk zu Gittelde, die Messinghütten zu Buntheim ihnen zum

Nutzen in gutem Stande zu halten wußte. Die Waffenschmieden von Suhl versorgten bereits Deutschland und Welschland, Ungarn und Polen. Wie reich an neuen Erfindungen oder Erweiterungen der alten ist diese Periode; von der feinen Handarbeit des Spitzenklöppelns auf der einen Seite bis zu den gewaltigen Maschinen des Bergbaues auf der anderen, oder den künstlichen Uhrwerken, den sinnreich erdachten Himmelskugeln, jenen Kompassen, die unser Georg Hartmann mit so viel Beobachtung verfertigte, daß er dabei die Deklination der Magnetnadel entdeckte. Unmittelbar befinden wir uns wieder bei den großen geistigen Interessen.

Es war eine allgemeine nach dem Neuen suchende, das Element bezwingende kunstfertige Regsamkeit, welche mit dem geistigen Übergewicht, das man überhaupt in der Welt noch hatte, zusammenhing. Da hatte sich denn, wie man auch in Münsters Beschreibung wahrnimmt, über den ganzen Boden hin Behagen und Wohlhabenheit ausgebreitet. Wir sehen bei ihm, wie sich der Landertrag nach den Städten sammelte, etwa der Kornhandel nach Schweinfurt oder Überlingen, wie 200 Städte, Flecken und Dörfer zu Markte nach Worms gingen; wie man dann das Getreide des Elsaß in alle Länder umher und auch durch Wallis hinauf in die italienischen Grenzen führte, wie die Kastanien durch die Thüringer Fuhrleute nach dem Norden oder flußabwärts nach England gebracht wurden, auch der Wein von Weißenburg in Brabant

und Niederland seinen Markt fand. Mit Vergnügen folgen wir dieser Beschreibung. Von dem Gebirg herab, dessen heilende Kräuter sie namhaft macht, führt sie uns die Flüsse entlang durch die Landschaften, von unzähligen Dörfern und wohlgelegenen Schlössern erfüllt, mit Buchen und Eichen umzäunt, nach den Bergen, wo der Wein kocht, nach der Ebene, wo die Kornähren so hoch wachsen, daß sie dem Reiter auf den Kopf reichen, zu den gesunden Brunnen, den heißen Quellen; sie eröffnet uns Deutschland wie eine Sommerlandschaft mit den bunten Streifen ihrer Feldfrüchte, über und über von geschäftigen Händen angebaut; aber, was mehr ist, von einem treuherzigen, in seinen Sitten und dem Ruhme alter Tugend verharrenden tapferen Volke bewohnt.

Was zur Erhaltung der Ruhe von Deutschland erforderlich war.

Kehren wir zu unserem vornehmsten Gegenstande zurück.

Wir können es leicht, indem wir bemerken, daß auch diese ausführliche Beschreibung von Deutschland von dem Unterschiede der Religion so gut wie keine Meldung tut. Hie und da wird wohl ein Fürst oder ein Stadtrat mit Lob erwähnt, weil er das Wort Gottes in seiner Reinheit predigen lasse, aber nicht anders, als habe er sich sonst durch eine gemeinnützige Einrichtung ausgezeichnet. Diejenigen, die es nicht auch getan, erwähnt man nicht weiter.

Soviel ist wohl einleuchtend, daß, um die Möglichkeit einer Erhaltung der Einheit Deutschlands in diesem Zeitraum denken zu können, nicht gerade notwendig ist, eine andere Entwickelung der Reformation vorauszusetzen.

Nach allen den Stürmen, welche dieselbe begleitet haben, sehen wir doch die Nation gewerbtätig und mächtig, blühend und groß, von ihren Fürsten in Eintracht zusammengehalten, gegen auswärtigen Einfluß eifersüchtig und abgeschlossen.

Sie in diesem Zustand zu erhalten, zu befestigen, darauf kam alles an. Auch kann man in der Tat nicht sagen, daß es völlig versäumt worden sei.

Einmal suchte man die aus der Spaltung hervorgegangenen Übelstände so gut wie möglich zu heben. Das kurfürstliche Kollegium war in zwei Hälften getrennt, die eine geistlich und katholisch, die andere protestantisch und weltlich: und es war zwischen ihnen zu ernsthaften Entzweiungen gekommen. In dem Jahre 1558 schlossen sie einen neuen Verein. Sie beschlossen, sich beirätig und behilflich, brüderlich und vertraulich gegeneinander zu halten, keiner den anderen, etwa um der Religion willen, bei künftigen Wahlen auszuschließen, und das Reich bei der deutschen Nation zu behaupten. Man kennt die Kurvereine, wie sie seit 1338 öfter stattgehabt. Diesmal ward der Eid dahin verändert, daß ihn die Evangelischen so gut schwören konnten, wie die Katholiken. Genauer als früher nahm man auf die Aufnahme

der Nachfolger, mithin auf ein längeres und ungestörteres Bestehen Rücksicht.

Sodann benutzte man die Richtung der Reformation sogar das Kaisertum von seiner alten Abhängigkeit von dem Papste so gut wie völlig abzulösen. Trotz aller Protestationen Pauls IV. übernahm es Ferdinand bei der Abdankung Karls V., und Pius IV. ließ sich gefallen, was er nicht zu ändern wußte. Bei der Wahl Maximilians bestanden selbst katholische Fürsten ausdrücklich darauf, daß der Name des Papstes dabei nicht genannt würde; sie äußerten die Hoffnung, der Papst werde künftig eher vom Kaiser, als der Kaiser vom Papst bestätigt werden. Wie der Reichsvizekanzler in einem ausführlichen Bedenken auseinandersetzte, daß der Papst nicht im mindesten mehr Einfluß auf die Wahl eines Kaisers in Anspruch zu nehmen habe, als auf die Erhebung eines anderen gekrönten Hauptes, so verlor diese Würde in der Tat alles, was ihr von allgemein christlicher europäischer Bedeutung beigelegt worden war; sie ward vollkommen eine deutsche.

Allein man konnte nicht glauben, daß hiermit alles getan sei.

In jeder Gesundheit liegt eine Möglichkeit der Krankheit; die Möglichkeit des Verfalls in jeder Größe und allem Bestehen; in jeder Vereinigung die Möglichkeit der Trennung.

Dadurch unterscheidet sich der vorausdenkende Staatsmann von dem schwatzenden Pöbel oder der

Leidenschaft der Partei, daß er die Elemente der Gefahr von ferne erkennt und ihnen vorzubauen versucht.

Leugnen wir nicht, daß diese Elemente in dem damaligen Zustand der deutschen Nation besonders stark waren. Durch das glückliche Zusammentreffen von Umständen, die ihnen eine andere Richtung gaben, nur eben noch gehindert uns ganz zu verderben, waren sie nicht einmal völlig beschwichtigt worden, geschweige denn eigentlich beruhigt.

Man mußte in den Jahren des inneren Friedens sorgfältig Bedacht nehmen, ihrem Ausbruch vorzubeugen.

Die größte Gefahr war aber unfehlbar da, wo die geistlichen und weltlichen Interessen einander berührten, in den Verhältnissen der deutschen Kirche. Gerade die deutsche Kirche war von dem Protestantismus wenigstens in einem Teile ihrer Grundlagen angegriffen und während der Unruhen, als die Gewalt nicht selten statt des Rechts galt, beleidigt und beeinträchtigt worden. Und doch beruhte die Verfassung des Reichs, in dessen beiden vornehmsten Räten, dem kurfürstlichen und dem fürstlichen, so viele geistliche Mitglieder saßen, wesentlich auf der Kirche.

Ich halte nicht für gewagt zu behaupten, daß die deutsche Kirche wenigstens ebensogut und vielleicht noch mehr ein politisches Institut war, als ein religiöses.

Vor allem ist es nun einmal nicht anders. Die

geistlichen Amtshandlungen der deutschen Bischöfe und Erzbischöfe wollten wenig sagen. Mit der Seelsorge hatten dieselben so viel wie nichts zu tun; auch an der Regierung der allgemeinen Kirche nahmen sie geringen Anteil; sie waren deutsche Fürsten, mit derselben Autonomie wie die anderen, und wenigstens während des 14. und 15. Jahrhunderts haben sie sich vielleicht von allem am meisten um die allgemeinen Reichsangelegenheiten bekümmert. In diesen werden sie genannt; damit waren sie beschäftigt. Freilich gab es da oft seltsame Widersprüche zwischen dem geistlichen Titel und der weltlichen Amtsführung. Aber was half es, darüber nun immer wieder einen leicht zu findenden Spott zu ergießen? Es war nun einmal so.

Dazu kam aber noch ein anderer bedeutender Umstand. Wie oft haben protestantische Grafen und Herren wiederholt, daß Stifte und Erzstifte vornehmlich zwar zur Ehre Gottes, dann aber auch zur Erhaltung fürstlicher, gräflicher und adliger Häuser gegründet und von Kaisern, Königen, Fürsten und Herren milder Gedächtnis reichlich begabt sein; wie oft haben sie ausgeführt, das Fortbestehen ihrer Geschlechter knüpfe sich hieran. Es läßt sich schwerlich leugnen, daß diese Rücksicht bei der Stiftung mitgewirkt habe; zuletzt war sie überwiegend geworden. Die Stifter waren das Erbteil der jüngeren Söhne aus fürstlichen und adligen Häusern. Sie kamen ihnen zugute, insofern sie darauf verzichten wollten selber eine Familie zu

gründen. Den erblichen Fürstentümern der ältesten setzten sich diese Wahlfürstentümer der jüngeren Söhne zur Seite. Weltliche Austeilung und weltliche Bestimmung hielten einander die Wage.

Wie konnte man nun hoffen, daß man da, wo der Protestantismus nicht mehr insgeheim — denn das war, wie wir sahen, ziemlich allenthalben der Fall — sondern öffentlich die Oberhand behauptet hatte, um jenes Vorbehaltes willen seinen Anteil an den geistlichen Benefizien und die Wirksamkeit in den Geschäften des Reiches, die damit verbunden war, ruhig aufgeben würde?

Trotz den Bestimmungen des Religionsfriedens finden wir gar bald in dem ganzen nördlichen Deutschland protestantische geistliche Fürsten, welche ihre Reichsstandschaft keineswegs aufgaben.

Als Joachim Friedrich von Brandenburg Erzbischof von Magdeburg wurde, versprach er Session und Stand im Reiche in Übung zu erhalten, und das Land nicht anders zu besitzen, als es bei den Erzbischöfen herkömmlich sei. Auf das geistliche Primat im Reichsfürstenrate machte er auch dann noch Anspruch, als er sich förmlich verheiratet und eine Landesfürstin, obwohl ohne Anspruch auf das Erbe, in das Erzbistum eingeführt hatte. Hatte doch schon sein Vorgänger Sigismund sich vor Kaiser und Reich zu der gereinigten Lehre bekannt und war ruhig bei Stift und Würden gelassen worden.

Herzog Heinrich von Sachsen-Lauenburg, Erzbi-

schof von Bremen, behauptete, obschon verheiratet, seine Stelle auf der Bank der geistlichen Fürsten.

Bischof Eberhard von Lübeck und Verden war eingestandenermaßen ein Protestant, doch war er vom Kaiser und Papst bestätigt; ohne Widerspruch zu erfahren, hat er den Reichstagen durch seine Gesandten beigewohnt und ihre Schlüsse unterschrieben.

Bischof Hermann von Minden, ohne Zweifel evangelisch, hatte dennoch Sitz und Stimme am Reich.

In Osnabrück hatte man abwechselnd einen katholischen und einen protestantischen Bischof. Sie waren so duldsam, daß ein jeder einmal in Verdacht gekommen ist, der entgegengesetzten Partei zugetan zu sein. Auch in Paderborn betrug sich lange Zeit Johann von Hoya sehr gemäßigt.

Den Herzog Julius von Braunschweig erkannte der Kaiser in Halberstadt an. Nur forderte er noch die Bestätigung des Papstes, und der Herzog verzweifelte keineswegs dieselbe zu erhalten.

Kostete es doch die Äbtissin Elisabeth von Quedlinburg, die eben auch evangelisch war, weniger Mühe von dem Legaten des Papstes bestätigt zu werden, als von ihrem Nachbar, Kursachsen.

Aber wie? wird man fragen, wie stimmte dies mit jener Klausel des Religionsfriedens, die man sich doch hatte gefallen lassen, mit der deutschen Gesetzlichkeit und Gewissenhaftigkeit?

Den Religionsfrieden glaubte man nicht zu verletzen. Man behauptete, er verbiete nur, daß ein

schon eingesetzter Prälat von der katholischen Kirche zu der protestantischen übergehe; die Absicht sei nur gewesen, den Zwiespalt, der etwa zwischen einem altgläubigen Kapitel und einem zur neuen Lehre übergetretenen Bischof entstehen müsse, zu verhüten; allein mitnichten verbiete er einem bereits evangelischen Kapitel, sich auch einen evangelischen Bischof zu wählen.

Es scheint, als seien die Kaiser dieser Meinung gewesen. Sie erkannten die Landeshoheit evangelischer Bischöfe oder Administratoren an und duldeten ihre Reichsstandschaft. Hätte die Bestätigung der Bischöfe allein bei dem Kaiser gestanden, so wäre alles getan gewesen; aber nach dem Gesetz stand sie auch dem Papste zu. In diesem Verhältnisse lag die Schwierigkeit.

Man trug Bedenken, sich demselben geradehin zu entziehen. Vielleicht gibt es kein stärkeres Beispiel der den Deutschen natürlichen Achtung vor dem Buchstaben des Gesetzes, als die auffallende Tatsache, daß man lange nach der Reformation auch in den reformierten Stiften das dem Papste in den reservierten Monaten zustehende Besetzungsrecht erledigter Pfründen anerkannte. Nur fand sich oft, daß es zu spät ausgeübt ward, oder Personen zugute kommen sollte, die aus anderen Gründen unfähig waren. Wie hätte man dann bei der Besetzung der Bistümer selbst die alten Formen ganz aus den Augen setzen sollen?

Man hatte das Glück, einen alten Gebrauch in Übung zu finden, dessen man sich unter den neuen

Umständen mit Vorteil bedienen konnte; ich meine die kaiserlichen Indulte. Unter dem Vorwand, man habe das Geld, das für die römischen Gebühren erfordert werde, nicht sogleich zur Hand, bat man um die vorläufige Verleihung der Regalien auf ein paar Jahre. Indessen leisteten die Untertanen den Eid, man setzte sich fest; man suchte die Bestätigung in Rom. Erlangte man sie auch nicht, so blieb man im Amte und wußte sich eine Prorogation des Indultes zu verschaffen.

Auf diese Weise verletzte man das Gesetz nicht, aber man umging es.

So weit kamen die Sachen durch ihren natürlichen, unaufhaltbaren Gang in dem nördlichen Deutschland.

Man wird eingestehen, daß diese Lage der Dinge die ernsthafteste Rücksicht forderte.

Eben darum sind die Gesetze ein menschliches, nicht ein göttliches Institut, damit sie, sobald es notwendig geworden, sobald das Leben einen anderen Gang genommen hat, demgemäß verändert werden können.

Wenn man die Sache so gehen ließ, so war auf der einen Seite das Umsichgreifen ungesetzlicher Zustände nicht zu vermeiden; auf der anderen mußte die katholische Gegenpartei sich immerfort für beleidigt und gefährdet halten. Der Friede konnte niemals völlig sicher sein.

Vielleicht scheint es verwegen, wenn man, nachdem Jahrhunderte vorübergegangen sind, nachdem sich die

lebendigen Kräfte in gewaltigem Widerstreit auseinandergesetzt haben, noch immer Möglichkeiten berechnen will.

Allein, wie wir verschiedene Wege vor uns haben, so hatten deren jene Zeitgenossen. Wenn man das Verderben kommen sieht, welches gekommen ist, so kann man sich, nicht als hätte man die Anmaßung etwas besser zu wissen, sondern aus jener Vaterlandsliebe, welche Gegenwart und Vergangenheit umfaßt, schwerlich enthalten zu fragen, wie dem Übel vielleicht zuvorzukommen war.

Sollte es bei der Opposition, in welcher das Reich mit dem Papst stand, so schwer gewesen sein, die deutsche Kirche von dem Einflusse der Kurie völliger abzulösen?

War man verbunden, die Beschlüsse des Tridentinischen Konziliums, durch welche Eide und Verpflichtungen der Prälaten gegen den Papst so sehr geschärft wurden, in Deutschland anzunehmen?

Oder gab es eine Möglichkeit, eine deutsche Kirche zu erhalten, in der das weltliche Element, wie es wesentlich überwog, auch der Form nach das bedeutendere geworden wäre?

Konnte man nicht den Besitz dieser Wahlfürstentümer, die so wenig geistliche Pflichten hatten, von dem Bekenntnis gewisser Formeln unabhängig machen?

Es ist dies die große Frage der Freistellung, welche Deutschland vom Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Kriege fortwährend in Bewegung gehalten hat.

Nicht als hätte man hiemit den Protestantismus schlechthin zur herrschenden Religion machen wollen. Man wollte nur den Besitz der Wahlfürstentümer von dem Bekenntnis, die Reichsstandschaft, die mit ihnen verknüpft war, von dem Verhältnis zur Kurie absondern. Die Frage betraf nicht so ausschließend, wie es scheint, die Religion. Sie war, ob ein Teil der deutschen Fürsten in Pflichten des Papstes, die doch nur damals einen Sinn hatten, als die ganze Christenheit eine Art politischer Einheit bildete, zu bleiben habe, oder ob das Deutsche Reich, sich gegen ihn abschließend, sich allein für sich selber verwalten solle.

Es wäre darum nicht notwendig gewesen, die Güter der Kirche geradehin für Pfründen zu erklären oder ihrer geistlichen Bestimmung völlig zu entfremden.

Jene Grafen und Herren, welche so oft geltend machten, daß diese Güter auch zur Erhaltung ihrer Familien gestiftet seien, gingen nicht bis zu einem solchen Anspruch fort. Einmal drangen sie, vornehmlich seit dem Tridentinischen Konzilium, nur auf eine Milderung der Statuten, auf den Nachlaß der neugeschärften Eide und Pflichten. Dieser erledigt, versprachen sie sogar, eine strengere Disziplin einzuführen. Aber die Hauptsache war, daß man der geistlichen Bestimmung der Kirchengüter nur eine andere Richtung zu geben dachte. Man erbot sich, sie ritterlich wider die Türken zu verdienen, wie die Güter der alten Ritterorden ihnen zum Kampfe ge-

gen die Ungläubigen gewährt worden, wie diesen Rittern in Spanien sogar die Ehe gestattet worden sei.

Auf mehr als einer Versammlung, auf mehr als einem Reichstage sind hierauf die bestimmtesten Anträge gemacht, es sind einige dahin zielende Einleitungen getroffen worden.

In diesem Punkte trafen die beiden großen Aufgaben der Nation zusammen.

Noch lebte der Eroberer von Ungarn, der schon einmal in Deutschland eingebrochen und, wider alle Wahrscheinlichkeit, durch die schwachen Bollwerke von Wien abgehalten worden war. Noch öfter sollte er seine Hunderttausende heranwälzen, immer wieder in der Absicht, die deutschen Landschaften und den ganzen Westen dem Hufschlag osmanischer Rosse zu unterwerfen.

Geziemte es einer großen Nation, diese ununterbrochene, auf ihre Vernichtung berechnete Feindseligkeit so hinzunehmen? immer zu warten, bis man sie anfiele, niemals auch ihrerseits freiwillig zum Schwerte zu greifen?

Wenn die Deutschen sich verstanden, so begnügten sie sich, das Christentum von Menschensatzung gereinigt, das unvermittelte Verhältnis, in welchem der Mensch zu der Gottheit und ihren ewigen Gedanken steht, aus der Verdunkelung so vieler Jahrhunderte wieder zur Anschauung gebracht zu haben. Es war nicht vonnöten, daß sie sich wieder in dialektische

Formeln verloren, um das kaum entdeckte Gold wieder zu verbauen.

Allein unerläßlich war es, die Entzweiungen vollends beizulegen, in die man hiebei verfallen war; der Verfassung eine Gestalt zu geben, bei der man für den Augenblick bestehen konnte, und das Leben Freiheit hatte, sich zu entwickeln; dann zu dem großen Unternehmen zu greifen und den Feind, der an der Pforte des Landes lag, mit gesamter Hand abzuwehren.

Welch eine Aussicht! Man bemerke wohl, daß das türkische Reich, welches ebensogut eine religiöse als politische Institution ist, damals allerdings mächtiger, größer, drohender nach außen war als jemals, aber seine Untertanen noch lange nicht in dem Maße zu dem Mohammedanismus bekehrt hatte, wie das später geschehen ist. Es bedurfte eines glücklichen großen Schlages, und Bosnien so gut wie Ungarn, Albanien so gut wie Griechenland, war dem Christentum zurückgegeben. Dann hätte Deutschland, dessen Kaiser Ungarn beherrschte und auf alle alten Pertinenzien desselben Anspruch oder Recht hatte — wie man denn damals den Vorschlag machte, Ungarn unmittelbar mit dem Reiche zu verknüpfen, — das vorwaltende Ansehen im östlichen Europa auf immer erworben, und diese Länder mit dem Überfluß seiner Bewohner erfüllen können.

Betrachtet man, wie schwach die folgenden Großherren, wie reißend schnell eine Zeitlang der Verfall

der inneren Institutionen ihres Staates, wie gewaltig dagegen die Kriegsmacht von Deutschland war, so sollte es scheinen, als wäre dies nicht unausführbar gewesen.

Allein man mußte es wollen. Man mußte die Interessen der wichtigsten Reichsfürsten dahin richten, den Adel dazu vereinigen, die ganze Nation dazu anstrengen. Es mußte als ein allgemeines nationales Werk alle Kräfte aufrufen.

Dann würde die Spaltung, es ist kein Zweifel, schon an sich unmerklicher und unschädlicher geworden sein.

Man glaube nicht, eine Nation sei damit in Frieden zu setzen, daß man ihr Ruhe predigt, daß man die Elemente der Bewegung ableugnet oder gewaltsam niederhält. Man muß sie vielmehr in die rechte Bahn zu leiten suchen. Nicht zur Ruhe allein, nicht zu trägem Verdumpfen ist eine Nation bestimmt; erst in der Tätigkeit wachsen die menschlichen Kräfte, freier Regsamkeit bedürfen sie. Will man nicht, daß die Bewegung eine verderbliche Richtung einschlage, daß die Nation in sich selber zerfalle und sich zerfleische, so muß man ihre wahren Bedürfnisse ins Auge fassen und zu befriedigen suchen; man muß ihr das Selbstgefühl gesetzlicher Ordnung geben und eine große Zukunft eröffnen.

So mußte denn Deutschland dazutun und im Gefühl seiner Einheit eine Kirchenverfassung ausbilden, bei welcher beide Teile bestehen konnten; es mußte

alsdann, wenn wir nicht irren, den großen Kampf ausfechten, der ihm durch den oft erneuten und immer zu fürchtenden Angriff desjenigen, den es den Erbfeind nannte, angewiesen war.

Auch waren dies die Gedanken, welche die Nation beherrschten. Nicht allein in den Schriften, wie unter andern fast in allen Büchern von Schwendi, wird es eingeschärft, auch auf den Reichstagen ist davon fortwährend die Rede.

Und nicht ohne die größte Hoffnung war man. Ein Fürst von außerordentlichen Fähigkeiten, in der Religion mild und gemäßigt, entschlossen, den Türkenkrieg aus allen Kräften zu führen, bestieg den Thron, Maximilian II.

Erwartungen von Maximilian II.

Die Zeitgenossen wissen nicht genug zu sagen, in wie hohem Grade sich Maximilian II. eine allgemeine Bildung angeeignet hatte. Die Sprachen, die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Nationen, die er gesehen und besucht, ihre Tugenden und Fehler, ihre Sprichwörter und Scherze, ihre Literatur waren ihm gegenwärtig. Mit einer jeden ging er auf ihre Art um; herablassend mit den Italienern, munter und freimütig mit den Deutschen, mit den Böhmen nachgiebig, lebhaft mit den Ungarn, abgemessen mit den Spaniern. Es ist zuweilen, als brächte eine Zeit alles, was sie Neues, Edles und Eigentümliches hat, wieder in einem einzelnen hervor. Wir werden dar-

auf zurückkommen, wie sehr Maximilian an der neuen Entwickelung der religiösen Ideen teilnahm. Eben traten die Studien der Natur auf den Weg der Erfahrung ein; er trieb sie in seinen Gärten; eifrig stellte er Versuche mit den Metallen an. Die moderne Musik breitete sich in ihrer ersten Ausbildung über Europa aus; er richtete eine Kapelle ein, welche damals für die beste, die es gäbe, erklärt worden ist; — allein obwohl er bekannte, wenn er seinem Geschmack folgen dürfe, so würde er nie etwas anderes treiben, so ließ er sich doch von diesen Neigungen nicht beherrschen. Gleichmäßig — daß ich so sage, in sich selber Harmonie — bewegten sich die Kräfte seiner Seele. Man konnte keine angenehmere Gesellschaft haben. So geistreich und vertraulich, ohne Affektation, voll Grazie gab er sich hin. Nicht allein fremde Gesandten oder Fürsten behandelte er auf eine Weise, daß sie ihn für den vollkommensten Hofmann der Welt erklärten; es war in ihm der Zug einer absichtslos wohlwollenden Natur; und wenn er etwa den Dorfpfarrer, bei dem er einst gern seine Beichte abgelegt hatte, in dem Audienzsaal erblickte, bescheiden, weit dahinten, den letzten, ging er mitten durch die Gesandten und Herren, welche sich eingefunden, auf ihn los, redete ihn mit dem wohlbekannten Gruß an und nahm ihn mit sich in sein Kabinett. Einem jeden bewies er seine Ehre; er hätte niemand geduzt.

Es ist ein Glück des Lebens, dann und wann einmal wieder in einen Kreis zu treten, wie ihn eine

talentvolle, fein organisierte, edle Natur um sich her zu ziehen pflegt. Jene Bildung, die sich von der Welt nur das Würdige und Schöne aneignete, umfängt uns gar bald wie mit reiner Atmosphäre; ein durchdringender unterscheidender Verstand gibt uns eine leichte, heitere Spannung; feine Sitte und ungesuchter Ausdruck des Wohlwollens und der Güte, der auch eine Art von Talent ist, halten uns innerlich fest. Solche Naturen pflegen die allgemeine Stimme für sich zu haben. Wie sollten sie auch nicht? Das Behagen, das sie verbreiten, strömt auf sie zurück.

Ich möchte sagen, daß wir das Gefühl haben, als träten wir in einen solchen Kreis, sooft uns in der Historie Maximilian II. begegnet.

Zwar sind es nicht diese Eigenschaften, mit denen man Staaten regiert, wiewohl jene Leutseligkeit, die zugleich Majestät ist, niemals ihre Wirkung verfehlt. Den Geschäften selbst aber widmete sich Maximilian mit ebensoviel Fleiß als Talent. Wie er sogleich, wenn sich etwas zu tun fand, von seinen Erholungen abbrach, so hörte er stundenlang, unermüdlich; seine Antworten, seine Einreden trafen in der Regel den rechten Punkt. An keinem Hofe gab es so rasche und leichte Expeditionen, wie damals zu Wien. Die Lage der großen Geschäfte hatte vielleicht kein anderer Fürst noch Staatsmann besser begriffen und durchdrungen. Gewiß äußerte sich niemand mit einer größeren Freimütigkeit, mit unbefangenerem Lob und Tadel. Die fremden Gesandten mußten sich in acht nehmen, von

ihm nicht in eine Richtung fortgerissen zu werden, die ihrer eigenen Absicht zuwiderlief. Über die Angelegenheiten nur, die ihn selber berührten, hielt Maximilian an sich. Über diese drückte er sich mit sorgfältiger Überlegung aus.

Vor allen Sprachen besaß er die deutsche vollkommen. Wäre er Kanzler geworden, sagte Dr. Weber, sein Vizekanzler, so würde er uns Schreiber alle beschämen. In der Tat haben seine eigenhändigen Briefe einen lebhaften und angemessenen Ausdruck. Vornehmlich hatte er die seltene Gabe der Beredsamkeit in deutscher Sprache. Auf so vielen Landtagen und Reichsversammlungen, die er hat besuchen müssen und auf denen denn allemal schwierige Gemüter zu bearbeiten gewesen sind, hat er sie zu üben gehabt. Seine Rede war mild; wie ein paar brennende Lichter glänzten ihm die hellen Augen.

Ich denke, es versteht sich schon, daß eine solche Seele voll von Ehrgeiz sein müsse. Sie war es nicht von jenem, der sich mit Lob befriedigen läßt, sondern von dem, den nach großen Unternehmungen und trefflichen Taten dürstet.

So gehorsam und ergeben Maximilian seinem Vater sonst auch war, so verhehlte er doch nicht, daß ihm die Politik desselben allzu friedfertig, und noch immer, sei es von den Umständen oder von den zufälligen Meinungen einiger Räte oder von fremdem Einfluß, allzu abhängig scheine.

Jene Richtung gegen Spanien war zum Teil von

ihm selber ausgegangen, und noch viel strenger wollte er sie einschlagen. Wie bitter hat er sich beklagt, daß Kaiser Karl die jüngere Linie schon bei der Erbteilung verkürzt und darnach öfter beeinträchtigt habe. Er selber, dessen Schwiegersohn, hatte durch seine Verheiratung gewisse Ansprüche auf Mailand oder die Niederlande zu erhalten geglaubt, doch mußte er sich mit einer kleinen Pension begnügen, die ihm nicht einmal regelmäßig bezahlt wurde. Unmittelbar aber und am härtesten griff ihn jener Plan des Kaisers an, die Nachfolge im Reiche Philipp II. zuzuwenden. Wie? das höchste Diadem der Welt, das ihm von selber zufallen mußte, sollte dieser hochgesinnte Mensch aufgeben, um eine untergeordnete Rolle neben Philipp II. zu spielen, neben diesem Philipp, dessen Fähigkeiten ihm so unzureichend, dessen Eitelkeit ihm so abgeschmackt vorkam, von dem er nur mit Widerwillen und Geringschätzung redete? Man darf vielleicht annehmen, daß er gerade aus Abneigung gegen seinen Vetter die Talente und Richtungen ausbildete, die diesem so auffallend abgingen.

Geflissentlich entfernte er denn alle Spanier aus seiner Umgebung und von seinem Hofe. Er betrug sich so, daß es schien, wie man sagte, als wolle er von allen anderen Nationen geehrt, von den Spaniern aber gefürchtet sein. Er wendete dafür seine Neigung dem deutschen Wesen zu. „Gute, runde deutsche Worte und Werke, nicht spanische," versprach er den Nachkommen des Landgrafen Philipp von Hessen.

Dem Herzog Christoph von Württemberg bezeugt er, wie er nur würdig zu sein wünsche, nicht allein in einer Sache, sondern, wie er sich ausdrückt, in allen des geliebten Vaterlandes ob- und angelegenen Beschwerungen Mittel und Wege zur endlichen Abhilfe derselben entdecken, befördern und ins Werk richten zu können; das würde seine größte Freude sein.

Dieser Fürst bestieg in dem Jahre 1564 den kaiserlichen Thron.

Etwas anderes ist es, Talente haben, denken, überlegen, entwerfen; etwas anderes, ausführen und ins Werk setzen. Die Hoffnungen, die er erweckt, er hatte nunmehr die Aufgabe, sie wahr zu machen.

Es konnte nicht lange dauern, so mußten jene beiden großen Fragen, die innere und die äußere, an ihn gelangen.

Betrachten wir, wie spöttisch er zu wiederholten Malen von dem Papst und dem säuberlichen Konziliabulum zu Trient, aus dessen Dekreten man wenig Trost schöpfen könne, an Herzog Christoph schreibt, wie sorgsam er die Bücher Luthers verzeichnet, die er hat, und jenen seinen Freund bittet, ihm die übrigen, sowie die Schriften von Melanchthon und Brenz zuzuschicken, wie er nicht allein zum Druck der slawischen Bibelübersetzung beiträgt, sondern auch die Proben derselben von kundigen Männern prüfen läßt, wie er Furcht bezeigt, daß die Papisten den jungen König von Frankreich verführen möchten, wie er endlich geradezu die protestantische Partei die seine nennt

und die päpstliche die feindliche; so überzeugen wir uns, daß er dem Protestantismus von Herzen zugetan war.

Es fragte sich, inwiefern er dies auch als Kaiser bewähren würde. In einem seiner Briefe vom Jahre 1557 beschwert er sich, daß sein Vater damals in der Sache der Freistellung nicht etwas mehr getan habe, und sagt denen einen üblen Lohn voraus, die ihn daran verhindert hatten. Auf jeden Fall ließ er von sich eine größere Willfährigkeit, ein förderliches Eingehen auf die große Aufgabe für das Innere erwarten.

Auch für die zweite aber durfte man alles hoffen. Wie ganz anders dachte er einen Türkenkrieg zu führen, wie viel kriegerischer gesinnt zeigte er sich überhaupt als sein Vater. Er redete am liebsten von Befestigung, Angriff und Schlachtordnung. Die beschränkte Herrschaft, die er zu erwarten hatte, meint der kluge Venezianer, welcher Gesandter an seines Vaters Hofe war, werde ihn nicht befriedigen; man müsse ihm Raum geben und ihm eine Laufbahn eröffnen, wo er seine Begierde vergnügen könne, ohne eine allgemeine Verwirrung in der Christenheit hervorzubringen. In einer großen Unternehmung gegen die Türken hatte er diesen Raum, diese Bahn vor sich.

Theologische Entzweiung.

Wir kommen wohl alle überein, daß ein einzelner Mensch den Dingen gegenüber nur wenig vermag.

Auch von diesem Kaiser, der zwar, wie wir sehen,

geistreich und wohlgesinnt, aber an Kräften und Macht beschränkt war, von dem sich erst zeigen sollte, inwiefern seinem Talente Entschluß und Tat beiwohne, war nur dann etwas zu erwarten, wenn ihn die Umstände begünstigten, wenn die allgemeinen Gedanken und Gefühle seinen Entwürfen entgegenkamen.

Statt dessen fand er Widerstand; es entwickelte sich ihm gegenüber eine allen gemeinsamen Bestrebungen zuwiderlaufende Richtung.

Das Reich in eine dem neuen Glauben angemessene Verfassung zu setzen, vermochte der Kaiser doch auf keinen Fall anders, als dann, wenn dieser siegreich in sich, immer fester ward und die Überzeugungen immer mehr unterwarf.

Leider entwickelte sich in demselben gerade zur entscheidenden Stunde eine heftige innere Entzweiung.

Da die Fürsten einen so großen Einfluß auf Kirchen und Lehranstalten erlangt hatten, so konnte es nicht fehlen, sie knüpfte sich an die politischen Verhältnisse.

Die Partei, welche, als sie wider Karl V. stand, in dem Schmalkaldischen Kriege, und als sie demselben günstiger wurde, durch die Umstände, die seine Abdankung begleiteten, überwunden worden, diese Partei, geschlagen durch die Waffen, beiseite getrieben durch die politische Verwickelung, griff zur theologischen Polemik. Den Universitäten gegenüber, welche dem zur Kur gelangten Sachsen zugefallen, errichteten die Söhne des geborenen Kurfürsten eine an=

dere, zu der sie die entschiedenen Feinde dortiger Professoren beriefen. Es ist dies auch eine Art von Fehde.

Denn in den Theologen nicht minder hatte sich infolge der Ereignisse eine lebhafte Entzweiung ausgebildet.

Die Wittenberger hatten sich, obwohl ohne dem Lehrbegriff etwas zu vergeben, dem Interim angenähert. Andere waren um ebendieses Interims willen verjagt worden oder ausgewandert. In Magdeburg, das dieser Glaubensformel einen so hartnäckigen Widerstand geleistet hatte, hielt sich die entschiedenste Schule streng lutherischer Eiferer. Eben die glückliche Unternehmung, welche der gemäßigten Partei politisch das Übergewicht verschaffte, vermochte das nicht theologisch. Der Fall des Interims, den sie bewirkte, erschien vielmehr als der Sieg der strengen Partei. Die verjagten Prediger kehrten zurück; ihre Heftigkeit darf uns nicht wundernehmen, da sie durch die Verfolgung, die sie erlitten, gleichsam das Recht dazu erlangt zu haben schienen; sie breiteten sich über alle niedersächsischen Städte aus; die Herzöge von Sachsen beriefen sie zu sich.

Sollten sie nun den Wittenbergern nachgeben? Sollten sie noch Melanchthon, das Oberhaupt derselben, als den Regenten des Wagens Israel, den Präceptor Germaniä, wofür man ihn ausgab, anerkennen? Es war ihnen längst anstößig, daß Melanchthon in seiner Theologie das Studium der alten Philosophen durchblicken ließ, daß er etwa den Te=

renz empfahl, daß er neben St. Paulus auch den Homer erklärte; es war ihnen unerträglich, daß Johann Major diesen Homer ein göttliches Buch genannt hatte, und mit dem Studium des Pindar schien ihnen in Strigel, einem Schüler Melanchthons, die Verunreinigung göttlicher Sachen, welche sie ihm schuld gaben, zusammenzuhängen.

Unglücklicherweise warf sich der Streit auf das Dogma; er warf sich auf eben die beiden Hauptpunkte, über die man schon mit dem Katholizismus gekämpft hatte: die Lehren vom Abendmahl und von der Rechtfertigung, von denen er sich über alle wichtigen Fragen der Theologie und das gesamte Verhältnis Gottes zu Menschen und Welt ausbreitete.

Um das Jahr 1548 war man noch ziemlich gemäßigt. In dem Artikel von der Rechtfertigung ging man nicht bis zu allen Folgerungen des Augustinischen Lehrbegriffes fort; es ist bemerkt worden, daß, wenn Luthers Lehre zu demselben hinneigte, die Meinungen Melanchthons unvermerkt dawider waren. In Bremen, wo man sich später so heftig gezeigt hat, war man damals zufrieden, als Hardenberg, obwohl bereits verdächtig, nur die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl anzunehmen erklärte; auf eine besondere, bestimmter ausgesprochene Vorstellung über die Verbindungsart drang man noch nicht.

Es war eine Zeit, wo die neue Lehre eben nur als die gereinigte alte erschien; wo man Kalvin noch für

einen Lutheraner erklärte; wo man noch nicht fragte, zu welchem von den drei Glaubensbekenntnissen jedermann gehöre; wo bei weitem die meisten einem von den Mißbräuchen befreiten, mit der Bibel wieder in Übereinstimmung gesetzten Christentum anhingen, welches noch immer Modifikationen individueller Anschauung zuließ.

Nur allzubald aber kam man hiervon ab, sei es nun, daß der menschliche Geist den Zwang bestimmter Formen sogar fordere — wovon ich, den Geist in der Fülle seiner Tätigkeit gefaßt, mich nicht überzeugen kann — oder daß die Beschränktheit der Minderfähigen sich erst innerhalb der strengsten Umzäunungen beruhigt fühle; oder endlich, daß sich die Leidenschaften dieser Dinge bemächtigten.

Wenigstens findet sich, daß die stärksten Behauptungen oft in der Hitze des Streites geäußert und danach mit Hartnäckigkeit festgehalten wurden.

In Osiander, der auch um des Interims willen von Nürnberg nach Königsberg gewandert, war es vielleicht am meisten das Selbstgefühl eines Autodidakten — wie er denn niemals einen Grad auf einer Universität hatte annehmen mögen — und der Ehrgeiz, durch eine glückliche Entdeckung sich einen Namen zu machen, was ihn bewog, eine zuerst zufällig in einer Vorlesung geäußerte Meinung über die Lehre der Rechtfertigung weiter ausgebildet aufzustellen. Seine Ansicht ist fein, tief und glücklich kombiniert. Sie ist ein merkwürdiger Versuch, eine inner-

liche Anschauung schriftgemäß in das System einzuführen. Ob sie darum auf Katheder und Kanzel verfochten werden mußte? Ob es wohlgetan war, die bisherigen Vorstellungen von der Heilsordnung, welche dem menschlichen Bedürfnis so wohl dienten, zu erschüttern? Ob es nicht sogar — denn wenn die Lehre Osianders sich dadurch unterscheidet, daß die Rechtfertigung nicht, wie man annahm, ein Fürgerechterklären, sondern ein Gerechtmachen sei, so möchte sich erwidern lassen, daß dies in Gott untrennbar und eins sein müsse — ob es nicht in einem höheren Begriff doch nur ein Streit um Worte war? Auf jeden Fall setzte diese Lehre die ganze Gemeinschaft der Lutherischen in unverträgliche Bewegung.

Um so mehr, da man bald darauf, unter den Auspizien der sächsischen Herzöge, den nämlichen Streitpunkt ergriff. Daß ein alter Genosse Melanchthons, Georg Major, um einem gefährlichen Vorurteil des gemeinen Volkes, welches wenig nachdenkt, zu begegnen, nicht etwa von der angenommenen Rechtfertigungslehre abwich, sondern nur behauptete, gute Werke seien zur Seligkeit nützlich, fanden seine Gegner in Thüringen eine freche, frevele und vermessene Lehre. Sie eilten, das Gegenteil festzusetzen. Amsdorf, ein alter Freund Luthers, ließ sich zu dem Satze fortreißen, gute Werke seien zur Seligkeit sogar schädlich; ja was mehr, er fand damit Beifall; Melanchthon meint mit Recht, es werde künftigen Jahrhunderten unglaublich vorkommen. Das Haupt dieser

Partei war ein in Deutschland ausgebildeter Istrianer von Albona, Flacius (Wlacich), der sich mit dem strengsten Lehrbegriff von der Rechtfertigung unter vielen geistlichen Anfechtungen durchdrungen und schon längst eifersüchtig Melanchthons Widerpart gehalten hatte. Zuerst in der Hitze des Streites behauptete er, die Erbsünde sei die Substanz der menschlichen Seele; statt hierüber innezuhalten, setzte er nur um so ausführlicher auseinander, wie unsere Seele, vorher das Bild Gottes, der Quell der Gerechtigkeit, Tugend und Frömmigkeit, durch den Sündenfall in ein Bild des bösen Geistes umgewandelt und den Flammen der Hölle gleich geworden sei; wie wenn jemand eine reine Masse durch und durch vergifte und sie dergestalt in das Wesen des Giftes verwandle. Für so ausschweifende Meinungen fand er eine Schule zu Jena und in dem ganzen Gebiete der protestantischen Theologie Anhänger und Verfechter.

Mit freiwilliger Nachfolge aber war man noch nicht zufrieden. Flacius und die Seinen führten zu Jena eine Art von Inquisition ein, und es ist sehr merkwürdig, daß sie ihre Aufsicht mit allem Selbstbewußtsein vornehmlich auf die Unbescholtenen richteten, gegen die, „welche sonst gelehrt, ehrbar und züchtig, aber der heilsamen Lehre der Wahrheit unzugänglich seien." Weder Amt, noch Gelehrsamkeit, weder Herkunft, noch das lutherische Glaubensbekenntnis selbst, wofern es nicht mit ihren übertriebenen Meinungen völlig übereinstimmte, schützte vor ihren Ver-

folgungen. Wie wenig genoß jener Matthäus Wesenbeck die Freiheit des Evangeliums zu Jena, um derentwillen er seine Vaterstadt Antwerpen und den Dienst seines Fürsten verlassen hatte.

Nicht länger konnte denn die alte Streitfrage über das Sakrament ruhen. Von Niedersachsen aus begann man den Kampf mit Kalvin. Ist es wirklich böser Wille zu nennen, wenn die Eiferer auf das Wesen kalvinischer Beweise oder Einwürfe wenig Rücksicht nahmen und nur immer das widerlegten, wovon er selbst sagte, er bekenne es nicht. Oder war es natürliche Beschränktheit eines Verstandes, der sich der feinen Unterscheidungen nicht zu bemächtigen weiß, keinerlei Abweichung von seiner Meinung duldet und sich in dumpfer Passion für Dinge, die ihm einmal eingeleuchtet, in die Fehde wirft? Mit wie groben Händen fassen diese Leute das Geheimnis an, wie gewaltsam betastet Johann Timann zu Bremen das Mysterium des Abendmahls! Wer seine Schlußfolge, aus welcher sich ergab, daß, weil Gott allenthalben, auch das Fleisch Christi allenthalben sei, nicht sehr bündig fand, hatte seinen Haß zu erfahren, wie sein Amtsbruder Hardenberg. Der Schutz, den die Domherren diesem ihrem Amtsbruder angedeihen ließen, entrüstete den Grimm seiner Gegner. Heßhusen erklärte, „es sei eben, als wollten sie eine Mördergrube auf dem Dom anrichten, um die Bürger daselbst zu erwürgen oder eine Batterie daselbst aufpflanzen, um die Stadt zu beschießen.“

Wie dann, wenn diese Verfechter extremer Meinungen die öffentliche Gewalt zu leiten bekamen! Welch ein trostloser Anblick, jene armen niederländischen Flüchtlinge, welche die katholische Maria eben aus England verjagt hatte, wie sie mitten im Winter aus allen den niedersächsischen Städten, dahin sie den Fuß setzten, ohne Erbarmen ausgewiesen wurden. Natürlich, sie neigten sich in der Abendmahlslehre zu den Vorstellungen Kalvins.

Das ganze lutherische Deutschland war von diesen Bewegungen erfüllt. In Königsberg hat man nicht allein ausgesprengt, Osiander werde von zwei Teufeln in Gestalt schwarzer Hunde begleitet, man hat gepredigt, „der Antichrist sei in ihm erschienen." Seine Anhänger gingen mit gewaffneter Hand einher; seine Gegner spien vor denen aus, die in seiner Kirche gewesen — es waren ihre Nachbarn und nächsten Freunde. Die Universität verfiel; das ganze Land spaltete sich in Faktionen. In Jena rückten einmal zehn Fähnlein Soldaten ein, um ein paar Gegner des Flacius aufzuheben und nach dem Grimmenstein in Gewahrsam abzuführen. Eben diese wurden wieder frei und dagegen 30 Prediger aus der Zahl ihrer Widersacher zusammen abgesetzt. Der Kurfürst von Sachsen verjagte einmal sämtliche Flacianer aus Thüringen. Herzog Johann Wilhelm nahm sie sämtlich wieder auf. Zusammen kommen die Parteien empor, überwältigen ihre Gegner, werden von anderen überwältigt, die dann den Besiegten wieder

einmal Platz machen müssen. Diese geistlichen Ministerien mit ihren Oberhäuptern, leitenden Gedanken, Diskussionen sind den weltlichen Ministerien heutiger großer Staaten nicht ganz unähnlich; von der Gunst und Überzeugung des Fürsten, von der Dringlichkeit der Umstände, der Haltbarkeit der politischen Richtung, die sich leicht damit verknüpfte, ebenso abhängig.

Leider gaben diese Bewegungen keinen Stoff zu den großen Leidenschaften, welche in ihrer Äußerung ihre eigene Befreiung haben; mit den Waffen der literarischen Verleumdung, des kollegialischen Hasses, der übeln Nachrede bei Hofe und in dem Volke, Waffen, welche zwar den Leib unverletzt lassen, aber die Seele mit kleinen zahlreichen Wunden um so sicherer treffen, bekämpfte man sich.

Wie mußte Melanchthon zumute sein, der, weil er in lebendiger Anschauung lebte, von niemand begriffen ward, dem man jeden Fehltritt, zu dem man ihn gedrängt und fortgerissen, über den er sich bescheiden entschuldigt, als ein moralisches Verbrechen anrechnete! — — Endlich sah er sich dem erwünschten Tode nahe. Wiewohl noch die Väter unserer Väter die Sitte hatten, schrieb er sich die Betrachtungen seiner Seele in kleinen Sätzen auf. „Du wirst in das Licht kommen," sagte er zu sich; „du wirst Gott sehen; du wirst den Sohn Gottes anschauen." Nicht allein aber die Hoffnung auf ein zukünftiges Glück, ebenso tröstete ihn die bevorstehende Erlösung von der gegen-

wärtigen Unseligkeit. „Du wirst,“ schrieb er weiter, „von allen Mühseligkeiten, von dem unversöhnlichen Haß der Theologen wirst du befreit werden. Wie, waren sie nicht seine Schüler? Er, der Lehrer Deutschlands, der Gründer der protestantischen Theologie, er hatte sie sozusagen erzeugt und erzogen. Sie wären nicht gewesen ohne ihn. Aber den Adel seines Gemütes, seine menschenfreundliche, große Seele, den Grund, aus dem alle Einsicht und alles Wissen quillt, den hatte er ihnen nicht mitteilen können. Welch ein Leben! So reich begabt sein mit herrlichen Kräften, so edel beginnen und die rechte Bahn einschlagen, so wacker aushalten und siegreich kämpfen, die gute Sache in seiner Nation bis nahe an den entschiedenen Sieg führen; immer großgesinnt, duldsam und ohne andere Fehler, als die nun einmal eine mit feineren Sinnen ausgestattete zartere Natur bedingen; und eben um dieser willen — denn niemals verzeiht das Geschlecht der Menschen — angefallen, nicht mehr verstanden, gelästert werden, und dies alles bis in das Geheimnis der tiefsten Seele fühlen, unter den Streichen seiner eigenen Schüler erliegen, so sein zerschlagenes und gequältes Haupt nach dem befreienden Grabe neigen! — Trösten wir uns seines Trostes, daß er befreit ward, das er schaute, wonach sein gottseliges Herz immer gedurstet hatte.

Ich kann nicht anders finden, als daß diese gewaltsame Behauptung theologischer Theoreme, die doch zu Gottesfurcht, Frömmigkeit und Religion bei weitem

nicht einen so unmittelbaren und notwendigen Bezug hatten, als sie vorgaben, der großen Sache, die man verfechten wollte, nachteilig und zu der unglücklichen Wendung, welche die deutschen Dinge nahmen, eine Hauptursache wurde.

Das letzte Religionsgespräch, zu dem man 1557 nach Worms zusammenkam, war nicht so ganz ohne Hoffnung. Man war frei von Fehde und innerem Kriege; die vorwaltenden Fürsten beider Religionen waren durch ein gemeinschaftliches Interesse vereinigt; der Papst hatte durch seinen Widerspruch gegen die Übertragung der Kaiserwürde Kaiser und Reich beleidigt und die Opposition, die immer vorhanden war, neuerdings bestärkt. Eben auf diese kam es an. Hätte man sich über ein paar wichtige Artikel verstanden, so hätte man sich eine große Zukunft eröffnet. Wie sehr wünschte dies unter anderen Maximilian! Nicht ohne Schmerz muß man bemerken, daß dies Gespräch nicht an dem Streite der beiden Hauptparteien scheiterte; soweit kam man nicht einmal; es scheiterte an der Entzweiung der Protestanten untereinander. Die weimarischen Theologen brachten eine Instruktion zur Ausführung, die aus einem von Flacius dem Herzog eingereichten Bedenken fast wörtlich entnommen war. Wie hätte es anders sein können, als daß er darin auf eine Verdammung aller der Meinungen drang, die er jemals bekämpft hatte. Man sah sehr wohl, daß man hiedurch eine Spaltung unter den Lutherischen hervorbringen und den Fortgang des

Kolloquiums verhindern mußte. Man sah es, aber man war entschlossen, von der einmal angenommenen Meinung, wie ausschweifend sie auch war, um kein Jota zu weichen; da half kein Zureden, kein Nachgeben, kein Vermitteln, es kam so weit, daß sich die fünf dissentierenden Theologen mit Klagen über ihre eigenen protestantischen Glaubensgenossen an den katholischen Präsidenten dieses Kollegiums wandten und hierauf sich entfernten. Was konnte dann noch geschehen? Ich sah zu Rom eine Relation über dies Gespräch an Philipp II., in der ein gewisses Vergnügen über diesen Verlauf atmet, in der es ausdrücklich heißt: „Ihr Krieg ist unser Friede."

Den Fürsten kann man nicht vorwerfen, daß sie daran schuld gewesen seien.

Der Abschied, über den die oberländischen Fürsten unter der Leitung von Pfalz und Württemberg 1557 zu Frankfurt übereinkamen, blieb bei der Konfession und ihrer Apologie stehen, ohne späterer strengerer Formeln zu gedenken, er erinnerte die Theologen, nicht die allgemeine christliche Einigkeit ihren eigenen Leidenschaften nachzusetzen.

Der Frankfurter Rezeß von 1558, zu welchem sich die meisten Stände Augsburgischer Konfession unter den Auspizien der drei weltlichen Kurfürsten vereinigten, ließ die kalvinistische Vorstellung vom Abendmahl unverdammt; er war verständig und gemäßigt.

In dieser Zeit neigte sich, soviel ich sehe, die Mehrzahl der Gewalthaber einem weiteren Lehrbegriff zu,

der sehr wohl zu der politischen Stellung stimmte, die sie angenommen. Auf dem Fürstentag zu Naumburg 1561 war jedermann mit den Erklärungen des Kurfürsten von der Pfalz zufrieden, obwohl derselbe eine gewisse Hinneigung zu Kalvins Vorstellungen so wenig damals verleugnen konnte, als späterhin.

Allein jene Söhne des gefangenen Kurfürsten waren nicht zu beruhigen. Hatte ihnen nicht die Behauptung der reinen Lehre Land und Leute gekostet? Und sie sollten dieselbe jetzt, bei so viel geringerer Gefahr, aufgeben? Johann Friedrich der Mittlere, den sein Vater den Katechismus unter den übrigen Kindern in öffentlicher Kirche hatte beten lassen, hielt aufs strengste darüber. Dem Rezeß von Frankfurt setzte er eine förmliche Rekusation dieses, wie er es nannte, samaritanischen Interims entgegen. Wie er einmal mit seinem Schwager, dem Pfalzgrafen, und Herzog Christoph von Württemberg zu Halspach allein war, versprach er allerdings sich mit der Unterschrift der Konfession zu begnügen, seinen Theologen die Streitschriften zu untersagen und sich alsdann gegen seinen vornehmsten Gegner, Kurfürst August, als einen Freund und Vetter zu halten. Eben dies war der Anlaß zu dem Naumburger Fürstentage. Allein hier waren seine Theologen wieder um ihn; statt freundlicher Unterredung zu pflegen, erließ er eine heftige Protestation und reiste ohne Abschied weg. Trotzig, hartnäckig, unbeugsam und doch leidenschaftlicher Einflüsterung nur allzu leicht zugänglich, ging

er einem unvermeidlichen Schicksal blindlings entgegen.

Und so wogten die theologischen Streitigkeiten ungehindert weiter. Es war vielleicht der erste große Mißbrauch der Presse, die schon damals eine unwiderstehliche Macht entwickelte. Die Nürnberger waren, wie wir sahen, eine unabhängige, reiche und mächtige Bürgerschaft. Als auch sie einmal, und zwar soviel wir bemerken, ohne rechten Grund von Flacius angegriffen wurden, bedachten sie sich lange; tief fühlten sie die Beleidigung, aber sie wagten kein Wort zu sagen. So stark war ihr Gegner. Die Fürsten, welche es verstanden hatten Ruhe in dem Reiche zu stiften — denn ihre Übermacht hielt die entgegenstrebenden Leidenschaften ein — vermochten es nicht, diesen erhitzten Fehden Einhalt zu tun. Leider sind dieselben nicht ohne Bedeutung gewesen; sie haben die unglücklichsten Folgen, und zwar zunächst für die Protestanten, nach sich gezogen.

Tag für Tag schärften, bestimmten, schieden sich die Lehrmeinungen mehr; es kam endlich zu einem Gegensatze der gleichartigen Systeme.

Wenn man betrachtet, wie die protestantischen Parteien noch nach Luthers Tode trotz der schweizerischen Abweichungen ziemlich als eine einzige angesehen werden konnten und wie sie dann in jenen wichtigsten Punkten, der Lehre von der Rechtfertigung und dem Abendmahl, und von ihnen aus weiter zerfielen; wenn man dann die Entwickelung mit einem kurzen Worte

bezeichnen wollte, so könnte man, dünkt mich, sagen, daß der eine Teil in dem einen, der andere in dem anderen die extreme Ansicht ergriff.

Als die Lutheraner in der Lehre von der Rechtfertigung, von der Annahme des absoluten Ratschlusses Gottes die Menschen selig zu machen, zu dem partikularen fortgehen sollten, hielten sie inne; die Art und Weise, beide ohne Anstoß zu vereinigen, fühlten sie, deuteten sie mehr an, als daß sie dieselbe ausgeführt hätten; sie ertrugen es, nicht völlig konsequent zu sein. Ohne sich irren zu lassen, ging dagegen der entschlossene Kalvin zu der harten und herben Lehre von der Prädestination fort. „Prädestination," sagt er ohne einige Milderung, „nennen wir den ewigen Beschluß Gottes, kraft dessen er bei sich festgesetzt hat, was mit jedem Menschen geschehen solle. Denn nicht alle werden mit denselben Anlagen geboren. Einigen ist das ewige Leben, anderen die ewige Verdammnis vorherbestimmt." Es ist schwer, daß das persönliche Gefühl der Freiheit sich hiemit einverstehe. Dennoch ward dies die Unterscheidungslehre seiner Partei, dem Stifter der lutherischen Konkordie gegenüber verfocht sie noch einmal der alte Beza.

In der Lehre von dem Abendmahl faßte die entgegengesetzte Entwickelung Platz. Kalvin, der weder das Geheimnis fallen lassen, noch die etwas sinnlichen Vorstellungen Luthers annehmen wollte, kam auf den Begriff der geistigen Substanz und der geisti-

gen Mitteilung. Die Lutherischen dagegen beharrten ohne Wanken bei den Buchstaben der Einsetzungsworte. Jene schneidenden Behauptungen, wie sie ein Timann gegen Hardenberg geäußert hatte, bildeten sie zu der Lehre von der Idiomenkommunikation, nach welcher die Eigenschaften der göttlichen Natur in Christo in die menschliche ausgegossen sind, und mithin von der Allenthalbenheit auch der menschlichen aus, einer Lehre, welche dem Gemeingefühl des Menschen nicht minder widerspricht, als jene dem persönlichen.

So setzten sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Konfessionen einander völlig gegenüber. Es kam hinzu, daß die beiden Kirchen sich auch in der Verfassung wesentlich unterschieden.

In unserem Vaterlande fingen sie an sich beide geltend zu machen. Man weiß, welchen Anteil die doch vielleicht hauptsächlich nur aus persönlichen Reibungen hervorgegangenen Zänkereien des Heßhusen zu Heidelberg daran hatten, daß die Pfalz sich immer deutlicher und entschiedener von den Lutherischen absonderte. Unberechenbar ist die Wirkung, die dies auf Deutschland gehabt hat. Sogleich auf dem ersten Reichstage Maximilians II., 1566 zu Augsburg, begann sie hervorzutreten.

Die Protestanten drangen auf die Freistellung der Religion. Glücklich, wenn sie einmütig gewesen wären! Allein wenn unter anderen Pfalzgraf Wolfgang eben jenen Heßhusen, den der Kurfürst von der Pfalz ver-

jagt hatte, als seinen Rat mitbrachte, wenn dann diesem Kurfürsten die rechtliche Teilnahme an den Zugeständnissen des Religionsfriedens von seinen Glaubensgenossen streitig gemacht wurde, konnte dies anders als der Einwirkung der ganzen Partei auf Kaiser und Reich nachteilig sein? Gerade die Forderungen dieses Kurfürsten waren die entschiedensten.

Und während es zwischen den Protestanten zu einer völligen Spaltung gekommen sein würde, wenn nicht August von Sachsen, der in derselben nur den Vorteil seiner Vettern von Gotha sah, die er so sehr haßte, sie aus allen Kräften verhindert hätte, waren die Katholiken einmütiger als jemals.

Nicht allein die Anwesenheit einiger geschickten päpstlichen Nuntien hielt sie zusammen. Sie hatten auch ein bestimmtes Gefühl einer neuen Konsistenz. Das Tridentinische Konzilium war geendigt; es hatte über die streitigen Lehren im Sinne des alten Systems entschieden; es führte eine strengere Kirchenzucht ein; allmählich wurden seine Schlüsse auch in Deutschland angenommen. In Rom gründete man ein Seminar des modernen Katholizismus für Deutschland, aus welchem junge Deutsche mit wohlbedachter Unterscheidung zum Teil für die höheren Würden, zum Teil für das Lehramt gebildet, hervorgingen.

Während nun die Protestanten in zwei Parteien zerfielen und wohl Fortschritte machten, aber mehr eine Partei wider die andere, als gegen ihre gemeinschaft-

lichen Widersacher, setzte sich der Katholizismus wieder fest und in den Besitz eines abgesonderten Gebietes.

Deutschland wurde der Kampfplatz der drei Meinungen und Systeme.

Unternehmungen Maximilians.

Auch mit dem besten Willen hätte Maximilian die Freistellung nicht gewähren können, da die Majorität entschieden dawider, die fordernde Minorität in sich selber entzweit war.

Es fragte sich nun, ob er stark genug sein würde, die entzweite Nation von dem Ausland abzuschließen, ob er ihr vielleicht sogar durch eine große Unternehmung einen den Entzweiungen überlegenen Schwung mitzuteilen vermöchte.

Dies zu versuchen, zögerte Maximilian nicht lange. Immer hatte es ihn gedrückt, daß man den Mut wider die Türken verloren, daß man sie nicht allein im Besitz eines so großen Teils von Ungarn ließ, daß man ihnen sogar einen Tribut von 30 000 Dukaten zahlte, nur damit die kaiserlichen Slavonier und Kroaten ihre unter türkische Botmäßigkeit geratenen Besitztümer benutzen dürften. Er schrieb diesen schlechten Erfolg mehr der Schwäche des Widerstandes als der Stärke des Angriffes zu. Er glaubte dem Grafen Nikolaus Zrinyi, der ihm vorstellte, die wahre Macht der Türken entspreche mitnichten ihrem Rufe; habe man nur 70 000 Mann beieinander, so könne man sie mit Gottes Hilfe besiegen. Dies auszuführen,

war der Ehrgeiz seines für Großtat und Ruhm empfänglichen Gemütes.

Man kann nicht sagen, daß Maximilian den Wiederausbruch des Krieges absichtlich veranlaßt habe; so viel aber ergibt sich, daß er ihn nicht verhinderte.

Noch lebte Soliman. Er fühlte sich nicht allein politisch gereizt; seine Tochter Mirmah und Scheik Nureddin fügten religiöse Beweggründe hinzu; er erhob sich, um die Pflichten des heiligen Krieges zum dreizehnten Mal zu erfüllen; noch einmal begleiteten ihn seine Poeten mit ihren Wünschen, die ihnen so oft gewährt worden, „daß er sich schaukeln möge, gleich dem Zypressenzweig, im Winde des Sieges." So in der Mitte seiner Pforte, seiner Lehnsleute und ihrer Gefolge — alle seine Sklaven — brach er auf wider Deutschland.

Ohne Murren, einmütig, wogte diese Menge der reisigen Sklaven heran; die Deutschen verstanden leider nicht sich freiwillig wider dieselbe zu vereinen.

Gerade der Adel, dem es zugekommen wäre, sein Rittertum wider dieselben zu beweisen, war in einer allgemeinen und lebhaften Gärung gegen die allerdings in starkem Anwachs begriffene Fürstenmacht. Vornehmlich der mächtigste von allen, August von Sachsen, war ihm verhaßt. In dieser Gesinnung fand Wilhelm von Grumbach, nach manchen Gewaltsamkeiten, die er begangen, auch nachdem die Reichsacht über ihn ausgesprochen worden, Anhalt und Hoffnung. Hierauf gestützt, wendete er sich an jenen Jo=

hann Friedrich, der sich wider Kaiser und Reich, wider die ganze bestehende Ordnung, wider die Protestanten so gut wie gegen die Katholiken, vorzüglich aber wider Kurfürst August in Opposition befand. Es mochten Hirngespinnste sein, die man ihm vorspiegelte, die Rückgabe des Kurhutes, ja seine Erwählung zum Kaiser auf freiem Felde durch die Ritterschaft; so viel ist gewiß, daß die Aufregung des Adels alle deutschen Landschaften in Bewegung erhielt. In dem Augenblicke, daß man wider die Türken zu ziehen unternahm, bereitete man sich zugleich zu einem inneren Kriege vor.

Nichtsdestominder war Maximilian besser unterstützt als so leicht kein anderer Kaiser vor ihm. Der Reichstag hatte ihm eine stattliche Hilfe gewährt; schon standen ihm zwei bedeutende Heere, unter Salm und Schwendi, bei Komorn und Kaschau. Wohlgerüstet, von vielen deutschen Fürsten und Herren begleitet, brach er selber von Wien auf. Auf dem Felde von Raika erwarteten ihn die Ungarn. Er hatte ein Heer, zahlreicher als es Zrinyi früher gefordert.

Überdies war dies nicht allein ein ungarisch-deutscher Krieg. Die gesamte Christenheit sah ihn noch einmal als einen gemeinschaftlichen an. Die Herzöge von Toskana und von Savoyen, sonst feindselig gegeneinander gesinnt, sendeten beide ihre Mannschaften; die Herzöge von Mantua und Ferrara erschienen selbst mit stattlichem Reitergefolge; dem jungen Guise folgte kriegslustiger Adel von Frankreich; Jo-

hann Smith, Neffe des Johann Seymour, Philipp Butshide und andere kamen aus England; es fehlte nicht an kühnen Polen; alle die, welche eben in Malta Widerstand geleistet und von einem einzigen Kampfe mit den Osmanen nicht gesättigt waren, erschienen, um ihr Glück nochmals wider sie zu versuchen.

Daß es Maximilian gelungen sein möchte, diese allgemeine Bewegung durch einen glücklichen Fortgang in eine beständige Richtung zu verwandeln!

Allein er rückte langsam heran und schlug sein Lager bei Raab auf. Zum Angriffe wollte er nicht schreiten: er ließ es seine ganze Sorge sein, den Feind wohlgerüstet zu erwarten.

Dieser übte seine alte Kriegskunst und warf sich auf die nächstgelegenen Festungen, entschlossen, sie um jeden Preis zu erobern. Wie damals auf Sziget.

War man nicht verpflichtet, dem tapferen Zrinyi, der es verteidigte, einem Manne, der nicht um Sold diente, der längs der Küste des Adriatischen Meeres ein reiches Erbe besaß und alle Tage seinen eigenen Vertrag mit den Türken schließen konnte, zum Entsatz herbeizurücken?

Hätte man es doch versucht! Soliman unterlag seinem Alter, seinen Anstrengungen und dem Klima von Sziget, noch ehe es gewonnen war. Hätte man, wie man konnte, ja wie man sollte, sein Lager damals angegriffen! Ein dem Christentum geneigter Derwisch zeigte selbst seinen Tod an, aber man glaubte

ihm nicht; man blieb, ohne einen Schritt zu tun, vor Raab stehen.

Jene einfach dreiste Verschlagenheit des Wesirs, dem Heere den Tod des Sultans verborgen zu halten, trug den Sieg über alle Geistesgaben unseres Kaisers davon.

Es ist doch eine andere Kraft, das Vermögen der vollbringenden Tätigkeit, als alles Talent des auffassenden, durchdringenden Verstandes. Wie selten ist eine vollkommene Vereinigung von beiden. Auch gehört Übung und eigen erworbene Kenntnis des Feindes dazu, um ihm, wie er fordert, zu widerstehen. Dem Zrinyi half es nichts, daß er sich so lange und so tapfer gewehrt, daß er so viele Stürme abgeschlagen hatte. Es ist wahr, nie starb ein Kriegsmann ruhmwürdiger; aber er starb, und das Bollwerk, das er verteidigt hatte, fiel in die Hände des Feindes. Der Erfolg, der dem lebenden Soliman so vollkommen günstig gewesen, blieb ihm selbst im Tode getreu.

Indessen ermüdete der harte, unfreudige, erfolglose Dienst im deutschen Lager die streitlustigen Mannschaften. Als die Türken, die man noch immer erwartet hatte, sich nach vollführter Absicht zurückgezogen, trat auch das große Heer den Rückweg an, ohne irgendeine nennenswerte Tat ausgeführt, ja ohne den Feind nur recht gesehen zu haben.

Der Kaiser sah sich zu einem ganz anderen Frieden genötigt, als welchen er erwartet hatte; er mußte ihn trotz einiger Vorteile, die Schwendi im nächsten

Jahre erfocht, wieder erkaufen; er mußte den Tribut der 30 000 Dukaten ferner zahlen, er mußte Sziget und Gyula samt ihrem ganzen Gebiete fahren lassen. Und doch fand man diesen Frieden nicht unehrenhaft. So sehr war der Mut der Kriegsvölker den Türken gegenüber, das Vertrauen auf das Glück des christlichen Namens neuerdings gefallen. Den Türkenkrieg wieder aufzunehmen, konnte Maximilian selbst durch eine so große Gelegenheit nicht wieder bewogen werden, wie die Liga zwischen Spanien, Venedig und dem Papst, oder durch einen so großen Erfolg, wie der Sieg von Lepanto war.

Auch nahm jener kriegerische Geist, der unsere Nationen immer belebt hat, schon in dem nächsten Jahre entschieden eine andere Richtung.

Die Ankunft Albas in den Niederlanden brachte zwar die dortige Bewegung zu einer augenblicklichen Betäubung; allein sie regte den Westen von Europa um so mehr auf. Man schlug sich in Schottland. In Frankreich kam es zu den gefährlichsten inneren Kriegen, die dieses Land jemals erlebt hat.

Für uns wäre es darauf angekommen, den Nachwirkungen, welche diese Kämpfe durch die Verzweigung der Parteien auch in Deutschland hervorbringen mußten, so viel als möglich vorzubeugen und uns nicht zu Verfechtern und Teilnehmern an einer Fehde zu machen, die uns wenig anging.

Allein wenn Wolfgang von Zweibrücken ein stattliches Heer den Protestanten zu Hilfe nach Frank-

reich führte, so hatten auch die Gegner deutsche Truppen. Bei Montcontour stritt ein Nassau wider einen Mansfeld.

Wie sehr mußte die Unordnung dieser Kriegszüge, mußte das deutsche Blut, das die Deutschen im Ausland vergossen, zu Hause nachwirken, da doch die Religion, welche dort der Anlaß war, auch hier streitig blieb.

Maximilian machte einen Versuch, einem so großen Übelstande abzuhelfen; auf dem Reichstage zu Speier im Jahre 1570 trug er darauf an, den Kriegswerbungen der ausländischen Fürsten Einhalt zu tun und gegen einen Landfriedensbruch, der durch die Frechheit des gardenden Kriegsvolkes so leicht veranlaßt werde, Rüstkammern in jedem Kreise einzurichten und eilende Hilfe vorzubereiten. Soweit unterschied sich sein Vorschlag nur wenig von früheren Anordnungen, soweit ließ sich, wenn nicht auf strenge Ausführung, doch im allgemeinen auf die Beistimmung der deutschen Fürsten zählen. Allein Maximilian ging einen Schritt weiter. Er fügte hinzu, nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Kaisers solle man künftig fremden Fürsten zuziehen dürfen; über die eilende Hilfe solle ein allgemeiner Kriegsoberst gesetzt werden. Dies widersprach dem Begriff, den die Fürsten von der deutschen Freiheit hatten; am lautesten widersetzte sich Johann Wilhelm von Sachsen. Die Absicht, einen bleibenden Kriegsobersten anzustellen, erregte sogar einen gewissen Unwillen.

Auch Schwendi, der zu der Stelle des Kriegsobersten auserſehen zu ſein, und Zaſius, der mit ihm Anteil an dem Plane zu haben ſchien, bekamen dieſe Mißgunſt zu fühlen. Wir vernehmen, der Kaiſer hätte viel darum gegeben, einen ſolchen Vorſchlag niemals gemacht zu haben.

Wie aber? Wäre es auch damals noch zum allgemeinen Beſten geweſen, ihm eine ſolche Macht anzuvertrauen? Hatte er ſich denn ſelbſt von einer einſeitigen Verbindung mit dem Ausland ſo ganz frei gehalten?

Veränderte Stellung Maximilians.

Allmählich nehmen wir eine Veränderung in der politiſchen Haltung des Kaiſers wahr, eine Veränderung, welche mit der Entwickelung ſeiner religiöſen Meinung enge verwebt iſt.

Zwar wenn man behauptet, Kardinal Hoſius habe ihn zum Katholizismus zurückgebracht, ſo weiß ich mich davon nicht zu überzeugen. Hoſius deutet es mehr an, als daß er es ſagen ſollte; in den Berichten von ſeinen Geſprächen ſagt er nur, er habe geglaubt, Eindruck zu machen, es habe geſchienen, als ſei Maximilian ergriffen geweſen. Und auch dies ſogar könnte man bezweifeln. In einem ſeiner Briefe erzählt Maximilian, er habe nicht Luſt gehabt, mit Hoſius tiefer einzugehen, er habe es vorgezogen, ihn bei ſeinen Behauptungen zu laſſen. War es etwa nichts als dies Stillſchweigen, was ſich der Kontroverſiſt

so günstig auslegte? Wenigstens sind jene schneidenden Äußerungen des Fürsten über das Konzilium von späterer Zeit. Im Jahre 1560 soll ihn Hosius bekehrt haben; noch 1561 fragte Maximilian bei verschiedenen protestantischen Fürsten an, welche Hilfe er erwarten könne, falls er um der Religion willen verfolgt, ja verjagt werde. Damals hielt er sich noch als der starke Löwe, der heldenmütige Daniel, wofür ihn sein Hofprediger erklärt hatte.

Doch will ich nicht leugnen, daß Hosius einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht habe. Wenigstens war es gerade die verwundbarste Stelle des Fürsten, bei der er ihn am unabläſſigsten angriff.

Die unglückseligen Streitigkeiten der Protestanten untereinander waren demselben lange verhaßt. In allen seinen Briefen an Herzog Christoph dringt er auf eine Vereinigung in der Lehre, die dem Papsttum ans Leben greifen werde. Er sagt, ihm werde bei so vielerlei Meinungen die Weile lang, man gebe damit dem Feinde das Schwert in die Hände, es sei nichts, worüber derselbe so sehr triumphiere. In seinem einsamen Nachdenken ging er damit in sich selber um. Man erinnert sich, daß er einmal Melanchthon elf Fragen vorlegen ließ; es ist bedeutsam, daß die drei ersten derselben sich auf die Möglichkeit einer Schlichtung von Glaubensstreitigkeiten beziehen. Von dem Gedanken einer Einheit der Kirche konnten sich edle Gemüter am schwersten losreißen. Von dieser Seite, wie gesagt, griff ihn Hosius an.

Dinge, wie die Abweichung der geänderten Augsburger Konfession von der ungeänderten, der Widerspruch, in den die bedeutendsten Protestanten mit sich selber geraten seien, die Ärgerlichkeiten der Anfälle eines Wigand und Gallus auf Melanchthon stellte er ihm hauptsächlich vor, er brachte die erbitterten Streitschriften mit, die von der neuesten Messe angekommen waren. Eben diesen Weg schlugen alle Anhänger des Katholizismus bei dem Kaiser ein. Chyträus wiederholt den Protestanten, nichts schade ihnen bei demselben mehr, als dies ihr kadmeisches Kämpfen untereinander, diese täglich wachsende Heftigkeit, diese Anarchie ihrer Kirchen.

So weit zwar brachten es diese Vorstellungen nicht, daß Maximilian völlig auf die andere Seite getreten wäre. Allein so weit doch, daß er in dem Mißbehagen, das die inneren Entzweiungen der Protestanten in ihm hervorbrachten, dem eben hierauf gegründeten Andringen der Gegner weniger Widerstand entgegensetzte. Er bequemte sich, einen Hofprediger anzunehmen, Zitthard von Aachen, der, obwohl er nur zu den sehr Gemäßigten gehörte, doch für katholisch gehalten ward, und wohnte alle Sonntage der Messe bei.

Allmählich entwickelte sich in diesem Fürsten — er war einer der ersten — das Bedürfnis, das Gefühl der Toleranz, zwar allerdings nicht einer allgemeinen, aber der beiden Hauptparteien nebeneinander. Den Forderungen des Papstes, die Evangelischen zu unterdrücken, gab er nicht nach. Aber auch

seinen evangelischen Ständen, welche die Verjagung der Jesuiten forderten, wußte er zu antworten, seines Amtes sei nicht, Jesuiten zu vertreiben, sondern die Türken. Es war eine leise Erweiterung dieses Gedankens, daß er zwischen katholischer und römischer Kirche unterschied. Er befahl ausdrücklich, die Doktoren bei der Wiener Universität nicht mehr auf die Gemeinschaft der römisch-katholischen, sondern nur der katholischen Kirche zu verpflichten.

Allein in welches Jahrhundert war er mit dieser seiner Gesinnung gekommen! Wie tief bewegten ihn die blutigen Auftritte in Frankreich und den Niederlanden. Wie sehr beklagt er sie in jenem schönen Briefe, den er an Lazarus Schwendi erließ. „Religionssachen," sagt er, „könne man nicht mit dem Schwerte richten. Kein Ehrbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender werde das sagen. Das Schwert der Apostel sei die Zunge, die Lehre und der christliche Wandel gewesen. Leider gehe es auf der Welt so zu, daß man wenig Lust und Ruhe dabei habe."

So erhob er sich zu immer gemäßigteren, reineren, milderen Gesinnungen. Allerdings, wenn irgendeinem anderen, so war es ihm natürlich. Er stand nun einmal zwischen Protestanten und Katholischen, keinen entschieden angehörig, in der Welt.

Sich in einer solchen Stellung zu behaupten, ist kein Werk einer schwachen Natur; mir scheint, es gehöre der entschiedenste, kraftvollste Wille dazu.

Die Welt liebt und bewundert am meisten einsei-

tige Richtungen, weil sie zu namhaften Erfolgen zu führen pflegen. Ohne Zweifel aber wird noch größere Kraft erfordert, eine gemäßigte Meinung in der Mitte heftiger Parteien unter widerstreitenden Ansprüchen geltend zu machen und durchzusetzen.

Ob aber auch Maximilian diese moralische Stärke besaß?

Anfangs war er offenbar der protestantischen Partei auch politisch zugetan. Jeder Verfolgte fand bei ihm Aufnahme und Unterstützung. Mit allen Untertanen Philipps II., welche die Opposition wider die katholische Richtung hielten, die dieser Fürst einschlug, hatte er geheimes Einverständnis; er war auf der Seite Oraniens und Egmonts. Dies war ihm sogar in deutschen Verhältnissen nützlich, da der erste mit Sachsen, der andere mit der Pfalz in naher Verbindung stand.

Daß sich dies änderte und zwar rascher und vollkommener, als man hätte vermuten sollen, dazu trug ein Ereignis am meisten bei, das sonst nicht in diese Reihe von Begebenheiten zu gehören scheinen sollte: die Katastrophe des Prinzen Don Carlos.

Der Tod des Erben von Spanien gab der deutschen Linie des Hauses Österreich eine neue Beziehung zu jener Monarchie. Da König Philipp den Plan faßte, sich mit einer Tochter Maximilians zu verheiraten und seine Infantin an einen Sohn desselben, so mußte die Monarchie auf die eine oder andere Art an die Erben des Kaisers kommen.

Auf diesen machte das einen um so größeren Ein-

druck, da er schwächlich von Natur, keineswegs eines langen Lebens gewiß und mit einer großen Familie beladen war.

Indem ihm aber Philipp dies vorstellte, verschwieg er ihm nicht, wozu es ihn verpflichte. Er machte ihn darauf aufmerksam, daß die spanischen Reiche, schon an sich nicht sehr geneigt, fremde Fürsten anzunehmen, die Vermählung einer Infantin mit dem Sohne eines ketzerischen Kaisers schwerlich gestatten würden. Er selbst würde sich ein Gewissen daraus machen, da das Seelenheil einer ganzen Nation sich hieran knüpfe. Auch würde er nicht die Tochter des Kaisers, sondern wieder eine französische Prinzessin zur Gemahlin suchen.

Ich weiß nicht, wie Maximilian dies aufnahm; immer haben seine protestantischen Freunde gefürchtet, er möge sich von Hoffnung und Gefahr allzusehr irren lassen; soviel ist nicht zu leugnen, daß seine ganze Politik allmählich eine andere Richtung nahm.

„Ich kann mit Grund der Wahrheit versichern," sagt Micheli 1571, „daß ich in Sr. Majestät eine große Veränderung wahrgenommen habe. Wenn er sich früherhin und bis zum Tode des Prinzen Karl als einen Nebenbuhler des Königs von Spanien zeigte und von demselben bei jeder Gelegenheit nicht eben sehr ehrenvoll sprach, so hat er jetzt eine andere Manier angenommen und redet von ihm nicht anders, als mit dem größten Respekt."

Und so knüpften sich allmählich die Bande wie-

der, deren Lösung für Deutschland so vorteilhaft gewesen.

„Gegenwärtig," fährt Micheli fort, „tut man von seiten des Kaisers nichts, ja man denkt nichts, man faßt keinen Plan, sei er groß oder klein, der nicht den Spaniern mitgeteilt, mit ihnen beraten würde; wie sie bestimmen, ja oder nein, so wird es ausgeführt."

Schon dies näherte den Kaiser, wie sich von selbst versteht, allen Katholiken und dem Papste. Das geschah aber auch unmittelbar. Der Kaiser hatte Aussicht, die Krone von Polen entweder für sich oder für einen seiner Söhne zu erlangen: nur durch Beistimmung und Unterstützung des Papstes und seiner Legaten vermochte er es.

Nach diesen Verhältnissen gestaltete sich nunmehr die deutsche Politik. Der Kaiser neigte sich immer mehr zu den katholischen Ständen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß es für einen Kaiser nützlich sei, katholisch zu bleiben; würde er offen zum Protestantismus übergehen, so würden auch die Prälaten es schon um deswillen tun müssen, um nicht völlig unterdrückt zu werden; alles wäre dann eine einzige Partei, einer würde so viel bedeuten wie der andere und der Kaiser schlechthin nicht mehr, als er nach den beschränkten Kräften seines Erblandes vermöge. Für ihn war es nützlich, das Haupt einer Partei zu sein. Sie in Pflicht zu halten, dazu bediente sich Maximilian jetzt des Ansehens König Philipps, nicht mehr wie einst der Gegner desselben.

Sehr wohl bemerkte man dies in Deutschland; man hielt einen Fürsten, der so gar nicht die Erwartungen befriedigte, die er erregt hatte, für unzuverlässig; das Vertrauen kehrte sich in Argwohn um; man hegte Besorgnisse von geheimen Anschlägen und verderblichen Verbindungen aller Katholiken, zu denen der Kaiser sich einverstehe.

Es ist ein ausführliches Bedenken Schwendis über die Regierung des Reichs unter den damaligen Umständen übrig, in welchem er vor allen diesen Punkt entwickelt: „Darum habe die ganze deutsche Nation den Kaiser mit Frohlocken empfangen, weil man von Jugend auf ein gut deutsch aufrichtiges Herz bei ihm gespürt. Jetzt aber, seit er dem Unwesen in den Niederlanden nicht Einhalt getan, seit man glaube, er handele mehr aus Rücksicht auf fremde Potentaten, als auf das Beste des Reiches, werde das Mißtrauen in der einen Partei immer stärker, ohne daß es doch in der anderen Partei unterdrückt werden könne. Es könne leicht etwas geschehen, was das glostend Feuer wie ein jäher Wind entzünde und anblase."

Von den Landeskirchen
und dem Anfange der Herstellung des Katholizismus.

Nein, sobald als man dies erwarten mochte, geschah es nicht; vorher hatten die Dinge noch Raum, sich auf ihre eigene Art und Weise zu entwickeln.

Es war keine Vergleichung der Religion gestiftet;

es war keine allgemeine Anordnung getroffen, um die unvermeidlichen Reibungen zu verhüten; man hatte der Tatkraft der Nation weder eine neue und überwiegende Richtung gegeben, noch sie gegen das Ausland abgeschlossen; die Wogen der allgemeinen Bewegung schlugen in Deutschland hin und wieder.

Zunächst setzten sich dann die streitenden Kräfte in den einzelnen Fürstentümern, in denen sich das Bedürfnis von Einheit am unmittelbarsten geltend machte, auseinander.

Allenthalben, auch da, wo man die Sachen ruhiger schlichtete, war es eine ganz neue Vereinigung von Kirche und Staat, von theologischen und politischen Interessen, wodurch die Verfassungen bestimmt wurden. Nähern wir uns einen Augenblick diesen Einzelheiten.

Man weiß, wie eng Reformation und Landeseinrichtungen in Württemberg zusammenhingen. Eben darauf beruhte die Verfassung, daß sich die nunmehr lutherischen Prälaten mit der Landschaft vereinigten, die Schulden zu übernehmen; daß der Überschuß aus dem Kirchengute, dessen man sich hiezu so gut zu bedienen wußte, zu gemeinschaftlicher Verwaltung der beiden Stände gestellt ward. Auf dem Landtag von 1565, wo man nach langen Bemühungen sich endlich hierüber verglich, bestätigte zugleich der Herzog Konfession und Kirchenordnung zu ewigen Zeiten: „falls er selber eine Änderung vornehmen wolle, so solle man nicht verpflichtet sein, in solche zu willigen:“

und hierauf richtete sich dann der Ausschuß der Landschaft in einem eigenen Hause mit einem Gewölbe zu der geheimen Truhe für die Kasse ein. Die Landesverfassung kam in Übung, die bei dritthalb Jahrhunderte hindurch Württemberg ausgezeichnet hat. Man bemerke, daß sie durch eine Vereinigung des Fürsten und seiner Stände in dem nämlichen Interesse zustande kam. Meister Kaspar Wild, der hiezu so viel beigetragen, war zugleich der Rat des Fürsten und der Landschaft.

In anderen Gebieten, z. B. in Braunschweig, wo das Land nach langem Harren endlich einen protestantischen Fürsten erhielt, war es nicht schwer, dies nachzuahmen.

Merkwürdiger ist, daß etwas Ähnliches zuweilen auch da geschah, wo sich Fürst und Land in dem wichtigsten Punkte, dem Glauben selbst, doch eigentlich nicht vereinigten wie in Österreich. Freilich gehörte dazu ein so gemäßigter Fürst, der seine Stellung zwischen den Parteien nahm, wie Maximilian II.

Es war eine Übereinkunft, den Vergleichungen in protestantischen Ländern nicht ganz unähnlich, wenn auf der einen Seite Maximilian seinen Ständen von Herren und Ritterschaft verstattete, den Gottesdienst der Augsburger Konfession gemäß einzurichten, diese dagegen sich durch einen förmlichen Reversbrief verpflichteten, keine andere Lehre zu dulden, als welche die Augsburger Konfession enthalte, keine andere Zeremonie anzunehmen, als die neue Agende aus-

weise. Der Kaiser hatte den entschiedensten Widerwillen gegen alles, was er Sekte nannte. Die Agende hat er nicht allein angeordnet — er gab ihrem Verfasser, Chyträus, die Weisung, von dem Papsttum so viele Zeremonien beizubehalten als möglich — er hat sie selbst durchgesehen und verbessert. Nicht im Widerspruch mit dem Landesherrn, sondern unter seiner wohlbedachten Leitung wurde die neue Lehre in Österreich eingeführt. Freilich schloß sie sich dem Interesse desselben auch noch sehr wohl an. Derjenige Teil seines Landesadels, der die Prinzipien der neuen Lehre auf fremden Universitäten eingesogen, hatte sich daselbst auch übrigens zu größerer Geschicklichkeit ausgebildet, als sich die Zurückgebliebenen zu erwerben wußten, und, zurückhaltend in der einen, brauchbar in der anderen Hinsicht, alle Landeskollegien eingenommen und mit seinen Anhängern erfüllt. Hier nun machte er die Rechte des Staates gegen die Kirche geltend; es war ihm leicht, Kaiser Maximilian, der ohnehin dazu neigte, zu überzeugen, daß er berechtigt sei, geistliche Güter auch ohne Vorwissen des Papstes und der Bischöfe zu veräußern. Beinahe wie in protestantischen Ländern verschenkte und versetzte man die Klöster; nicht viel anders als in Württemberg nötigte man diejenigen, die man verschonte, den Überschuß ihres Einkommens an die Kammer zu zahlen. Auch hier ward Verwaltung und Stände, wie das in deutschen Gebieten immer der Fall gewesen ist, enge vereinigt.

Jedoch scheint dies nur da stattgehabt zu haben, wo der Protestantismus an die Stelle der bereits in sich verfallenen alten Einrichtungen trat.

Sobald man innerhalb des Protestantismus selbst in Entzweiungen geriet, kam man nicht ohne Kampf auseinander, einen Kampf, in welchem dann der Stärkere, wie zu geschehen pflegt, den Platz behielt.

Nicht mit dem Tode Osianders war es, daß die Anhänger desselben im Herzogtum Preußen verfielen; es erwartete sie ein anderes Geschick. Geraume Zeit nachher gelang es ihnen noch einmal, zugleich in der Kirche und in dem Lande mächtig zu werden. Johann Funk, Schüler Osianders, war zugleich Hofprediger und Beichtvater, Rat und Schatzmeister des Herzogs. Er benutzte seine Stellung, um den Exorzismus aus der Taufe zu verbannen und überhaupt eine neue Kirchenordnung einzuführen. Allein er begnügte sich damit nicht. Herzog Albrecht ertrug die Beschränkung, die er sich durch seine beiden Gnadenprivilegien selber aufgelegt, doch nur mit Unwillen. Er sah sich von seinem Adel nicht viel anders eingeschränkt, als es einst der Hochmeister von dem Kapitel gewesen war. In dieser Bedrängnis kamen ihm die Osiandristen zu Hilfe. Funk wußte die mächtigen Regimentsräte zu verdrängen und die Landesverwaltung in die Hände seiner Freunde zu bringen. Er ließ Abgaben fordern und Truppen werben. Der Herzog schloß sich an die Bürger; seine Gemahlin fing an bürgerliche Kleidung zu tragen.

Wie konnte man erwarten, daß sich der Adel nicht hier widersetzen würde. Er war entschlossen und kannte die Mittel.

Er bewirkte, daß eine polnische Kommission ins Land gesendet wurde; diese Kommission überließ dem kneiphofischen Gerichte, d. i. dem Adel selbst, den Austrag der Mißhelligkeiten.

Hierauf mußte Funk, samt seinen Freunden, mit dem Leben büßen. Wie er zugleich kirchliche und politische Neuerungen gemacht, so hob sie der Adel miteinander auf. Es hängt sehr gut zusammen, daß nunmehr auf der einen Seite die Gesamtheit der Privilegien des Adels bestätigt, das Recht, unbewilligte Auflagen zu fordern, dem Herzog völlig abgesprochen und eine Art von Aufsicht über ihn angeordnet wurde, und daß man auf der anderen die vertriebenen Prediger wieder berief, — eine streng lutherische Formel festsetzte und im Jahre 1567 die Verordnung veranlaßte, daß ferner niemand, der sich dieser Formel nicht füge, ein geistliches, ja nicht einmal ein weltliches Amt erhalten dürfe; — alle Einwohner hohen und niederen Standes sollen bei derselben zu ewigen Zeiten verbleiben.

Auch in Sachsen, im Schoße des Protestantismus, traten innere Entzweiungen ein. Die antikalvinistischen Bestrebungen des Kurfürsten August hängen ohne Zweifel mit seiner auswärtigen Politik zusammen. Wir werden darauf zurückkommen. Jedoch möchte ich nicht sagen, daß sie nicht auch zu der Landesverwal-

tung einen besonderen Bezug gehabt hätten. Wenn man bemerkt, daß der bedeutendste Mann, der in diese Unruhen verwickelt ward, Dr. Georg Cracau, zugleich eine Änderung des Rechtszustandes überhaupt hervorzubringen und namentlich durch die Konstitutionen, die er von seinem Fürsten verkündigen ließ, deren Fabrikator er sich selbst nannte, dem römischen Recht ein entschiedenes Übergewicht über das einheimische Herkommen zu verschaffen beabsichtigte; wenn man ferner wahrnimmt, wie große Gärung dies bei dem Adel und in den Stadträten veranlaßte, und wie hartnäckig er nichtsdestominder darüber hielt, so sollte man vermuten, daß seine großen Unfälle damit zusammengehangen. In Leipzig waren hierüber alle Doktoren des Rechts aus der Ratstube verdrängt worden. Eben der Bürgermeister Rauscher, der seine Gewalt hiedurch gründete, hat darauf an dem Prozesse der Verhafteten einen großen Anteil gehabt. Nach dem Falle desselben hat man die alten herkömmlichen Ordnungen den Städten wiederum nachgesehen.

Unter solchen Umständen, in so eigentlichem Kampfe, mußte sich natürlich die Sache auch zuweilen zu einem entgegengesetzten Ergebnis entscheiden. Nicht die Aristokratie und die orthodoxe Lehre, wie im Herzogtum Preußen oder in Sachsen, sondern die populare Partei und die Hinneigung zum Kalvinismus behielten in Bremen die Oberhand. Von dem Rate war Hardenberg verfolgt worden; die Majorität der Bürger, die demselben anhing, unter der Leitung ihres Bürger=

meisters Büren, verjagte am Ende den alten Rat und beschränkte den neuen dahin, daß er in Religionssachen niemals etwas vornehmen solle, es wäre denn mit Rat und Vollbort der Gemeine. Freilich eine Anomalie unter diesen streng lutherischen und streng aristokratischen Städten von Niedersachsen.

Sollte nun aber diese Wechselwirkung der Politik und der Religion, dies Ringen aufgeregter Kräfte nicht in einem beschränkten Kreise auch wieder einmal dem Katholizismus förderlich werden?

In Bayern, wie in anderen Ländern, sah sich der Fürst bereits 1556 veranlaßt, seinen Ständen die wichtigsten Konzessionen zu machen. Er gestattete ihnen den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt; er gab ihnen die Erlaubnis, an Festtagen in ihren Häusern Fleisch zu essen; er ließ sie Seelsorger hoffen, „von denen das Wort Gottes im Sinne der apostolischen Lehre verkündigt werde." — Es waren dies Versprechungen, unter deren Schutze an anderen Orten die Reformation begonnen oder erhalten worden war. Als Herzog Erich II., obwohl katholisch, seiner kalenbergischen Landschaft die Beibehaltung der evangelischen Lehre versichern wollte, hatte er sich der Worte bedient, „er werde sie bei der rechten, reinen und wahren Religion lassen;" keine andere Versicherung hatte er gegeben; diese hatte genügt. In Bayern stand es um diese Zeit beinahe völlig wie in Österreich unter Ferdinand I.

Ganz eine andere Wendung aber nahm die Sache

in Bayern, und ich möchte nicht behaupten, daß dies allein an der Gesinnung des Herzogs gelegen habe.

Einmal waren die Stände von Anfang an nicht einig; die Prälaten sonderten sich von den Forderungen der beiden anderen ab. Auch von diesen aber wurde der eine, die Bank der Städte, nach und nach immer lauer. Wie es nun auch gekommen sein mag, wir finden, daß die Häupter des Adels, Graf Joachim von Ortenburg und Herr Pankraz von Freiberg, sich auf dem Landtag von 1563 lebhaft beklagten, was von den Städten früher gefordert worden, werde jetzt von ihnen hintenangesetzt; sie stellten diesen Deputierten nicht allein das Interesse vor, das sie bei der Einführung der neuen Lehre hätten, sondern sie sagten ihnen geradezu, sie seien wert, gesteinigt zu werden, wenn sie ohne Erlaubnis der Konfession nach Hause kämen. Jedoch vergebens. Die Prälaten sonderten sich ab; die Städte trieben die Sache nicht ernstlich; dem Adel allein blieb sie überlassen.

Nun war dies die Zeit einer großen Gärung des Adels durch ganz Deutschland. Hatte er allenthalben von der emporkommenden Territorialmacht zu fürchten, so mußte er in Bayern zugleich der Zurücknahme der eben erworbenen Konzessionen entgegensehen. Seine Gärung ward doppelt groß; und es ist wohl nicht zu leugnen, daß es darüber wenigstens zu sehr bedenklichen Anschlägen gekommen ist. Bei Adlzreiter findet sich eine in absichtliche Dunkelheit verhüllte Geschichte von einer zu offenem Aufruhr ent-

schiedenen Verschwörung des bayrischen Adels. Diesem Autor zufolge warb der Adel bereits Truppen, als der Herzog, von Sachsen aus gewarnt, auf einer Reise, die er auf der Stelle dahin unternahm, alles bis auf die Namen entdeckte. Er kommt zurück und läßt die Verschworenen vor sich laden. Er erinnert sie an die Pflicht, mit der sie ihm verwandt seien, fordert ihnen ihre Siegelringe ab und läßt die mit ihren Wappen bezeichneten Steine aus denselben herausnehmen; diese zerschlägt er mit dem Hammer: das ist ihre Strafe, so entläßt er sie.

Soviel ist gewiß, daß damals eine allgemeine Bewegung des Adels gegen den Fürsten stattgefunden hat. Als jener Graf von Ortenburg auf eigene Hand die Reformation vollkommen in seinem Gebiete einführte und der Herzog hierauf Neu- und Altortenburg und die sämtlichen Güter des Grafen in Beschlag nahm, fand er eine Korrespondenz zwischen seinen Landsassen, die ihm eine sehr bedenkliche Verbindung unter denselben enthüllte.

Unbestreitbar war ihre Absicht, die Reformation auch gegen seinen Willen durchzusetzen; seiner Person wurde dabei wenig geschont. Ich weiß nicht, wie viel an jener sonderbar ausgedachten symbolischen Sprache wahr sein mag.

Die Sache aber kam vor die Gerichte. Da dieselben dem Herzog Milde anrieten, so begnügte er sich, seinen entschiedensten Gegnern das Recht zu nehmen, das sie hatten, auf den Landtagen zu erscheinen.

Eine Strafe, welche die Sache vollkommen schlichtete.

Von dem nächsten Landtage von 1565 kann Albrecht nicht genug rühmen, wie einhellig die Landschaft „in Abwesenheit etlicher unruhiger Leute“ gewesen sei. Wie merkwürdig! Von der Religion war früher jedesmal die Rede; späterhin ist ihrer niemals, auf keinem Landtag wieder gedacht worden.

Wenn zuerst die Prälaten, dann auch die Städte sich abgesondert hatten, so war nunmehr der Adel seiner Häupter beraubt und zum Schweigen gebracht. Nichts hinderte den Herzog, eine Lehre und Glaubensform zu unterdrücken, der er ohnehin abgeneigt war und die sich mit einer entschiedenen Bewegung wider ihn selber verbunden hatte.

Auch für ihn hatte das einen Vorteil. Er trat mit dem Papst in eine Verbindung, welche ihm in allgemeinen europäischen Angelegenheiten förderlich und selbst in dem Innern seines Landes von Nutzen war.

Das deutsche Fürstentum hatte durch die Reformation eine sonderbar geistlich-weltliche Gestalt, mit ebensoviel geistlichen als weltlichen Gerechtsamen angenommen. Dieser Zug der Dinge, dies engere Schließen der Landschaften, dies Ausstoßen fremder kirchlicher Gewalt vermochte niemand zu verhindern. Es ist wohl anzumerken, daß dies auf die Letzt in katholischen Gebieten so gut geschah wie in protestantischen, in Bayern so gut wie in Sachsen. Es zuzulassen,

ist eine der geschicktesten und wirksamsten Maßregeln der Kurie. In seiner Korrespondenz mit Gregor XIII. findet man Albrecht V. völlig als den Vertreter und Regenten seiner Geistlichkeit.

Wieviel mehr mußten dies diejenigen Fürsten zu werden suchen, deren Name und Würde selber geistlich war!

Im Anfang der siebziger Jahre fing in den geistlichen Gebieten allmählich die Gegenreformation an.

Der erste, der eine solche unternahm, war, soviel ich finde, vielleicht der kleinste von allen, der Abt von Fulda. Unter sechs Äbten hatte die evangelische Lehre im Fuldaischen unbedrängt geblüht. Abt Balthasar zuerst, das Kind evangelischer Eltern, in Hessen im evangelischen Glauben getauft und erzogen, noch ein junger Mann, aber voll Enthusiasmus für die katholischen Grundsätze, wie sie das Tridentinische Konzilium ausgesprochen, überredete sich, daß er das Recht habe, jeden Untertan des Stiftes zu der römischen Kirche Gebräuchen und Religion anzuhalten, und wer sich ihnen nicht füge, aus demselben zu entfernen. Er verjagte die evangelischen Prediger, auf keinen Widerspruch hörte er, auf kein Patronatrecht von Ritterschaft oder Städten nahm er Rücksicht; er hatte eine Jesuitenschule eingerichtet, die Zöglinge dieser seiner Schule setzte er an ihre Stelle. Hierauf entließ er die Protestanten auch aus allen anderen Diensten. Im Jahre 1576 bereits waren alle Räte, Beamte, Kanzleipersonen, Prokuratoren, Kirchen-

diener, hohe und geringe, katholisch; alle, die sich den tridentinischen Beschlüssen nicht fügen wollten, waren abgesetzt und entfernt.

Ihm, einem Abt von Fulda, wider die ausdrücklichen Worte der kaiserlichen Deklaration ging das durch. Wer hätte nun nicht auf ähnliche Art sein Glück versuchen sollen.

Auf dem Eichsfeld war man so gut evangelisch geworden wie in der Nachbarschaft umher, und Mainzer Kommissarien selbst hatten in Duderstadt evangelische Pfarrer eingesetzt. Das Beispiel von Fulda gab dem neuen Amtmann Leopold von Stralendorf Mut und Antrieb, Stadt und Ritterschaft, wie diese sich beklagen, „mit lauterer Gewalt“ ihrer evangelischen Pfarrer zu berauben und Jesuiten einzuführen.

Man bemerkte die Affiliation. Es war von Heiligenstadt, daß hierauf der erste Jesuit, Halverius, mit einem Laienbruder nach Paderborn kam. 1576 waren die Jesuiten bereits in Hildesheim.

Allerorten zeigte sich die Reaktion. Der Erzbischof von Trier suchte die Evangelischen in Wetzlar aus ihrer einzigen Pfarrkirche zu treiben. Der Bischof von Worms wollte der evangelischen Gemeine die schlechte Kirche St. Magnus nicht länger gestatten.

Aber die Bischöfe waren nicht die einzigen. Die kleinen Städte, in denen die Katholischen die Oberhand hatten, fingen an das nämliche zu versuchen. In Schwäbisch-Gmünd veränderte man den Bürgereid, wie die Bedrängten klagen, „auf römischen Sty-

lum," und löschte die Neugläubigen aus der Matrikel der Bürgerstube.

Zwar ist es nie von der Pfalz zugegeben worden, allein nach den Worten des Religionsfriedens schien es, als habe man in weltlichen Territorien ein gegründetes Recht zu ähnlichen Unternehmungen. Das erste weltliche Land, welches nunmehr eine eigentliche Gegenreformation erfuhr, ist, soviel ich sehe, Baden gewesen. Eben zu diesem Zwecke war der junge Markgraf seinen natürlichen Vormündern entfremdet und in Bayern in jesuitischer Schule erzogen worden.

Um das Jahr 1574 gedenkt Schwendi, wie wir sahen, nicht ohne Genugtuung des unaufhaltsamen, gleichsam von höheren Geschicken herbeigeführten Fortganges protestantischer Meinungen. So schien es; alles deutete dahin; es war die allgemeine Meinung. Allein gerade in diesem Momente — es ist wie ein antwortender Hohn — setzte sich der moderne, nunmehr jesuitische Katholizismus in der Mitte von Deutschland fest und trieb nach allen Seiten geheime Wurzeln.

Verhandlungen von 1575 und 1576.

Wie aber? Standen die Sachen so, daß sich von seiten der Protestanten gar nichts dagegen tun ließ? Hatten sie nicht die Deklaration Kaiser Ferdinands? Konnten sie dieselbe nicht bei einem Fürsten wie Maximilian geltend machen?

Es war zu beklagen, daß man die friedlichen Jahre

so gar nicht benutzt hatte, die Mißverständnisse beizulegen. Auf den Zusammenkünften von 1567 und 1570 hatte man sich gescheut sie zu berühren. Nunmehr, als Maximilian bereits so schwach war, daß er auf die Ernennung seines Nachfolgers Bedacht nehmen mußte, als schon wieder Kriegsbotschaften aus Ungarn erschollen, waren die Übelstände so vielfach angewachsen, so dringend geworden, daß sie sich nicht mehr beseitigen ließen.

Auf dem Kurfürstentage von 1575, der zur Wahl eines neuen römischen Königs einberufen worden, kamen sie zur Sprache. Die weltlichen Kurfürsten hatten den Plan, den künftigen Kaiser zu verpflichten, nicht allein den Religionsfrieden, sondern auch dessen Deklaration zu handhaben. Es war eine kleine Veränderung, die sie vorschlugen; sie wollten nur die Worte „und dessen Deklaration“ in die Wahlkapitulation aufnehmen; nie gab es drei wichtigere Worte; sie hätten genügt, die Gegenreformation in den geistlichen Gebieten zu hintertreiben.

Waren es aber nicht geistliche Kurfürsten selber, welche eine solche vorgenommen? Nicht so leicht wollten sich diese in die Forderungen ihrer Kollegen fügen. Sie machten zweierlei Einwendungen.

Sie meinten, zu einer Veränderung der Wahlkapitulation bedürfe man der Zustimmung aller Reichsstände. Mit Recht entgegnete Brandenburg, die Wahlkapitulation zu machen stehe den Kurfürsten allein zu; deren Pflicht sei, „des Reiches Wohlfahrt ohne

Zutun, Rat und Bewilligung anderer Stände" in engerem Ausschuß zu bedenken.

Unerwarteter war ihr zweiter Entwurf. Sie leugneten, sich dieser Deklaration zu entsinnen, sie sowie ihre Räte. Hat doch ein Schriftsteller dieser Partei geradezu behauptet, ein damaliger Rechtsgelehrter, den er ziemlich genau bezeichnet, niemand anders habe sie auf die Bahn gebracht. In der Tat war die Sache im Jahre 1555, wie gedacht, rasch entschieden worden und man hatte kein Protokoll darüber geführt.

Allein abzuleugnen war sie darum auf keine Weise. Ich bemerke doch, daß selbst päpstliche Autoren ihrer gedenken, ohne sie im mindesten in Abrede zu stellen. Eine Kopie fand sich in den Registern der kaiserlichen Kanzlei; das Original mit seinen Siegeln hatte der Kurfürst von Sachsen mitgebracht; es ließ keinem Zweifel Raum.

Und da nun die weltlichen Kurfürsten bei weitem die mächtigeren waren, die Wahl in ihrer Hand, das Recht auf ihrer Seite, da sie die Einwendungen abgewiesen hatten, sollte man nicht erwarten, die Sache werde nach ihrem Sinne entschieden worden sein?

Wären sie nur einmütig gewesen! —

Niemals zeigte sich die unglückliche Spaltung des Glaubens verderblicher. Zwischen den Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz hatte sich nach und nach infolge derselben ein heftiger Widerwille eingestellt. Es dauerte nicht lange, so trat dieser in politischen Verbindungen hervor. Der beherzte Friedrich III. von der

Pfalz war mit allen Protestanten in Frankreich und den Niederlanden in engstem Verhältnis; Sachsen stand wenigstens mittelbar gut mit Spanien. Unglücklicherweise wirkten diese Verbindungen auf die Familien zurück und riefen hier die bittersten aller Entzweiungen hervor. Der Prinz von Oranien gab dazu den Anlaß.

August hatte einige Jahre zuvor, nicht ohne Widerspruch der anderen Verwandten, seine Nichte Anna, Tochter des Kurfürsten Moritz, an Wilhelm von Oranien vermählt. Der Großvater, der alte Philipp von Hessen, hatte ihr wenig Glück prophezeit. Sie ließ sich jedoch durch keine Vorstellung abwendig machen. „Er ist ein schwarzer Verräter," sagte sie von ihrem Bräutigam, „aber es ist keine Ader in meinem Leibe, die ihn nicht lieb hat." So ging sie nach den Niederlanden; nur allzu bald traf die Vorhersagung ein; sie zerfiel mit dem Prinzen, er ließ sie von sich.

Damals hielt sich in Heidelberg Charlotte de Montpensier, aus dem Hause Bourbon, auf. Vor der Zeit, mit abgewendetem Herzen, denn mit einer Freundin hielt sie sich zur protestantischen Lehre, war sie in Frankreich zur Äbtissin gemacht worden. Während der Unruhen, welche die Greuel der St. Barthelemy veranlaßten, fand sie Gelegenheit, nach der Pfalz zu entfliehen, von wo sie ihr streng katholischer Vater vergebens zurückforderte. Sie war jung und schön. Der Kurfürst von der Pfalz vermittelte, daß sie an Oranien verheiratet wurde.

Hierüber außer sich vor Entrüstung, um so mehr, da er dem pfälzischen Einfluß auch die Entlassung seiner Nichte zuschreiben zu müssen glaubte, kam Kurfürst August auf den Wahltag. Er klagte laut, seinem Hause sei ein Schandfleck angehängt worden; der Pfalzgraf unterfange sich großer Dinge, die er nicht werde heben können. Glücklicherweise war dieser nicht selbst zugegen; aber auch mit dem Kanzler desselben, Ehem, wollte August nicht zu Rat sitzen; nur unter heftigen Ausdrücken hat er es sich endlich gefallen lassen; niemals hat er ein Wort mit ihm gewechselt.

Nun war es aber die Pfalz, welche, wie sie viele andere Neuerungen, die Errichtung eines Reichsregiments zur Seite des Kaisers, die Verwendung der Annaten zum Türkenkriege in Vorschlag gebracht, so auch in Hinsicht der Deklaration den Vortritt ergriffen hatte und am entschiedensten auf ihre Bestätigung in der Wahlkapitulation drang.

Jedoch hatte sie, wie man sieht, keine Stellung, um ihren Forderungen Nachdruck zu geben. Die Verbindungen des Kurfürsten mit dem Ausland hatten ihm eine große Menge Gegner gemacht. „Wir waren," sagen seine Gesandten, „beinahe verlassen und wurden verachtet. Es fehlte nicht viel, so hätte man uns als Samariter von der Synagoge der Pharisäer ausgeschlossen." Ja selbst in ihrer Mitte gab es Entzweiungen. Der Kurprinz Ludwig von der Pfalz, ihr Oberhaupt, der an seines Vaters Statt zur Wahl gekommen, war der Politik desselben abgeneigt. Als

der Kaiser diese Räte eines Tages ihrer auswärtigen Verbindungen und mancherlei Umtriebe halber ziemlich hart anließ, glaubten diese, der Prinz, der eben von ihm weggegangen, habe ihn dazu veranlaßt.

Unter diesen Umständen fiel eine der pfälzischen Forderungen nach der andern. Bei solcher Entzweiung der weltlichen Kurfürsten aber hatten die geistlichen, welche auf das engste zusammenhielten, dieselben nicht mehr zu fürchten.

Und nun wandte überdies noch der Kaiser seinen persönlichen Einfluß bei dem Kurfürsten von Sachsen an. Er stellte ihm vor, diese völlige Religionsfreiheit werde der Ruin von Deutschland sein. Er bat ihn, da die geistlichen Kurfürsten so unerschütterlich seien, seinerseits ihm den Schimpf zu ersparen, unverrichteter Dinge von dem Wahltag abziehen zu müssen.

August versprach hierauf, die Deklaration für diesmal fallen zu lassen; im Kollegium stellte er vor, dies sei eine Irrung, an welcher doch der Kaiser keine Schuld habe, und die niemand anders als er würde entgelten müssen.

So kam es denn, daß man auf nichts bestand und nichts erlangte. Die Wahl wurde vollzogen. Die Deklaration blieb unbestätigt; die Gegenreformationen dauerten fort.

Anscheinend zwar hatte man die Erledigung der Beschwerden nur auf den nächsten Reichstag verschoben; allein konnte man hoffen, etwas auszurichten, solange jener Zwiespalt bestand?

Es war doch wieder der Kurfürst von der Pfalz, von welchem auch alsdann — 1576 zu Regensburg — die Anträge gemacht wurden. Er riet, auf keine Verhandlung über andere Dinge einzugehen, wofern nicht zuvor die Beschwerden, deren er eine lange Reihe anführte, erledigt worden seien; scharf regte er die Freistellungen an und er begehrte eine runde schriftliche Erklärung vom Kaiser, was er zu tun denke, wenn etwa ein geistlicher Kurfürst zum Protestantismus übergehe. Auch hatte er diesmal einen größeren Teil der evangelischen Fürsten auf seiner Seite.

Sollte aber das eifersüchtige Sachsen gern sehen, daß die Gesuche der protestierenden Stände, wie es geschah, mit den Worten der pfälzischen Instruktion abgefaßt würden?

Die theologischen Entzweiungen waren stärker denn jemals. In ebendiese Periode fallen die antikalvinistischen Bestrebungen des Kurfürsten August. Es kam wieder zur Sprache, ob der Kurfürst von der Pfalz noch zu den Augsburger Konfessionsverwandten zu zählen sei und des Religionsfriedens zu genießen habe. Die Theologen, denen man die Konkordienformel verdankt, waren entschieden dagegen. In dem Augenblicke, als nach dem Antrage des Kurfürsten von der Pfalz auf eine Erhaltung und Erweiterung der Rechte der Protestanten gedrungen wurde, setzte man in Frage, ob dieser Stand überhaupt an denselben teilzunehmen habe.

Dazu kam, daß Sachsen der Freistellung niemals sehr geneigt war. Schien es doch sogar schon geraume Zeit, als fürchte August eine Erhebung verborgener Überbleibsel des Katholizismus in seinem eigenen Lande.

Genug, er erklärte, in dem Punkte der Bewilligungen ohne weiteres fortfahren zu wollen. Schon vor dem Reichstage hatte er dem Landgrafen Wilhelm von Hessen angeraten, das nämliche zu tun. Während desselben schrieb er den Herzögen von Weimar und Koburg auf das ernstlichste, sie möchten sich der Türkenhilfe nicht länger widersetzen; man müsse sie leisten, falls auch der Kaiser den ganzen Religionsfrieden aufheben wolle.

Alles, was die Protestanten jemals erlangt hatten, war durchgegangen, indem sie die Erledigung ihrer Beschwerden von ihren Bewilligungen abhängig gemacht hatten. Man wollte diesen Weg wieder einschlagen; es war der letzte Moment; der Kaiser schwankte und war nicht völlig abgeneigt; aber Sachsen, mit der Pfalz in jener unglücklichen theologisch-politischen Entzweiung begriffen, weigerte sich beizutreten und den alten Weg zu gehen. Man war überzeugt, hätte es sich nicht abgesondert, so wäre die Freistellung diesmal bewilligt worden.

Eben aber trat eine andere Entzweiung in einem anderen Kreise hinzu, welche alle Hoffnung, auch auf die Zukunft, zu vernichten schien.

Wir haben gesehen, wie genau das Gesuch der Frei-

stellung mit der Absicht, den Türkenkrieg volkstümlicher zu machen, zusammenhing. Die Grafen und Herren versäumten nicht, auch jetzt wieder dahin zielende Vorschläge einzureichen. „Eine förmliche Reichssatzung möge alle zu geistlichen Pfründen gelangende Evangelische verpflichten, dem Kaiser, sei es zur Behauptung des inneren Friedens oder wider die Türken, ritterlich zu dienen. Sei es denn nicht rühmlicher, das Einkommen solcher Pfründen, mit denen keine Seelsorge verbunden, in gemeinnützigen Sachen redlich zu verdienen, als ohne Arbeit zu genießen?"

Von allen Seiten kam dies in Anregung. Kaiser und Stände gingen in ausführlichen Gutachten auf die Errichtung eines Ritterordens ein, dem ein eigenes Gebiet, etwa bei Canischa, anzuweisen und alles, was er eroberte, mit Vorbehalt der Regalien, als sein Eigentum zu überlassen sei.

Nur war notwendig, daß der gesamte Adel oder wenigstens die Mehrzahl desselben sich hierüber vereinigte. Unglücklicherweise leistete er einen Widerstand, den man nicht so leicht hätte erwarten sollen.

Der reißende Fortgang, welchen die Reformation im Anfang nahm, war guten Teils dem deutschen Adel zuzuschreiben. Allmählich empfand er jedoch, daß der Erfolg derselben ihm nicht so förderlich sei, als er erwartet haben mochte. Die Territorialmacht der Fürsten sah er täglich mehr anwachsen; er ward inne, daß seine Freiheit und Bedeutung im Reich verloren sei, wenn er die Stifte nicht behaupte, allmählich

— wie denn einige protestantische Fürsten mit den geistlichen Gütern nicht ohne Gewaltsamkeit verfahren waren — glaubte er sie nur noch dann behaupten zu können, wenn sie katholisch erhalten würden. Grund genug, um sich der Freistellung entgegenzusetzen. Protestanten und Katholiken waren hierüber einer Meinung. Ich weiß nicht, wie sie im Jahre 1576 so entschieden das Übergewicht bekam; doch ist nicht zu leugnen, daß es geschah. Als der Kurfürst von der Pfalz im März dieses Jahres die Reichsritterschaft einlud, sein Gesuch um die Freistellung zu unterstützen, entgegnete ihm zuerst die rheinische, sie trage Bedenken, sich einer Neuerung wider die hergebrachte Ordnung teilhaftig zu machen. Hierauf hielt auch der fränkische, schwäbische und wetterauische Adel seine Rittertage. Er war noch entschiedener. Einmütig ersuchte er den Kaiser, nichts wider das alte Herkommen zu tun; schon seien so viele Stifte freigestellt und weltlich gemacht, zu unwiederbringlichem Schaden des Adels; er möge ihn nicht noch mehr zugrunde richten.

Welch eine sonderbare Entwickelung!

Es war eine einzige Glaubenspartei. Sie hatte nur ein Interesse, auf welchem ihr eigener Fortgang und der Friede des Vaterlandes beruhte.

Sie spaltete sich über den Glauben. Jeder Teil ergriff eine extreme Meinung. Der eine verwickelte sich in ausländische Händel; auf die einheimischen Entzweiungen wirkte das, wie unvermeidlich, zurück.

Was das Oberhaupt des einen vorschlug, hintertrieb das Oberhaupt des anderen.

Sie spaltete sich auch über ihr Interesse. An den geistlichen Gütern hatten bisher Fürsten und Adel teilgehabt; die Majorität war ohne Zweifel protestantisch, und ihr Vorteil war, dieselben auch in dem neuen Glauben zu behaupten. Allein einige starke Schritte der Fürsten setzten den oberländischen Adel in Besorgnis. Er wollte diese Güter lieber ohne die Fürsten katholisch, als mit ihnen protestantisch sehen. So spalteten auch sie sich.

Die ganze Partei zerfiel.

Um so enger hielten sich die Katholischen zusammen. Von jener Lauheit, die man früher an ihnen bemerkt, sehen wir sie zu kräftigen Entschlüssen zurückkehren; der Kurfürst von Köln hat 1575 erklärt, er werde den Katholizismus der Stifte nötigenfalls auch mit dem Schwert behaupten. Zu dem Reichstage von 1575 hatte Gregor seinen geschicktesten Kardinal, Morone, gesandt und ihn reichlich mit Geld versehen. Die Protestanten klagen über den Einfluß, den derselbe sich zu verschaffen gewußt habe. Ebendies rühmen die päpstlichen Geschichtschreiber. Die Katholiken gelangten nach und nach zum Übergewicht.

Die Gelder wurden bewilligt, die Beschwerden nicht abgestellt. Unvertragen blieb die Streitigkeit; entrüstet standen die Parteien einander gegenüber. So hinterließ Maximilian seinem Sohne das Reich.

Andere Hoffnungen hatte er gehabt; wie gern hätte

er die Entzweiung gehoben, dem Blutvergießen vorgebeugt! Er durchschaute die Lage der Dinge, er sah alles kommen; allein er war nicht stark genug, um die Dinge zu überwältigen; zu heftig war ihm die Parteiung, zu mächtig waren ihm die Umstände. Kaum vermochte er zwischen den Entzweiten seine Privatmeinung aufrecht zu erhalten; kaum dies und gewiß nichts weiter.

Er starb in der Stunde, als dieser sein letzter Reichsabschied verlesen ward.

Die erste Bemerkung, zu der sein Nachfolger Gelegenheit gab, war, daß er die protestantischen Räte mehr und mehr beiseite setze.

Andere Geschicke bereiteten sich vor.

Schluß.

Blicken wir auf die durchlaufene Bahn zurück, so sehen wir zuerst unser Vaterland durch günstige Umstände in Friede gesetzt; von dem Auslande abgeschlossen, sich selber zurückgegeben.

Man ist reich und gewerbtätig, stärker in den Waffen als irgendein anderes Volk; der Protestantismus überwiegt in allen Teilen des Landes; auf eigenen Bahnen in Literatur und Kunst bewegt sich der deutsche Geist; eine versöhnliche, gemäßigte Gesinnung vereinigt die Häupter der Nation, sowohl die Gewalthaber als die begabten und fähigen Geister; man kann erwarten, daß die noch übrigen Entzweiungen ausgetragen, die Mängel der Verfassung ver-

bessert werden, daß man den gefährlichsten Feind besiege und den Nachbarn Maß gebe, statt es von ihnen zu empfangen.

Ja, es war in jenem Reiche lebendiger Geister, welche eine Nation ausmachen, in ihren Bestrebungen und Gesinnungen eine großartige Richtung zu gleichartiger allgemeiner Entwickelung, zur Ausführung großer Unternehmungen, zur Bildung zusammenhaltender starker Institutionen; — auf seinem Wege hatte man sie vor sich; mit Besonnenheit und überwiegender Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt wäre man dahin gelangt; — allein es gab auch widerstrebende Elemente, deren Emporkommen das Ganze zersetzen mußte.

Eben diese kamen empor.

Ist es die Beschränkung des überwältigenden Theorems oder Leidenschaft oder beides, in dem Protestantismus entwickelt sich über das Dogma selber ein heftiger Streit. Die Parteien ergreifen die extremen Ansichten und setzen sich einander feindselig gegenüber. Mit untergeordneten Interessen im Bunde, fassen sie, sowie die eine oder die andere die mächtigere wird, in den verschiedenen Landschaften Fuß.

Eine Zeitlang widersetzten sich die vorwaltenden gemäßigten Fürsten dieser Richtung; allmählich, nicht ohne Einwirkung politischer Verhältnisse, werden sie selber davon ergriffen.

Es zerfallen zuerst die sächsischen Häuser nochmals. Es kommt zwischen ihnen zu einer Fehde, die von der

einen Seite Opposition gegen das Reich, von der anderen Exekution von Reichs wegen, aber im Grunde doch der alte Zwist ist.

Pfalz und Württemberg, so nahe Nachbarn, die Linien der Pfalz untereinander selbst zerfallen.

Kursachsen und Kurpfalz, beide Protestanten, aber durch die weiter entwickelten theologischen Systeme getrennt, geraten in die entschiedenste Feindseligkeit.

Hierüber versäumt man die großen Interessen; man bringt es in der Reichsverfassung niemals zu dem erwünschten Ziele; die geistige Bewegung der Nation nimmt eine Richtung, welche keiner Gesamtunternehmung günstig ist; das Oberhaupt, mehr geistreich als stark, wird durch den Widerstreit der Meinungen geirrt und weiß nicht seine Entwürfe durchzusetzen.

Der Einfluß der Nachbarn, in deren Streitigkeiten man sich einmischt, nimmt aufs neue überhand. Man hält die französischen Händel für seine eigenen. Spanien hat wieder seine Parteigänger. Man schlägt in ihren Schlachten.

Hauptsächlich aber werden durch die heftigen Entzweiungen der protestantischen Meinung gar viele irre; der Katholizismus, welcher geistig bereits besiegt war, der sich indes zu einem ähnlichen Systeme gestaltet hat, wie die entgegengesetzte Lehre, faßt neuerdings Fuß.

Während die beiden protestantischen Parteien sich ihr Gebiet untereinander streitig machen, bemächtigt sich der Katholizismus derjenigen Länder wieder, die

er zwar zum größten Teil, aber nicht völlig verloren hatte.

Er bekommt einen bedeutenden Verbündeten. Der süddeutsche Adel war von Anfang gut evangelisch; nur sah er mit Widerwillen, wie durch die Erfolge der Reformation die Fürstenmacht wuchs. Eine Zeitlang versuchte er eine Gegenwirkung, indem er sich an die heftigste protestantische Partei anschloß. Es ist merkwürdig, wie dies die Veranlassung wurde, daß Bayern sich völliger als bisher dem katholischen System ergab. Aber auch von den protestantischen Fürsten ward die Unabhängigkeit des Adels bedroht. Er sah seine Rettung allein in der Behauptung der geistlichen Fürstentümer. In den Jahren 1563, 1567 war seine Bewegung noch protestantisch, doch der fürstlichen Macht entgegengesetzt; das letzte blieb sie ferner, aber ebendeshalb warf sie sich in das Interesse des Katholizismus.

Seitdem nahmen die Gegenreformationen, vornehmlich in den geistlichen Fürstentümern, ihren Fortgang. Die Geschichte derselben ist höchst wichtig, aber ziemlich unbekannt. Wir sahen, wie sie in Fulda anfingen und auf dem Eichsfelde fortgesetzt wurden. Von großem Einfluß waren die Neuerungen des Bischofs Julius Hechter zu Würzburg. In dem benachbarten Bamberg ahmte man ihn mit der Zeit nach. Nach dem Falle des Kurfürsten Truchseß in Köln ward dieses Erzstift, in dem nämlichen Sinne ward Mainz von dem Kurfürsten Schweickard reformiert; erst im

Anfange des 17. Jahrhunderts fing man auch in Trier an, den Protestanten Bedienungen zu versagen und alles wieder katholisch zu machen.

Indessen hatte der Papst ein Mittel gefunden, sich mit einigen Fürsten eng und enger zu verbinden. Bayern ging voran; bald folgten Baden-Baden, der Erzherzog Karl von Steiermark, der Pfalzgraf von Neuburg. So kleine Fürsten wie der Herzog von Teschen, wußten sich doch im Anfang des 17. Jahrhunderts durch Gegenreformationen bemerklich zu machen.

Nicht als sei dies alles mit Gewalt durchgesetzt worden, es war auch das Werk der Lehre; es war die Wirkung der Jesuiten, die ihres Ortes denn auch die öffentliche Meinung zu gewinnen wußten.

Da sich nun zu gleicher Zeit der Kalvinismus von der Pfalz aus nach allen Seiten ausbreitete, in dem heftigsten Gegensatz mit dem wieder emporkommenden Katholizismus, nur siegreich in bereits protestantischen Ländern, so war an keine Vereinigung weiter zu denken. Wie hätte man in diesem Zwiespalt die allgemeinen Interessen sorgsam wahrnehmen sollen. Den Handel auf dem Belt zerstörte Schweden durch unaufhörliche Feindseligkeiten; Dänemark erschwerte die Fahrt durch den Sund mit willkürlichen und starken Zollerhöhungen; der erste Gebrauch, den die Holländer von einer Freiheit machten, die sie zum Teil mit Hilfe der Oberdeutschen erworben, war, daß sie uns den Rhein verschlossen, den sie nie wieder geöffnet haben; England vernichtete nicht allein die

Privilegien der Gildehalle, es nahm die Schiffe, die den Kanal auf der Fahrt nach Spanien passierten; zugleich sendete er seine Monopolisten nach Emden, um den englisch-deutschen Verkehr allein zum Nutzen der Engländer einzurichten. Schritt für Schritt sah man ihre Übermacht kommen, aber man sah ihr zu. Da war keine Abwehr, keine kräftige Maßregel; es war keine Einheit. Fing man doch in dem Innern erst jetzt recht an, ein Gebiet vom anderen durch Zölle zu scheiden. Man hat einmal den Gedanken gehabt, einen Reichsadmiral im Mittelländischen und westlichen Meer aufzustellen, um die Vorrechte des Reiches wahrzunehmen. Es blieb ein flüchtiger Gedanke.

Immer weiter griff die Entzweiung.

Der Reichsabschied mußte 1608 allein in Gegenwart der Katholischen verkündigt werden; alle anderen hatten sich in Entrüstung entfernt. Im Jahre 1613 erklärten die Korrespondierenden, die Stimmenmehrheit sei ein unerträgliches Joch; vor Erledigung ihrer Beschwerden wollten sie zu keiner Beratschlagung schreiten. „Das schnitt dem Kaiser durchs Herz," sagt das Protokoll dieses Reichstags; tief schmerzt es uns noch heute, die wir diese Dinge betrachten.

Schon standen Liga und Union zum Kampf gerüstet einander gegenüber; es bedurfte nur jenes Anlasses in Böhmen, so brach er aus.

Es war der Dreißigjährige Krieg. Verwüstet, arm, seines Handels vollends beraubt, ein Spiel der frem-

den Mächte, ging Deutschland aus demselben hervor. Seine Kultur wie sein Dasein war von dem Ausland abhängig.

Wieviel hat es gekostet, wie gewaltige, tiefe, langaushaltende Anstrengungen, bis wir wieder erst äußerlich unser eigen wurden, bis alsdann der deutsche Geist selbständige Kräfte entfaltete und uns innerlich befreite.



Geschichte des Don Carlos.



Wie ein edler Mensch sich entwickelt, wie der Keim des eingeborenen Antriebes sich zu einer großartigen Tätigkeit ausbildet, — wie der Geist von schüchternen Anfängen aus immer sicherer wird, bis er die Welt ungetäuscht in ihrer rechten Gestalt anschaut, — wie endlich die Seele, das eine ergreifend, dem anderen entsagend — zu Harmonie und Schönheit gedeiht; — dies zu betrachten, ist gewiß ein erhebendes Geschäft und zugleich einer der größten Genüsse. Ein solches Schauspiel wird uns hier nicht dargeboten. Das Leben des Prinzipe Don Carlos zeigt keinerlei Vollbringen, sondern nur Wollen, wenn wir es so nennen dürfen, und Begehren; es verschafft sich keinerlei selbständigen Einfluß auf die Welt; es ist, sich in sich selbst verzehrend, aufgegangen. Und lehrreich ist auch wahrzunehmen, wie die rechte Entwickelung nicht vor sich geht; wie die Tätigkeit hintertrieben, der Geist von Wahn befangen wird. Dies psychologische Moment ist nun aber bei Don Carlos mit einem anderen von großem historischen Interesse verbunden. An den Prinzipe Don Carlos knüpften sich die Schicksale der spanischen Monarchie; die allgemeinen Konflikte, welche die Welt bewegten, berührten den Kern seines Daseins; seine Entwickelung hätte welthistorisch werden müssen, wäre sie eine glückliche gewesen.

Herkunft des Don Carlos.

Darf man wohl annehmen, daß die Seelen der Menschen, ursprünglich gleich, ihre Verschiedenheiten erst durch das Leben auf Erden empfangen? Unmöglich. Wir sehen Trunkenheit und Wahnsinn forterben; wir lernen nationale Eigenschaften kennen, einzig in einem Volke, von allen anderen abweichend; und niemandem wird der Genius anerzogen. Um das Innere eines Menschen kennen zu lernen, muß man auch nach seinem Namen und seiner Herkunft fragen, um so mehr, wenn diese etwas so Außerordentliches hat, wie bei Don Carlos von Spanien.

In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, mitten unter besonders reichbegabten Zeitgenossen hatten sich vornehmlich vier Fürsten in aller Welt und für alle Zeiten berühmt gemacht.

Das mittlere Europa ward durch Karl den Kühnen und Maximilian I. nacheinander in Bewegung gesetzt. Karl, zugleich ungestüm und unbeugsam, erlag seinen Plänen. Maximilian, gewandt, unermüdlich, immer neu und frisch, wußte jedes Ungemach von sich zu werfen; wider die Menge und Macht seiner Gegner vielleicht öfter im Nachteil als im Vorteil, erhielt er sich dennoch stets aufrecht. Beide waren mehr durch ungemeine Absichten, als durch glückliche Erfolge ausgezeichnet.

Indessen wurden die alten Richtungen der Staaten der Pyrenäischen Halbinsel nach Italien, Afrika und

dem Ozean durch zwei andere Fürsten zu unerwarteten und glänzenden Erfolgen hinausgeführt. Emanuel von Portugal nahm die Kräfte seines kleinen Staates so gut zusammen, daß seine Flotte nie befahrene Meere nicht allein entdeckte, sondern auch ihre Küsten unterwarf; darauf richtete er unausgesetzt sein ganzes Bemühen. Ferdinand der Katholische faßte Europa, Afrika und Amerika zugleich ins Auge. Ruhig sah er um sich her; keine günstige Gelegenheit ließ er sich entgehen. Beinahe allezeit mit der Kirche im Bunde erschien er immer gerechtfertigt; langsam schritt er zur Errichtung einer großen Monarchie fort.

Es geschah nun, daß die Geschlechter dieser Fürsten, früher oft feindlich untereinander, im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zu einem oder fast zu einem einzigen wurden.

Philipp, der Enkel Karls des Kühnen, der Sohn Maximilians I., ward mit Johanna, der Tochter und Erbin Ferdinands des Katholischen, vermählt. Neben dem freudigen Philipp, der nur das Glück, das ihm bereitet ist, zu ergreifen braucht, der sein ganzes Lob in Güte, Großmut und Ritterlichkeit sucht, schreitet die Tochter desjenigen, der die Inquisition gegründet hat, düster einher, tiefsinnig, eifersüchtig, melancholisch. Aus dieser Verbindung entsprangen jene denkwürdigen burgundisch-spanischen Naturen, welche, der katholischen Kirche unerschütterlich treu, zuweilen nicht ohne Tiefsinn, häufig verdächtig nach der

universalen Monarchie zu streben, lange Zeit der Mittelpunkt fast aller europäischen Bewegungen gewesen sind.

Noch eine andere Vereinigung aber hatte man vor. Schon Emanuel hatte eine Gemahlin aus spanischem Geblüt. Aufs neue ward sein Sohn mit der jüngsten Tochter Philipps und Johannas, Katharina, seine Tochter mit dem ältesten Sohne derselben, Karl vermählt. Aber als sei es daran noch nicht genug, wurde neuerdings Tochter und Sohn Johanns III. von Portugal und Katharinas von Österreich mit Sohn und Tochter Karls V. von Österreich und Isabellens von Portugal verheiratet. Aus beiden Ehen entsprangen Söhne, die letzten aus der portugiesisch-spanischen Mischung des Blutes. Der eine Don Sebastian von Portugal, welcher von früh an heftig und leidenschaftlich, alle seine Leidenschaften endlich den dunkeln Antrieben der Religion gefangen gab und in unbezähmtem Ungestüm das ganze Glück seiner Nation in einen Maurenkrieg wagte, in welchem er unterlag; der andere Don Carlos, Prinz von Spanien, dessen Schicksal wir kennen lernen wollen.

Jugendzeit.

Von sehr jungen Eltern kam er her. Als die portugiesische Infantin über den Acaya in Kastilien anlangte und in Salamanka zur Vermählung einzog, war sie wenige Tage über 16 Jahre. Philipp war nur 5 Monate älter. Am 8. Juli 1545 ward der Knabe

geboren. Man gab ihm seines Großvaters Namen Karl, ein Name, von dem man in Spanien sagte, er bedeute bei den Deutschen tapfer und melancholisch.

Die Mutter starb bald nach ihrer Niederkunft. Der Knabe war ungewöhnlich schwach. Wir finden, daß er drei Jahre alt wurde, ehe er sprechen lernte. Er stammelte immer und sprach niemals deutlich. Zwischen seinem vierten und vierzehnten Jahre war sein Vater nur kurze Zeit in Spanien. Ohne des Vaters Ansehen, ohne einer Mutter mäßigende Sorgfalt und seiner Verwandten Obhut wuchs er heran.

Philipp bemühte sich, den Mangel genügend zu ersetzen. Als er den Knaben einer Oberhofmeisterin, der Donna Leonore Mascareñas, übergab, sagte er zu ihr: „Er hat keine Mutter mehr; seid ihr ihm statt derselben; behandelt mir ihn wie euer Kind.“ Wie Don Carlos 9 Jahre alt geworden, suchte und fand Philipp einen geschickten Lehrer für ihn. Einen Edelmann von Valencia, Onorato Juan, der in den Niederlanden studiert, Deutschland und Italien gesehen hatte, — man hielt ihn für einen der ersten Köpfe von Spanien und rühmte, daß er es in mehr als einer Wissenschaft so weit gebracht habe, um zugleich die Kenner zu befriedigen, und die Unkundigen zu belehren — diesen traf die Wahl. Im Juli 1554 ward derselbe ernannt; im August begann er seinen Unterricht. Anfangs bat ihn Philipp — noch Prinz — nur im allgemeinen, sich alle die Mühe zu geben, den

Infanten in Tugend und Wissenschaft zu fördern, die sein, des Prinzen, Vertrauen verdiene. Später geht er selbst aus der Ferne auf das einzelne ein. Er erinnerte den Lehrer, mit den leichten Autoren anzufangen, damit der Knabe nicht, durch die Schwierigkeiten abgeschreckt, einen Widerwillen gegen die Literatur bekomme; er ersuchte ihn um häufige Nachrichten und bezeugte ihm, daß ihn nichts mehr zufrieden stelle, als zu sehen, daß von der Mühe, die der Lehrer anwende, die Frucht komme, die der Vater wünsche. In der Tat konnte Onorato Juan in den ersten Jahren günstige Nachrichten mitteilen. Das beste war, daß er das volle Vertrauen seines Zöglings erwarb. Wie sehr er das hatte, beweist auch ein Brief der Königin von Portugal an den Infanten, ihren Enkel, worin sie ihn bittet, was sie ihm hier schreibe, vor jedermann geheimzuhalten, nur dem Onorato könne er's sagen. Doch traten in Don Carlos gar bald noch andere Neigungen ein, als welche für den ruhigen Fortgang der Studien erwünscht gewesen wären.

Was in dieser und der folgenden Zeit die Seele des Don Carlos am meisten beschäftigte, war ohne Zweifel die Tätigkeit, der Ruhm und die glänzende Weltstellung seines Großvaters, hörte man doch damals nicht selten sagen, der Knabe habe mit dem Kaiser viel Ähnlichkeit, und ihm wird man das nicht verschwiegen haben. Es ist vielleicht auch merkwürdig, daß die ersten venezianischen Berichte über

Karls V. Jugend ganz das nämliche von diesem aussagen: er zeige sich mutig und grausam, was die damaligen über Don Carlos melden. Von Anfang an geschieht vornehmlich seiner zur Gewalttätigkeit geneigten und kriegslustigen Gemütsart Erwähnung. Nur von Krieg und Waffen wollte er wissen. Er gefiel sich in männlichen Anschlägen. Schon damals, als er von dem Heiratsvertrage zwischen seinem Vater Philipp und Maria von England und von der Bedingung desselben hörte, daß der Sohn aus dieser Ehe Flandern erben sollte, hielt er es für eine Beeinträchtigung seiner Rechte. Er erklärte, er werde es nicht leiden, er werde mit seinem Bruder darum kämpfen; er bat seinen Großvater um eine Rüstung. Späterhin, wenn etwa Granden oder Kriegshauptleute sich ihm vorstellen ließen und ihm ihre Untertänigkeit versicherten, ihre Dienste anboten, nahm er sie beiseite, führte sie in sein Gemach, ließ sie schwören, daß sie ihm zu den Kriegen folgen wollten, die er zu führen gedenke und nötigte sie, ein Geschenk anzunehmen. Freigebig zu sein, war sein Ehrgeiz. Oft brachte er die Prinzessin Johanna, seines Vaters Schwester, die in Portugal verheiratet gewesen und nach dem Tode ihres Gemahls, nachdem sie dem Reiche einen Erben gegeben, zurückgekommen war und Kastilien verwaltete, in Verlegenheit. Er schonte weder Geld noch Medaillen noch Ketten, und wenn er sonst nichts hatte, bot er selbst seine Kleider an. Zu bezähmen wußte er sich nicht. Eine unschädliche

Schlange, die man ihm schenkte, verletzte ihn; er biß ihr dafür den Kopf ab. Man will wissen, daß er kleine Tiere noch lebendig braten lassen und daß Herzog Alba seinen Abscheu hierüber laut ausgedrückt habe. Sein verständiger Lehrer suchte seine wilde Heftigkeit durch wohlgewählte Lektüre zu mäßigen.

In dieser Zeit kam Karl V. nach Spanien. Er hatte das Reich, das er in so vielen Kämpfen behauptet und erweitert, freiwillig aufgegeben. Der Knabe war voll von Bewunderung. Einst erzählte ihm, wie man sagt, Karl V. die Ereignisse seines Lebens. Der Prinz hörte alles mit Aufmerksamkeit und ausnehmender Billigung an. Als aber der Kaiser auf die Ereignisse von Innsbruck, auf seine Flucht vor Herzog Moritz, Kurfürsten von Sachsen, kam, war er nicht mehr zufrieden. Der Kaiser stellte ihm vor, daß er ohne Geld und Truppen, der Feind stark, geschwind und entschlossen gewesen sei. Der Prinz blieb dabei: „Ich wäre doch nicht geflohen." „Stelle dir vor," versetzte jener, „alle deine Pagen fielen über dich her, um dich zum Gefangenen zu machen, würdest du nicht entfliehen?" — „Fliehen," sagte Don Carlos, „würde ich nicht." — Übrigens verleugnete er auch dem Kaiser gegenüber keineswegs sein Naturell; auch vor dem Großvater mochte der Knabe nicht lange unbedeckten Hauptes stehen. Hatte nun der Kaiser sein Vergnügen an dem Knaben, so war ihm dieser dafür von Herzen ergeben. Er nannte ihn Vater, seinen Vater nannte er Bruder.

Gewiß, er war trotzig, ungestüm, selbst grausam; doch war er auch freigebig, mild und zeigte Anerkennungen für andere. Er war voll Hingebung — wir werden es ferner sehen — gegen seinen Lehrer. Bei der ersten geistigen Berührung hatte er so viele eigenartige Gedanken, daß sein Lehrer der Mühe wert fand, sie aufzuzeichnen. Vor allem wiegte sich seine Seele mit der Aussicht auf Waffenruhm und ein glänzendes Leben im Lichte der Welt.

Ein guter Schüler, ein gefügiger Zögling war der Infant jedoch mitnichten. Don Garcia de Toledo, sein zweiter Ajo, konnte sein Vertrauen nicht gewinnen. Bei den Strafen, die man anzuwenden nicht vermied, mußte man doch auf seine schwache Gesundheit Rücksicht nehmen. Donna Juana, die jetzt als Regentin in Valladolid residierte, fühlte wohl, daß ihre Autorität nicht hinreichte, um diese schwierige Erziehung zu leiten; sie wünschte ihn nach San Juste zu dem Kaiser zu bringen, der allein auf ihn wirken werde. Der Kaiser wollte jedoch die Stille seiner Zurückgezogenheit nicht durch den unbotmäßigen, anspruchsvollen Knaben stören lassen und lehnte es ab. Auch Onorato Juan beklagt, daß alle die Mühe, die er sich gebe, doch fruchtlos sei. Eine Besserung erwartete man nur von der Ankunft seines Vaters, welche im September 1559 erfolgte. Auf die Erziehung des Prinzen konnte sie zunächst wenig Einfluß haben, da derselbe von einem Quartalfieber ergriffen war, das ihn einige Jahre verfolgte und die Entwicke=

lung seiner Kräfte hemmte. Auch abgesehen von der Krankheit möchte man fragen, ob bei Naturen, wie die des Don Carlos eine war, überhaupt von der Erziehung viel zu erwarten ist? An dem eingeborenen Naturell vermag die Erziehung nichts zu ändern. Vielleicht wäre es gar nicht einmal zu wünschen, daß sie es könnte, denn sie würde die ursprüngliche Individualität dem allgemeinen Begriff unterordnen; dieser allein würde leben, nicht das Individuum. Nur dafür kann sie sorgen, daß die Triebe den Grundlagen der menschlichen Gesellschaft nicht zuwiderlaufen und sie verletzen. Dann aber erscheint die Schwierigkeit, daß die Beschränkung, zu der man sich veranlaßt findet, das Übel leicht noch vermehrt. Widerstand gegen die Beschränkung kann als eine Art von Selbstverteidigung erscheinen, so daß die zurückgedrängte Begierde die Dämme durchbricht, die ihr entgegengesetzt werden, was da besonders der Fall ist, wo eine großartige, durch die Geburt dargebotene Stellung aller gewöhnlichen Rücksicht spottet. Mit der Rückkunft des Vaters waren nun aber einige andere Fragen verknüpft, welche die zukünftige Stellung des Infanten betrafen. Als die Herzogin Margareta von Parma zur Statthalterin der Niederlande ernannt wurde, machte sie selbst die Einwendung, diese Ehre würde mehr dem präsumtiven Thronfolger, als ihr gebühren; Philipp lehnte es ab, nicht jedoch etwa deshalb, weil dieser dazu unfähig sei, sondern weil er erst in Kastilien und Aragon anerkannt sein müsse,

ehe er Spanien verlasse. Philipp wurde durch die Krankheit seines Sohnes nicht abgehalten, denselben infolge eines schon einige Jahre früher in Antwerpen gefaßten Beschlusses des Kapitels des Goldenen Vlieses, in den Orden, der, wie man weiß, ursprünglich ein niederländischer war, feierlich aufzunehmen.

Seine vornehmste Sorge war, daß dem Prinzen zunächst in Kastilien die Nachfolge geschworen werde. Zuerst Johann I. von Kastilien im 15. Jahrhundert hatte seinen Sohn auf den königlichen Thron gesetzt, ihm den goldenen Stab in die Hand gegeben und ihn Prinz von Asturien genannt. Nicht bloß zum Titel sollte dies dienen. Der Infant ward dadurch nicht allein die erste Person in Spanien; er erlangte auch eine gewisse Unabhängigkeit, so daß die für die Stände bestimmten Dekrete der Könige vor allem an ihn gerichtet zu werden pflegten.

Zu der Eidesleistung versammelten sich im Februar 1560 die Stände des Reiches in Toledo. Reich gekleidet saß der Prinz zur Linken seines Vaters, dem zur Rechten Donna Juana, die bisherige Regentin, Platz genommen hatte. Diese leistete den Eid zuerst vor dem Erzbischof und näherte sich Don Carlos, um ihm die Hand zu küssen, was er ablehnte. Hierauf schwuren die Prälaten, die Granden und die Vertreter der Comunidades, ihm als dem rechtmäßigen Erben des Reiches zu gehorchen und zu dienen, ihn mit Gut und Blut, mit ihren Verwandten und Untergebenen zu verteidigen. Er schwur dagegen, das Reich

bei seinen Gesetzen, in Friede und Gerechtigkeit zu behaupten und die katholische Religion zu verteidigen. Die Spanier versichern, diese Zeremonie gebe dem Prinzen gleichsam die Würde eines Cäsar neben dem Augustus, eines Mitregenten; wenigstens bedurfte es zu seiner unmittelbaren Thronbesteigung nichts Weiteres, als den Abgang seines Vaters. Trotz dieses Zuwachses von offizieller Würde fuhr man fort, den Prinzen wie ein Kind zu behandeln. Herzog Cosimo von Florenz sendete schöne Pferde zum Geschenk, einige für ihn, andere für den Vater. Philipp ließ diese sämtlich in seine Ställe führen und behielt sie für sich, wie denn dem Prinzen überhaupt das Reiten verboten war, weil es ihm schädlich sei. In der Umgebung des Don Carlos hatte besonders einer, Don Gelves, seine Gunst erworben, mit dem er sich zuweilen einschloß, so daß der Ajo keinen Zutritt bei ihm fand. Der Ajo bewirkte, daß der Kämmerer entfernt wurde. Man gab demselben schuld, daß er dem Infanten allen Vorschub tue, um seine krankhafte Eßlust zu befriedigen, durch welche seine Schwäche nur vermehrt werde. Unaufhörlich wurde Don Carlos von seinem Fieber verfolgt. Nachdem man lange, wie es scheint, durch Geldmangel verhindert worden war, ihn aus der schwülen Luft von Madrid zu entfernen, faßte man endlich den Entschluß dazu; im Jahre 1561 wurde der Prinz nach der hohen Schule von Alcala gebracht. Statt des Hofes gab man ihm den natürlichen Sohn Karls V. und einen Enkel desselben, Don

Johann von Österreich und Alexander von Parma zu Begleitern, junge Männer ebenfalls voll Tatenlust und Mut, aber nicht voll so ausschweifender Gemütsbewegungen.

Ein Heilmittel, welches die beste Wirkung hoffen ließ. Schon im Februar 1562 war das Fieber fast völlig gewichen; die Ärzte hielten Carlos' Genesung für gewiß. In Alcala, von der Gegenwart des Vaters befreit, gefiel er sich in munterer Bewegung. Täglich gab er etwas zu reden; und seine Neckereien ließen mancherlei Deutung zu. Man muß ihm aber nicht zu viel tun. Wenn er einmal eine Perle, die ihm ein Kaufmann, der aus Indien zurückgekommen, für 3000 Skudi anbot, in den Mund nahm und sich anstellte, als hätte er sie verschluckt, so legte es der König sogleich dahin aus, als hätte er seine Lust an der Angst des Handelsmannes. Nach drei Tagen gab ihm der Prinz seinen Schatz zurück. Bei den Festen des Hofes, wie damals, als der König den Palast del Pardo bei Madrid vollendet hatte und seine Gemahlin, der er nicht eher gestatten wollte, ihn zu sehen, dahin führte, finden wir auch den Prinzen und die ganze Gesellschaft von Alcala. Man fing bereits an, von seiner Vermählung zu reden. Die Niederländer schlugen ihm die Erbin von Kleve vor, durch welche sie dieses Land in ihre Gemeinschaft zu ziehen hofften. Indes sahen seine Freunde mit Vergnügen, daß er sein Herz der Zuneigung zu einem weiblichen Wesen eröffnete; sie hofften, daß eine solche Neigung

seine ganze Existenz fördern und seine Seele für das, was anständig und ritterlich, vollends erwecken werde.

Man weiß aber, wie es ihm erging. Es war die Tochter des Haushofmeisters, auf die er seine Augen geworfen. Er wohnte in dem oberen Geschoß, und um das Mädchen zu sehen, mußte er eine nicht ganz sichere Treppe hinuntersteigen, die nur dann Licht hatte, wenn die untere Türe offen geblieben war, bei welcher jene alsdann erschien. Eines Tages nach Tische — es war der 18. April 1562 — hatte er sie auch dahin beschieden. Er hatte seine Diener bis auf einen entlassen und mit allem Geheimnis, dessen sich ein zärtliches Verständnis in seinem Anfange befleißigen kann, ging er zu der Treppe und eilig hinab. Don Garcia de Toledo aber, wenig aufmerksam auf den Vorteil, den die Freunde seines Zöglings für denselben hoffen mochten und nur bedacht, etwas Ungehöriges zu verhüten, hatte die Türe verschließen lassen. Heftig und ungestüm, wie er war, trat Don Carlos auf die alte Treppe, die nunmehr ganz verdunkelt war; er fiel und verletzte sich dabei den Hinterkopf. Und anfangs glaubte man wohl, wie der Anlaß leicht, so sei auch das Übel ohne Bedeutung. Als aber das Fieber, das kaum gewichen, sich zu der Wunde gesellte, fürchtete man für sein Leben. Philipp eilte nach Alcala. Im ganzen Lande hielt man Prozessionen für ihn. Die Spanier versichern, daß er erst, als ihn die Mönche des Klosters Maria Jesus mit dem unverwesten Leib des seligen Fray Diego be-

rührt hätten, zur Lebenshoffnung zurückgekehrt sei. Der Anatom Vesalius, der hinzugezogen wurde, wird wohl das Beste getan haben. Aber in der halben Bewußtlosigkeit jenes unglücklichen Zustandes, nach den wunderbaren Zeremonien, die man mit ihm vorgenommen, hat der Prinz wirklich geglaubt, als sei er durch den seligen Diego erweckt, der sei ihm in der Nacht mit dem Rohrstab erschienen und habe ihm gesagt: du wirst an dieser Wunde nicht sterben.

So hatte jenes Verhältnis, oder vielmehr der Unfall, von dem es begleitet war, ganz eine andere Wirkung, als die man erwartet hatte. Statt den Prinzen vollends gesund zu machen und zu munterer Bewegung aufzuwecken, hatte es ihn in die alte Krankheit zurückgeworfen und ihm eine sonderbar ehrgeizige Devotion eingeflößt. Er wollte dem seligen Bruder, der ihm das Leben gerettet, dankbar sein und seine Kanonisation auswirken. Zu wiederholten Malen kurz hintereinander ließ er den Nuntius zu sich einladen, um Mittel und Wege, wie dies zu erreichen sei, von ihm zu erfahren.

Allmählich ging seine Genesung vorwärts. Im Juni finden ihn die venezianischen Gesandten mit verbundenem Kopfe sitzen, von krankem Aussehen, leise und unverständlich reden; im August erschien er beinahe geheilt. Auf Briefe, welche ihm dieselben Botschafter überreichten, antwortete er mit Heiterkeit und fast zu deren Verwunderung gut; er gedachte der Freundschaft, welche die Republik immer gegen den

Kaiser, seinen Herrn, der in der Gloria sein möge, bewiesen habe, und die sie seinem Vater auch beweise; er hoffe, auch für ihn werde sie dieselbe bewahren. In Wahrheit aber war sein altes Übel nicht gewichen. Wir vernehmen bei dem 1. Januar 1563, daß er Fieber habe, am 14. August desselben Jahres, daß sein Fieber anhalte und doppelte Terziane geworden, in dem darauf folgenden Dezember, daß er noch immer daran leide und dem Arzte nicht gehorche. Er konnte seinem Vater, der zu den aragonischen Cortes ging, nicht dahin folgen, um auch da die Huldigung zu empfangen. Er ging zurück nach Alcala.

Alles das nun konnte den Prinzen nicht fördern. Leiblich und geistig mußte seine Entwickelung zurückbleiben. Nicht eben erfreulich wird seine Erscheinung geschildert. Er ist für sein Alter allzu klein; schön ist er nicht; unverhältnismäßig groß ist sein Kopf und die Krankheit hält ihn schwach und matt. Er möchte freilich freigebig sein, allein er hat kein Geld, und oft leidet er an einem unfürstlichen Mangel. Nach Taten verlangt ihn. Aber beschränkend steht ihm sein Vater gegenüber, um blühend in bester Manneskraft alles selber auszurichten. Er ist an einen Oberhofmeister gebunden, an den er einst Hand anlegen wollte, und den der Vater doch nicht von ihm nimmt. Alles dies vermehrt nur seine innere Heftigkeit. Er hat wohl Gedanken, doch übereilt er sich und nur undeutlich pflegt er sich auszudrücken. Sollte nicht auch ein so lange anhaltendes Fieber, kurze, heftige

Bewegung, lange Abspannung und Entkräftung auf seine intellektuelle Befähigung und seine Seele einen Einfluß gehabt haben? In lauter Gegensatz ist sein Dasein zerspalten.

Anteil an der Staatsverwaltung. Vermählungspläne.

Der König beschloß, dem Prinzen mehr Freiheit und einen gewissen Anteil an der Regierung zu gestatten. Es war um die Zeit, daß derselbe in das zwanzigste Jahr trat, und auch dies mag ein Grund dazu gewesen sein. Zuerst führte Philipp seinen Sohn in den Staatsrat ein, in welchem zwar keine Beschlüsse mit entscheidendem Votum gefaßt, aber doch die wichtigsten Beratungen vorgenommen wurden; als wollte er zeigen, welche Selbständigkeit er ihm lasse, verließ er nach vollbrachter Einführung selbst den Rat.

Danach gab er ihm einen eigenen Hofhalt und richtete für ihn einen Hofstaat ganz nach burgundischer Weise ein. Die drei oberen Würden desselben, Kammern und Marstall, wurden ihm zuerteilt. Mit der Bevormundung schien es aus zu sein.

Auch wir sehen mit Vergnügen günstigere Gestirne über ihm erscheinen. Nachdem er zuerst in den Staatsrat aufgenommen worden war, zeigte er sich bei öffentlichen Festen ungewöhnlich munter. Man fand, daß er sich gut betrage; Vater und Sohn schienen zufrieden miteinander. Sollten wir uns täuschen, wenn wir hoffen, daß das Gefühl einer wirklichen Tätigkeit, einer entschiedenen Bestimmung ein Gegengewicht

wider sein unregelmäßiges Gelüste in ihm selbst bilden, daß heitere Tage ihm beschieden sein werden?

Ein so guter Erfolg trat nicht ein und konnte es, wohl betrachtet, auch nicht. Mit jener Selbständigkeit war es mehr Schein als Wahrheit.

Der Eintritt in den Staatsrat verschaffte noch lange keinen unzweifelhaften Einfluß. Die entscheidende Macht, welche der ganze Rat nicht hatte, konnte noch viel weniger einem einzelnen Mitgliede zuteil werden. Ein junger Mensch wie Don Carlos war zugegen, um schweigend zu hören, nicht aber selbst zu urteilen. Langweilten ihn nun die Beratungen, oder schien ihm selbst seine Gegenwart eine unnütze Zeremonie, in kurzem blieb er weg. Es mußten besondere Umstände eintreten, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Wie auch Don Johann aufgenommen worden — er selbst hatte ihn eingeführt — ließ er die Versammlung eine Zeitlang in seinen Zimmern halten, und er zeigte sich ein wenig eifriger. Doch auch das hielt nicht an. Jene ruhige Tätigkeit, welche für die Ausbildung seines Gemütes notwendig war, fand er hier nicht.

Seine Lage war überhaupt mit allzu ungünstigen Umständen verknüpft. Gewiß war für diesen Vater und diesen Sohn notwendig, getrennt zu sein. Nie sehen wir den Prinzen gedeihen außer in der Entfernung von dem Könige. Statt ihm das zu verschaffen, hatte die Einrichtung eines eigenen Hofhalts gerade die entgegengesetzte Wirkung. Der König, der sich an die Gesellschaft seines obersten Kam-

merherrn Ruy Gomez de Silva so gewöhnt hatte, daß er ihn nicht gut entbehren konnte, gab dennoch demselben das Amt eines Mayordomomayor bei seinem Sohne. Da nun Ruy Gomez zwei Pflichten zu erfüllen hatte und durch die eine an die Nähe des Königs, durch die andere an die Nähe des Prinzen gebunden wurde, so war eine Entfernung des Sohnes vom Vater hierdurch unmöglich. Immer finden wir sie zusammen, selbst bei der Osterfeier, selbst in dem Eskorial; Ruy Gomez geht von dem einen zum andern. In dieser Lage kommen die häßlichsten Dinge zum Vorschein; ein unerträgliches Mißbehagen begleitet dies lange Beisammensein.

Von jeher bildete die Zukunft des Prinzipe ein Moment in den dynastischen Entwürfen Philipps II. Indem Carlos heranwuchs, war davon die Rede, ihn mit seiner Tante Donna Juana, der Schwester seines Vaters, welche, wie berührt, eine Zeitlang mit der Verwaltung von Spanien betraut gewesen war, zu vermählen, um dem Königreich für weitere Zukunft hinaus einen eingeborenen Erben zu sichern; die Prinzessin selbst wäre sehr geneigt dazu gewesen. Es liegt aber darin etwas der Natur Widerstrebendes, und Don Carlos wollte sich nicht darauf einlassen. Philipp II. hat immer behauptet, er habe nie daran gedacht; als davon die Rede war, sah man ihn eines Tages in die Gemächer seiner Schwester gehen, um ihr die Unmöglichkeit anzukündigen, ein solches Vorhaben auszuführen; diese verbarg nicht, daß sie da=

von sehr schmerzlich berührt wurde. Die Absichten Philipps waren nach ganz anderen Seiten hin gerichtet. Er hatte immer gefürchtet, daß König Franz II. von Frankreich durch die Anrechte seiner Gemahlin Maria Stuart auf England veranlaßt werden würde, Königin Elisabeth anzugreifen; er wäre dann genötigt gewesen, — denn Frankreich mächtiger werden zu lassen, würde der burgundischen Politik entgegengelaufen sein, — Königin Elisabeth zu unterstützen, wozu er doch, da er zu großen Anstrengungen für eine fremde Macht hätte schreiten müssen, nicht eben geneigt war. Nach dem Tode Franz' II. trat aber eine entgegengesetzte Kombination ein. Durch die Oheime der Maria Stuart, die Guisen, wurde dem König Philipp der Vorschlag gemacht, seinen Sohn mit Maria Stuart zu vermählen. Und darauf ist er wirklich eingegangen. Sein eigener Gesandter in Wien, der dort über eine Vermählung des Prinzen mit einer Erzherzogin verhandelte, machte den König darauf aufmerksam, daß sein Interesse bei dieser Sache ein viel größeres sei: denn er sei bereits in einer Stellung, daß er der Herr der Welt werden könne. Ihn dahin zu führen, wäre nun nichts geeigneter gewesen, als die schottische Vermählung des Prinzen; sie sollte dazu dienen, die Universalmonarchie vorzubereiten. Man bemerkte, auf der einen Seite seien die Guisen überaus mächtig in Frankreich, so daß eine Verbindung mit ihnen dem König von Spanien für sein Ansehen in Frankreich

nützlich sein würde. Auf der andern aber hatte die schottische Königin zahlreiche Anhänger in England, so daß eine Verbindung des Prinzen von Spanien mit der Königin von Schottland in England wie in Frankreich der spanischen Macht einen neuen großen Rückhalt zu gewähren schien. Und in Schottland selbst regte sich diese Idee. Gegen die mancherlei Bewerber um die Hand der jungen Königin konnten mehr oder minder starke Ausstellungen gemacht werden. Gegen die Bemühungen des Erzherzogs Karl um die Hand der Königin wandte man ein, er besitze nichts als seinen Degen und den Vorzug, der Neffe des katholischen Königs zu sein; wie viel besser wäre es, den Sohn desselben auf den schottischen Thron zu berufen. Maitland, Lord Lethington, hat es dem spanischen Gesandten in London, Quadra, vorgeschlagen; der aber wurde von dem König beauftragt, die Sache keineswegs zurückzuweisen. Im tiefen Geheimnis wurden Unterhandlungen über dieselbe begonnen. Aber einmal wurden sie durch den unerwarteten Tod Quadras, welcher alles angeknüpft hatte, unterbrochen: und überdies erklärte sich der Herzog von Alba, dessen Gutachten der König einholte, dagegen. Er fragte, ob Alter und Temperament des Prinzen sich wirklich eigne, ihn mit der Königin von Schottland zu vermählen. Die Aussichten auf den englischen Thron machten den Herzog von Alba nicht gegen die Schwierigkeiten blind, welche eine solche Vermählung herbeiführen würde. England, Frankreich

und vielleicht auch der deutsche Kaiser würden dagegen sein. Er gab der Erzherzogin bei weitem den Vorzug. Das vornehmste Motiv, auf die Wünsche des kaiserlichen Hofes Rücksicht zu nehmen, lag in dem Verhältnis zu Frankreich. Auch Karl IX. von Frankreich warb um die Hand der Erzherzogin und schien dabei von den deutschen Fürsten, deren natürliches Interesse seit dem Religionsfrieden in einer weiteren Absonderung der deutschen Linie von der spanischen lag, unterstützt zu werden. Man meinte dann eine Rückgabe der von den Franzosen eingenommenen Landschaften des Reiches erwarten und zugleich eine Lösung des französischen Bündnisses mit der Türkei, welche eben ihre alten Feindseligkeiten erneuerte, hoffen zu können. Zu einer solchen Verbindung durfte es nun aber der König von Spanien nicht kommen lassen. Er wurde von dem kaiserlichen Hofe selbst darauf aufmerksam gemacht, wie viel ihm daran liegen müsse, mit den deutschen Fürsten in einem guten Vernehmen zu stehen, wenn nicht für den Augenblick, doch für die Zukunft. Überhaupt war es eine Grundmaxime des Hauses, sich nicht geradezu entzweien zu lassen. In der brüderlichen Verbindung ihrer beiden Höfe sahen sie einen Moment der beiderseitigen Machtstellung. Man nahm also die Vermählung der ältesten Erzherzogin mit dem Prinzipe von Spanien in bestimmte Aussicht, ohne jedoch die Zeit für dieselbe festzusetzen, wozu die andauernde Schwäche des Prinzen einen vielleicht nicht unwillkommenen Anlaß gab.

Gonzalo Perez sagte, in der Natur der Fürsten des Hauses Österreich liege es, sich langsam zu entwickeln, wie das denn auch bei Kaiser Karl V. stattgefunden habe. Man schmeichelte sich selbst mit der Hoffnung, daß von Don Carlos dereinst infolge einer solchen Vermählung eine Erneuerung der spanischen Herrschaft über Deutschland ausgehen könne. Bei dem französischen Gesandten findet sich die Nachricht, die Anforderung sei gewesen, Don Carlos zugleich zum römischen König, Nachfolger Maximilians II. erklären zu lassen. Die Idee der Universalmonarchie wäre dann auch wieder erwacht.

Don Carlos selbst war in dieser Angelegenheit vollkommen entschieden. Er wollte weder von Donna Juana noch von Maria Stuart reden hören; dagegen beschäftigte sich seine Einbildungskraft lebhaft mit der österreichischen Vermählung; die junge Erzherzogin schien für ihn wie geschaffen zu sein. War nun aber über den Hauptpunkt kein eigentlicher Zweifel mehr übrig, so regte sich doch die Opposition von Frankreich sofort wieder, als König Karl IX. um die jüngere Erzherzogin Elisabeth zu werben anfing; denn König Philipp hatte auch für diese bereits einen Bräutigam im Sinne seiner Politik gefunden. Es war der junge König Don Sebastian von Portugal, für den er sich verwandte, und zwar aus einer zwiefachen politischen Rücksicht; die eine lag darin, daß von der Vermählung desselben mit einer französischen Prinzessin, der späteren Königin von Navarra, Marguerite,

die Rede war, so daß französischer Einfluß auf der Pyrenäischen Halbinsel Platz gegriffen haben würde, eine Eventualität, welche Philipp II. nicht billigen mochte; die andere war die eben erwähnte Verbindung Frankreichs mit der deutschen Linie des Hauses Österreich. Die Erzherzogin sollte auch deshalb mit Don Sebastian vermählt werden, damit sie mit Karl IX. nicht vermählt werden könne. An dem Hofe in Prag, wo Maximilian II. seinen Sitz aufgeschlagen, war man geneigt, die französische Werbung der portugiesischen vorzuziehen; denn wenn Karl IX. zurückgewiesen werde, so werde er sich nach einer Prinzessin etwa aus dem sächsischen Hause umsehen, was dann diesem Hause eine für Österreich unbequeme Autorität in Deutschland verschaffen würde. Philipp II. versäumte nichts, um diese Erwägungen zu widerlegen, denn eine sächsische Vermählung des Königs von Frankreich sei doch an sich nicht wahrscheinlich und würde, wenn sie zustande käme, dem Hause Sachsen anderweite Feindseligkeiten erwecken; und die deutsche Linie des Hauses Österreich dürfe sich von einer Verbindung mit dem Hause Frankreich keinen Vorteil versprechen; er selbst habe sich mit einer französischen Prinzessin vermählt; er sähe sich dennoch von allen Seiten hin von den Franzosen belästigt und bedroht; ebenso der König von Portugal in dem Augenblick, als man sich mit dem Vorhaben trage, ihn mit einer französischen Dame zu vermählen; wie falsch würde es sein, auf eine Rückgabe der dem Reiche

abgenommenen Landschaften zu hoffen, und unauflöslich sei das Bündnis der Franzosen mit den Türken. Diese Ansicht von der Lage der Dinge führte auf die Notwendigkeit der dereinstigen Vermählung des spanischen Thronerben mit der ältesten Erzherzogin; nur dadurch schien Kaiser Maximilian von einer engeren Verbindung mit Frankreich abgehalten werden zu können.

Beziehung zu den Niederlanden. Digression über die kirchliche Politik Philipps II.

Einen neuen Einschlag in diesem Gewebe der allgemeinen Verhältnisse bildeten die Irrungen in den Niederlanden, die eben in dieser Zeit (1563 und 1564), wenn nicht zu vollem Ausbruch gelangten, doch zu einer Krisis der Politik führten, von der der Prinzipe Don Carlos nahe berührt wurde. Alles beruhte auf dem Gefühl der Selbständigkeit, welches in dem hohen Adel der Niederlande einst unter dem Kaiser erwacht und genährt worden war, was ihn doppelt abgeneigt machte, von Spanien aus sich regieren zu lassen. Der Haß, den sich der Kardinal Granvella, der an der niederländischen Regierung großen Anteil hatte, zuzog, beruhte eben darauf, daß man in ihm den Repräsentanten der spanischen Interessen, nicht der niederländischen erblickte; die geistliche Regierungsweise, die derselbe einzuführen trachtete, fand in den Herren, denen die Gouvernements der verschiedenen Provinzen zugefallen waren, einen systemati=

schen Widerstand, der endlich so weit führte, daß sie sich weigerten, in dem Staatsrat in Brüssel zu erscheinen, solange der Kardinal in demselben Sitz und Stimme habe. Die Statthalterin, Herzogin von Parma, trat zwar dieser Anforderung nicht ausdrücklich bei, aber sie stand doch in zu mannigfachen Beziehungen zu den Herren, namentlich dem Grafen Egmont, Gouverneur von Flandern, als daß sie sich ihnen offen hätte widersetzen sollen; sie meinte zuletzt selbst, die Ruhe des Landes nur dann erhalten zu können, wenn Granvella entfernt werde. Namentlich von Frankreich wurden diese Bewegungen schon damals geschürt; von dem Admiral Coligny zweifelte niemand, daß er der spanischen Macht durch die Förderung des protestantischen Elements, das noch in seinen frischesten Impulsen begriffen war, so viel Abbruch als möglich zu tun suche. Es machte sich bereits in den Niederlanden bemerkbar; Kardinal Granvella lachte auf, wenn ihn die spanische Inquisition bei ihren Untersuchungen gegen die Ketzer um Unterstützung bat, denn nicht mit einem oder dem anderen, sondern mit Tausenden habe er es hier zu tun. Granvella selbst verzweifelte, dem andringenden Sturm zu widerstehen und erklärte sich bereit, das Land zu verlassen, sobald es der König wünsche. Philipp II. fragte den Herzog von Alba um seinen Rat. Alba war empört über das Verhalten der niederländischen Großen, von denen mancher verdiene, daß ihm der Kopf vor die Füße gelegt werde, er mißbilligte die

Entfernung Granvellas; aber der König ließ sich, wiewohl nicht ohne in seiner Weise entschuldigende Vorwände zu suchen, zuletzt doch dazu bewegen. Granvella zog sich nach Burgund zurück, die niederländischen Herren besuchten den Staatsrat wieder. Einen gewissen Zusammenhang hatte das auch mit dem Verhältnis zu Deutschland. Der gemäßigte und den Neuerungen selbst in seiner Seele zugetane Maximilian war damit einverstanden; er meinte wohl, der König würde sich einen großen Anhang in Deutschland sichern, wenn er den Verfolgungen wenigstens gegen die Anhänger der Augsburgischen Konfession Einhalt tue; der Religionsfriede binde ihn zwar nicht; aber es werde gut sein, denselben zu beobachten. Damit würde dann jener Entwurf einer Vermählung zwischen der Erzherzogin und Don Carlos zusammengewirkt haben. Zwar findet sich nicht, daß die niederländischen Herren mit dem Prinzen in Verbindung getreten wären; aber sie sahen in demselben von langer Zeit her ihren künftigen Statthalter. Die Todesgefahr, in der er in Alcala schwebte, hatte besonders deshalb einen politischen Eindruck in der Welt gemacht, weil dadurch auch das Verhältnis der Niederländer berührt werde, deren Wunsch es sei, nicht direkt von Spanien beherrscht zu werden.

Man wird uns erlassen, die Pathologie des Prinzen Don Carlos, die physische oder die geistige, im einzelnen zu registrieren. Im Oktober des Jahres 1565 empfing der König Glückwünsche zur Genesung

desselben. Kurz darauf hat Kardinal Granvella dem König geraten, wenn er nach den Niederlanden gehe, den Prinzen mitzunehmen, ihm in den verschiedenen Provinzen den Eidschwur als künftigem Herrn leisten zu lassen, worauf er ein paar Jahre später die Statthalterschaft des Landes würde übernehmen können. Indem aber nahmen die niederländischen Angelegenheiten eine neue Wendung, welche alle Verhältnisse doppelt schwierig machte infolge der kirchlichen Politik des Königs, auf die wir, um die Gegensätze der Zeit in ihrem weiteren Verlauf zu verstehen, näher eingehen müssen.

Das Konzilium von Trient war in einem der Herrschaft des Katholizismus entsprechenden Sinne zu Ende gebracht worden, und es kam nun darauf an, die dort gefaßten Dekrete zur Ausführung zu bringen. In Spanien selbst fand diese Ausführung einige Schwierigkeit. Die Prärogativen der Krone, wir möchten sagen des Staates, schienen in den Dekreten hier und da außer acht gesetzt zu sein. Aber der katholische Eifer, der den König beseelte, hielt ihn von jedem Widerspruche ab; sein Sinn war darauf gerichtet, die Vereinigung der Landschaften, welche sein Reich ausmachte, auf die strenge Handhabung der katholischen Religion zu gründen. Er sah Kastilien bereits als das vornehmste aller seiner Länder an. Leicht entschloß er sich, — denn er müsse ein Beispiel geben, dem die anderen nachfolgen könnten —, zur Annahme der Dekrete, wenngleich sie den weltlichen Interessen

nicht durchaus entsprachen. In Spanien selbst ward er durch die Inquisition, welche sich gegen jede Abweichung richtete, dabei unterstützt. Man kann nicht mit Grund sagen, daß Pilipp II. die Inquisition in der besonderen Form, die sie in Spanien angenommen hatte, überall habe einführen wollen. In Neapel und Mailand wurde dies unmöglich. Aber allenthalben hielt er an der durch die allgemeinen kirchlichen Gesetze gegründeten kanonischen Inquisition fest, die er in aller ihrer Strenge in den Niederlanden zur Ausführung bringen wollte. Er stieß dabei auf einen Widerstand in der Population, der zugleich von den vornehmen Herren geteilt wurde. Denn schon waren dort die Ideen der kirchlichen Reformation im lebendigsten Fortschritt; von Deutschland, von Frankreich, von England her drangen sie ein. Es war der Kampf gegen ein mächtiges Element der Welt, welchen Philipp durch seine kirchlichen Anordnungen unternahm. Wenn man sich in jene Zeiten zurückversetzt, in denen die Niederlande, noch ungeteilt, dem König aus dem Hause Burgund gehorchten, und sich der kommerziellen und der maritimen Macht erinnert, welche sie besaßen, so war es ein Entschluß, den man politisch nicht opportun nennen konnte, eben an diesem Punkte den großen Gegensatz, der die Welt spaltete, zur Entscheidung zu bringen. Die niederländischen Herren hatten dagegen eine rein politische Einwendung zu machen. Sie hatten schon der Einrichtung der neuen Bistümer widerstrebt, weil sie der Verfassung des

Landes nicht entspreche; sie hielten den König nicht für befugt, die Beschlüsse von Trient ohne Beirat der Stände als ein allgemeines Landesgesetz zu verkündigen. Der König sah darin aber seine eigenste Angelegenheit. In Brüssel wurde eine Konferenz von bischöflichen und weltlichen Räten gehalten, in der man kirchliche Provinzialeinrichtungen feststellte, wie sie den Satzungen von Trient gemäß waren. Die Statthalterin verwies die weltlichen Behörden, so gut wie die geistlichen, auf die Beobachtung jener Dekrete. Damit gewann aber die kanonische Inquisition einen neuen Rückhalt; der vornehmste Inquisitor von Löwen, Titelmanns schritt zu Gewaltsamkeiten, die das Land sich nicht gefallen lassen wollte. Wohl bezog sich der König hierbei auf die strengen Verordnungen seines Vaters. Aber man brachte in Erinnerung, daß dieser selbst auf den Rat der damaligen Statthalterin, Königin Maria, von der Inquisition Abstand genommen habe. Die weltliche Gewalt sah darin einen Übergriff der geistlichen. Die Herren erklärten sich mit Entschiedenheit dagegen; hauptsächlich aus ihnen, namentlich den Rittern des Goldenen Vließes, war der Staatsrat zusammengesetzt, dessen Beschlüssen jedoch durch den geheimen Rat nicht selten Abbruch getan wurde; sie forderten den König auf, die Präeminenz des Staatsrates anzuerkennen, und wurden nicht müde, auf die Berufung von allgemeinen Ständen zu dringen. Daß sie hierbei mit benachbarten Reichen in irgendeine Verbindung getreten

seien, davon findet sich keine Spur; sie waren vielmehr ehrgeizig, die Grenzen des Landes nach allen Seiten hin zu verteidigen. Aber innerhalb desselben wollten sie von dem Anteil an der Ausübung der höchsten Gewalt, den sie bereits besaßen, nichts einbüßen. Fast ohne Ausnahme katholisch, wollten sie sich doch nicht die klerikale Macht über den Kopf wachsen lassen. In diesem Sinne sprach sich Graf Egmont, der in den ersten Monaten des Jahres 1565 nach Spanien ging, bei dem König aus. Er wurde von demselben scheinbar sehr gut aufgenommen und erlangte einige besondere Zugeständnisse zu seinen Gunsten; auch die besten Versicherungen in der allgemeinen Angelegenheit. Gegen Ende April 1565 kam er wieder nach Brüssel zurück, nicht ohne ein erhöhtes Selbstgefühl darüber, daß er so vieles erreicht habe; er rühmte sich wohl des Ansehens, das er beim Könige genieße. Philipp II. hatte jedoch mit alledem, was er verlauten ließ, niemals an eine wirkliche Nachgiebigkeit in kirchlicher Beziehung gedacht. Unmittelbar nach der Abreise des Grafen ließ er Befehle an die Statthalterin abgehen, welche eine Verschärfung der Inquisition, damals besonders gegen die Baptisten gerichtet, anordneten. Der Inhalt und der Ton derselben waren den niederländischen Herren gleich unerwartet; ihre Verbindung, die bisher schon immer bestanden, gewann dadurch eine neue Verkittung. Eine Vergrößerung ihrer Autorität im Staatsrat oder gar eine Berufung der Generalstände durften sie nicht erwarten. Allein

auch zur Ausführung der königlichen Befehle die Hand zu bieten, waren sie nicht gesonnen. Sie ließen geschehen, daß sich in dem niederen Adel eine Konföderation bildete, welche die Abschaffung der Inquisition und die Ermäßigung der alten Edikte auf ihre Fahnen schrieb. Man sah sie in starken Trupps in Brüssel einreiten und der Regentin eine Bittschrift übergeben, welche diese Forderungen enthielt. Demonstrationen, die nun doch von dem Wege der Gesetzlichkeit weit abwichen, so daß die Regentin die Gouverneure und Herren zu einer Unterdrückung dieser Bewegung auffordern durfte. Sie fand aber eine allgemeine Abneigung bei denselben. Ihre Verbindung, die bisher schon immer bestanden, hatte durch den Lauf der Ereignisse eine neue Verstärkung gewonnen. Sie sagten, sie wollten nicht veranlassen, daß 50—60 000 Menschen verbrannt würden, wie das die alte und noch in Spanien gehandhabte Praxis der Inquisition war; sie bezogen sich wohl auf die Stimmung der ihnen untergebenen Hommes d'Armes, welche nicht dahin gebracht werden könnten, die Inquisition zu unterstützen oder die Predigten zu verhindern. Unleugbar ist, daß sich hierdurch die allgemeine Ordnung, die auf der Übereinstimmung der höchsten Gewalt mit den ausführenden Behörden beruht, auflöste. Ein Bildersturm brach aus, der das Land mit Unordnung und Eigenmächtigkeit erfüllte. Die Statthalterin lag dem König an, die Forderungen, die man machte, zu genehmigen; zwei der vornehmsten Herren, Montigny und

Berghes, beide jedoch zögernd, begaben sich nach Spanien, um dem König die Notwendigkeit, die Ordnung durch eine Ermäßigung seiner Befehle wiederherzustellen, einleuchtend zu machen. Die Herzogin sagte wohl, wenn der König nur jetzt nachgebe, so würde er des künftigen Gehorsams durch einen neuen Eid der Treue versichert werden. Der König antwortete, wer den ersten Eid gebrochen, werde auch einen zweiten nicht halten. Dennoch hat er sowohl in seinem Schreiben an die Statthalterin, wie in seinen Audienzen mit Montigny, sich zur Nachgiebigkeit bereit erklärt; er hat in der Tat zugestanden, daß von der Inquisition nicht weiter die Rede sein solle, vorausgesetzt, daß die neuen Bischöfe überall eingeführt würden; er hat ferner die Herzogin aufgefordert, ihm einen anderweitigen Entwurf zur Moderation der Plakate einzureichen; denn einen ersten hatte er abgelehnt; er hatte endlich eine allgemeine Amnestie in Aussicht gestellt. Auf diese Weise wäre dann die Herstellung der Ruhe wahrscheinlich, wenigstens möglich gewesen. Sollte aber der Sinn Philipps II. wirklich dahin gegangen sein? Er hätte dann Konzessionen gemacht, welche er nicht machen zu wollen erklärt hatte, und die seinem kirchlichen Begriff zuwiderliefen. In der Tat waren seine Absichten eben die entgegengesetzten. Am 9. August protestierte er in Gegenwart des Herzogs Alba und einiger Rechtsgelehrten mit einer gemessenen Feierlichkeit gegen die bindende Kraft der der Regentin erteilten Autori=

sation, den bei den Unruhen Beteiligten Amnestie zu gewähren; denn er habe dieselbe, durch die besonderen Umstände veranlaßt, nicht freiwillig gegeben; im Gegenteil, er behalte sich vor, die Schuldigen zu bestrafen, namentlich die vornehmsten Urheber und Beförderer des Aufruhrs. Man sieht von selbst, was es zu bedeuten hat, daß Alba, der schon immer zu den strengsten Maßregeln geraten hatte, nach den Niederlanden zu gehen bestimmt wurde. Die Gesinnungen des Königs lernt man vollkommen aus den Instruktionen kennen, die er seinem Gesandten in Rom zugehen ließ; er sagte, bei seinem Zugeständnis über die Inquisition hätte er wohl den Papst befragen sollen, aber es sei dazu keine Zeit gewesen, und vielleicht sei es so am besten; denn der Papst allein habe das Recht, die Inquisition zu widerrufen, wie er sie eingesetzt habe. In bezug auf die Moderation der Plakate versicherte er, er werde keine Ermäßigung annehmen, wenn dadurch die Züchtigung der Bösen auf irgendeine Weise gehemmt würde; die Amnestie habe er nur für Vergehungen bewilligt, die gegen ihn selbst begangen worden seien. Er hielt also den kirchlichen Begriff in aller seiner Ausdehnung fest. Er läßt dem Papst sagen, ehe er etwas zulasse, was zum Nachteil der Religion und des Dienstes Gottes gereiche, wolle er alle seine Staaten und hundert Leben, wenn er sie hätte, verlieren. „Ich will kein Fürst von Ketzern sein.“ Er wolle, sagt er, die Sache in den Niederlanden beilegen, wenn irgend möglich,

ohne Anwendung der Gewalt; denn er sehe wohl, daß eine solche zum Verderben des Landes gereichen werde; aber wenn es nicht möglich sei, werde er dennoch dazu greifen; er werde dann selbst der Exekutor seiner Beschlüsse sein; keine Gefahr, weder der Ruin jener Landschaften, noch der Ruin seiner übrigen Länder solle ihn von dem abhalten, was ein christlicher Fürst zur Ehre Gottes tun müsse

Die Erklärung ist gleichsam ein Programm für die Zukunft der spanischen Monarchie; in den Niederlanden kam der große Gegensatz nochmals zum Vorschein, entweder Unterwerfung unter den katholischen Glauben, oder Anwendung der Gewalt auf jede Gefahr, selbst auf die des Verlustes der übrigen Staaten, aus denen sie sich zusammensetzt.

Oppositionelles Verhalten des Prinzen zu seinem Vater.

Von diesem großen Konflikt der Interessen und der Meinungen wurde nun der Prinzipe Don Carlos unmittelbar berührt.

Wir fassen zunächst den Zustand ins Auge, in welchem er sich überhaupt befand.

Er hatte bisher noch immer an seinem früheren Lehrer Onorato Juan einen intimen Freund und Ratgeber gehabt. Onorato war indessen zum Bischof von Osma ernannt worden. Der Briefwechsel, den der Prinz mit ihm unterhielt, zeugt von Herzlich=

keit und Vertraulichkeit. „Mein Meister,“ schreibt er demselben am 23. Januar 1565, „Gott weiß es, wie sehr mich die Ankunft der Tochter des Marques von Cortes erfreut hat. Denn auch Ihr werdet nun sogleich kommen. Tut es nur sogleich, und wenn Ihr kommt, so laßt es mich sogleich wissen.“ Man hat diese Briefe schlecht geschrieben gefunden; und wahr ist, daß sich darin Verstöße wider die Regeln des Stils finden, nach denen man sie eben maß. Indes sie zeigen am besten seinen dringenden Wunsch, den früheren Lehrer wiederzusehen. „Mein bester Freund,“ redet er ihn an, „den ich im Leben habe: ich werde tun, was Ihr mich lehrt.“

Da war es ihm nun sehr leid, daß die Gesetze der Kirche, jüngst durch das Trienter Konzilium erneut und eingeschärft, seinen Freund zur Residenz in dem ihm übertragenen Bistum verpflichteten und ihm den Aufenthalt am Hofe untersagten. Er nahm keinen Anstand den Papst um eine Vergünstigung in dieser Sache anzugehen: dem Bischof, der ihm von Jugend auf die treuen Dienste eines Lehrers erwiesen, möge der Papst die Erlaubnis gewähren, von Zeit zu Zeit am Hofe bei ihm zu leben. Des väterlichen Rates, des gewohnten Gespräches desselben entbehrt er nicht ohne Schmerzen. Den 15. Mai 1566 erlaubte Papst Pius V. dem Bischof alle Jahre eine sechsmonatliche Entfernung von seiner Diözese; dadurch, daß er immer einige Monate bei dem Prinzen zubringe und ihm mit Treue und Sorgfalt und väterlicher Liebe zur

Seite stehe, werde er dem kirchlichen Gemeinwesen nicht geringen Nutzen verschaffen.

Indem dies Breve erging, ließ die zunehmende Krankheit Onorato Juans wenig Hoffnung, daß es zur Ausführung kommen würde. Schon im Januar war derselbe so schwach, daß er vor allem Bedacht nehmen mußte, seine Gesundheit herzustellen. Er versichert dem Prinzen, wenn es Gott gefalle, ihm diese wiederzugeben, werde er kommen, um sein ganzes Leben im Dienst desselben zuzubringen und darin zu sterben: das sei sein Wunsch.

Indessen versäumte er nicht, da er es mündlich nicht vermochte, ihm seine Ermahnungen schriftlich zu erteilen. Sie sind merkwürdig, weil man daraus den Zustand des Prinzen in dieser Zeit und, was man vornehmlich an ihm aussetzte, authentisch abnimmt.

Wenn der Bischof den Prinzen zuerst ermahnt, den Befehlen Gottes nicht allein innerlich, sondern auch äußerlich Folge zu leisten, der Messe mit Aufmerksamkeit beizuwohnen, der Kirche und ihren Dienern und den Mönchsorden, einem wie den anderen, Ehrfurcht zu beweisen, vornehmlich aber, die Sache des heiligen Offiziums für die seinige zu halten, auch um deswillen, was dasselbe zur Ruhe und guten Regierung dieser Reiche beitrage, so darf man daraus schließen, daß es Carlos an diesem äußerlichen Dienst habe fehlen lassen.

Alsdann redete er ihm eindringlich zu, daß er seinem Vater gehorchen, ihm dienen, ihn in allem, was er fordere, zufriedenstellen möge. Das sei Gottes Ge-

bot; von allen Geboten diesem allein habe Gott das Versprechen einer zeitlichen Belohnung hinzugefügt: es diene zur Genugtuung des Volkes, welches die Söhne gern ihren Vätern gehorsam sehe; es sei der gerade Weg, seine Sachen glücklich hinauszuführen; jeder andere sei voll Gefahr und bringe in offenbare Bedrängnis.

Am längsten verweilt der Bischof dabei, daß der Prinz seine eigenen Diener und die Diener seines Vaters mit Freundlichkeit und Güte behandeln möge. Oft hat Don Carlos selber bekannt, daß er es daran habe fehlen lassen. Der alte Lehrer ermahnt ihn, alle, welche sich an ihn wenden würden, mit Aufmerksamkeit anzuhören und ihnen wenige und deutliche Worte zu erwidern. Nicht allzuviel fragen soll er sie; es möchten Dinge vorkommen, von denen sie lieber schwiegen. Er möge sich nicht zu genau nach dem Leben und den Mängeln der Leute erkundigen. Wer viel wisse, verrate viel. Jeder wünsche sich von seinem Fürsten hochgehalten zu sehen. Die Erkundigung selbst könne nicht geheim bleiben. Zu großer Unruhe in seinem eigenen Haus und dem Königreich habe das schon Anlaß gegeben.

Indem er ihm dergestalt Ruhe, Gehorsam, Schonung anderer mit wohlerwogenen Gründen zur Pflicht macht, drückt er die Hoffnung aus, daß er die Liebe Gottes und der Menschen erwerben und sich zu jenen großen Geschäften fähig machen werde, welche die Zeit fordere, in der ihn Gott habe lassen geboren werden.

Wie gut wäre es gewesen, wenn ein so wohlgesinnter Lehrer zu diesem Erfolg selbst hätte beitragen können. Bereits im Jahre 1566 aber starb Onorato unerwartet. In seinem Testament liegt noch ein Zeugnis für den Prinzen selbst.

Er ernannte ihn zum Vollstrecker desselben: er möge hinzufügen oder hintansetzen, was er wolle, was er verordnen werde, sollte so fest sein, als finde es sich in diesem seinem Kodizill selber. Und doch hatte Onorato Juan Brüder und Vettern; zwischen Lehrer und Schüler waltete wechselseitig ein reines und heiliges Vertrauen ob.

Nicht eben einen anderen Freund, aber einen wohlwollenden Bekannten und Beobachter hatte der Prinz an dem kaiserlichen Gesandten Dietrichstein, der ihm doppelt wert war, weil der Kaiser bereits unzweifelhaft als sein künftiger Schwiegervater betrachtet wurde. In Spanien hatte es den besten Eindruck gemacht, daß der Kaiser bei einer neuen ernstlichen Bewerbung des Königs von Frankreich um seine älteste Tochter Anna dem Prinzen von Spanien den Vorzug gab. Bei der immer erneuerten Unzuverlässigkeit, in welcher die französische Politik sich bewegte, gereichte es dem spanischen Hof zu großer Genugtuung, daß das Verständnis der beiden Linien des Hauses Österreich dadurch für alle Zukunft festgestellt werde. Der Prinz ließ darüber, daß der Kaiser seinem Vater — denn so drückte er sich bescheidentlich aus — den Vorzug vor dem König von Frankreich gegeben habe, seine Dank-

barkeit versichern. Dietrichstein nahm jetzt die frühe-
ren ungünstigen Schilderungen, die er von dem Prin-
zen gemacht hatte, gleichsam zurück; denn er sei jetzt
gesünder und kräftiger und verspreche, ein guter Ehe-
mann zu werden. Das Verhältnis zwischen Vater und
Sohn war wenigstens nicht schlecht. Der König kam,
wenn er verreiste, auf das Zimmer des Prinzen, um
Abschied von ihm zu nehmen. Diesen finden wir wohl
am Sommeraufenthalt in Segovia teilnehmen. Doch
fehlt es auch nicht an mancherlei Anlässen zum Zer-
würfnis. Was man dem Prinzen am meisten zur Last
legte, war seine Unmäßigkeit im Essen, nicht gerade
im Trinken — denn er trank nur Wasser; aber dies
konnte er nicht kalt genug bekommen und hielt dann
auch kein Maß darin. Eigentlich zufrieden waren doch
aber der Vater und der Sohn nie mit einander. Der
Vater zögerte, über die beschlossene Heirat eine defi-
nitive Bestimmung zu treffen; der Prinz wurde dar-
über um so mißvergnügter, da er den Grund davon
nur darin erblickte, daß der König in diesem Falle
genötigt sein würde, ihm größere Selbständigkeit zu
gewähren und ihn nicht mehr zu behandeln wie ein
Kind. Er sprach sich dann über denselben nicht mit
der Rücksicht aus, die alle anderen beobachteten.

Zwischen dem König Philipp II. und dem Kaiser
Maximilian II. schwebten mannigfache Unterhand-
lungen von sehr bedeutendem Inhalt. Man war ver-
schiedener Meinung über die Behandlung des Her-
zogs von Toskana, eine Sache, in der der Prinz mehr

Partei für den Kaiser nahm; über die dem deutschen Reiche aus den Niederlanden zu zahlende Kontribution, welche hintangehalten wurde; über die Hilfe gegen die Türken, zu deren Leistung man sich in Spanien verpflichtet erklärte, ohne doch wirklich etwas zu tun; endlich auch über die religiösen Angelegenheiten; der Kaiser forderte die Gestattung der Priesterehe für das Reich und für seine Erblande; der König wirkte an dem römischen Hof dagegen; denn das würde, — so wurde er von seinem Theologen belehrt —, nur weiteren Abfall veranlassen. Dietrichstein schlug eine Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem König vor, wozu die Reise Philipps nach den Niederlanden Gelegenheit geben werde. Auch Granvella hatte dem König geraten, erst nach Italien zu gehen, etwa nach Genua, und von da her die Niederlande zu besuchen. Dietrichstein urteilte, daß die Zusammenkunft alsdann in Innsbruck stattfinden könne. Er hielt die Sache im August 1566 für beschlossen. Die Absicht war, daß der Prinz seinen Vater begleiten solle. In dieser Reise konzentrierten sich alle damaligen Entwürfe und der Prinz ergriff sie mit seiner gewohnten Heftigkeit.

Im Dezember 1566 fand eine Versammlung der Cortes in Madrid statt, in welcher der König seine Reise nach den Niederlanden als eine Sache ankündigte, der er nicht ausweichen könne, und für die er die Geldbeihilfe der Cortes in Anspruch nehme. Diese waren nicht dagegen, aber sie warfen die Frage auf,

wie die Regierung in Abwesenheit des Königs versehen werden solle; sie waren der Meinung, sie müsse dann dem Prinzen übertragen werden und dieser in Spanien zurückbleiben. Der Prinz geriet hierüber in lebhafte Aufregung; er begab sich selbst in die Versammlung der Cortes und erklärte einen jeden, der diesen Antrag machen werde, für seinen Feind; er legte Wert darauf, daß er sich von seinem Vater nicht werde trennen lassen, und brachte zugleich seine Vermählung, welche diesem überlassen werden müsse, in Anregung. Er ließ dabei eine Nichtbeachtung aller konstitutionellen Regeln blicken, welche Aufsehen und Schrecken erregte. Man erstaunt, daß der Prinz soviel Wert darauf legt, nicht etwa von seinem Vater getrennt zu werden. Der kaiserliche Gesandte berichtet darüber dem Kaiser, die Hoffnung des Prinzen sei, wenn er in die Niederlande komme, die zwei Dinge, die ihm am meisten am Herzen liegen, zu erreichen: die Heirat mit der Tochter Ew. Majestät und größere Freiheit, als er bisher gehabt; nichts schmerze ihn mehr, als daß sein Vater die Heirat verzögere und ihm bei seinen Jahren nicht mehr Gewalt und Freiheit lasse; die Verzögerung der Vermählung rühre eben daher, daß der Vater glaube, er werde ihm, wenn er vermählt sei, mehr Gewalt geben müssen, oder der Prinz werde sie sich selbst nehmen; er rechne dabei darauf, den Kaiser auf seiner Seite zu haben.

Es entsteht nun die Frage, in welchem Verhältnis der Prinz zu der niederländischen Bewegung über-

haupt gestanden hat. Alte und wohlunterrichtete Historiker haben behauptet, er sei mit Egmont in Verbindung gewesen, und was wäre an sich wahrscheinlicher, als daß der hochangesehene kriegsberühmte Graf bei seiner Anwesenheit in Spanien die Bekanntschaft des Prinzen gemacht habe oder vielmehr der Prinz die seine? Dagegen ist eingewendet worden, daß sich in den archivalischen Papieren keine Spur einer Verbindung des Prinzen mit den niederländischen Großen gefunden habe. Irre ich nicht, so ist eine solche doch vorhanden. Bei den Maßregeln, die für den Fall des Ablebens von Berghes zur vorläufigen Besitznahme seiner Güter und zugleich die Verhinderung einer Flucht Montignys, — es sind die beiden Gesandten, welche dem König die Notwendigkeit einer nachgiebigen Haltung in den Niederlanden vorstellen wollten, — getroffen wurden, bemerkt der König in seinem Schreiben an Ruy Gomez, der zugleich mit Spinosa und Carir zur Ausführung der Maßregeln angewiesen wurde, es verstehe sich, daß der Prinz Don Carlos von alledem nichts erfahren dürfe. Warum aber sollte der Prinz nichts davon erfahren? Ein anderer Grund läßt sich gar nicht denken, als daß er mit der Behandlung, welche den beiden Gesandten zuteil wurde, die man gleichsam als Feinde behandelte, nicht einverstanden war. Wenn nun die Erzählung eines an sich glaubwürdigen Geschichtschreibers, auf dessen Zeugnis wir in vielen Punkten angewiesen sind, Cabrera, mit einer Andeutung in einem königlichen

Schreiben zusammentrifft, so darf man sie, denke ich, nicht in Abrede stellen. Noch schwankte die Entscheidung zwischen der Anwendung der äußersten Mittel, die man bereits beschlossen hatte, und eines gemäßigten Verhaltens, das noch in Aussicht gestellt wurde. Historisch kann kein Zweifel sein, daß der Prinz für das zweite war; er hoffte und wünschte noch eine Aussöhnung mit den niederländischen Herren, seinen Ordensgenossen, welche ihre Hoffnung auf ihn gesetzt hatten. Dieser Gesinnung war nun auch der Kaiser. Er hat den König ausdrücklich vor den Gefahren, in welche er sich durch Anwendung der Gewalt in den Niederlanden stürzen werde, gewarnt und ihm seine Dazwischenkunft angeboten; so daß man wohl ohne Bedenken annehmen darf, daß sich der Kaiser, die niederländischen Herren und der Prinz in einer gewissen, inneren Übereinstimmung befanden. Man begreift die Aufregung, in welche der Prinz geriet, als nun der Herzog von Alba, von dem man nicht zweifeln konnte, daß er zur Anwendung der Gewalt schreiten werde, nachdem er seine Abschiedsaudienz bei dem König gehabt, auch ihm einen Abschiedsbesuch machte: er soll seinen Dolch gegen Alba gezückt haben. Aber auch damals war doch immer die Reise des Königs, an der der Prinz teilzunehmen gedachte, vorbehalten.

Am 19. März 1567 wurde die Abreise des Königs durch allerlei Erlasse so gut wie angekündigt. Der Plan Philipps sollte sein, den Prinzen erst nach den verschiedenen Hauptstädten der aragonischen Krone zu

führen, wo die Stände ihm schwören sollten; dann ihn nach Italien mitzunehmen, in Mailand eine Zusammenkunft mit dem Papst, in Innsbruck eine mit dem Kaiser zu halten und sich dann nach den Niederlanden zu begeben.

Eine besondere Rücksicht bildete es immer, daß der österreichische Hof abgehalten werden mußte, die Vermählung der jüngeren Erzherzogin mit dem König von Frankreich zu bewilligen. Für Maximilian lag dazu ein besonderes Motiv in dem Türkenkrieg, der wieder ausbrach; er wollte sich in einem solchen Augenblick nicht auch die Feindschaft von Frankreich zuziehen. Allein eine neue Mission des Königs von Spanien, die im Juli eintraf, hielt ihn bei dessen Gesichtspunkten fest. Philipps Absicht war damals nicht über Italien, sondern unmittelbar zur See die Reise nach den Niederlanden zu unternehmen. Der Kaiser wünschte nichts mehr, als die ihm schon so lange versprochene Zusammenkunft; er hat wohl gesagt — denn schon war er in einem Zustand krankhafter Schwäche — er wolle sich, wenn es nötig wäre, auf den Schultern seiner Diener dahin tragen lassen. Die Vermählung des Prinzen mit der Erzherzogin Anna war dabei unaufhörlich im Auge behalten.

Wenn der Prinz aufs neue wunderliche und gehässige Ungebärdigkeiten ausübte, so schrieb man das an dem Hofe dem immer erneuerten Verdruß über die Saumseligkeit, mit welcher der Vater seine Heirat betreibe, zu. Noch im Juni und Juli dauerten die Vor-

bereitungen zur Reise an; Don Carlos und die beiden anwesenden österreichischen Erzherzöge Rudolph und Ernst erhielten die Weisung, sich bereit zu halten (26. Juni). Don Carlos ließ schon den König von Frankreich um einen Paß für den Durchzug seiner Pferde (50) bitten. Am 15. Juli wiederholte Philipp seine Aufforderung, die Vorbereitungen zu beeilen. Bei der Publikation der Cortesbeschlüsse (21. Juli) erklärte der König, daß er nach den Niederlanden reisen werde; er fügte hinzu, daß das Verhalten schlechter Untertanen seinen Entschluß veranlaßt habe.

Die Vorbereitungen waren so weit gediehen wie möglich, die königliche Garde hatte schon Befehl erhalten, sich nach Coruña zu begeben; dann aber traten Schwankungen ein. Sollte dieser König, der eben damals auf die erste Nachricht von einer Moriskenbewegung in den Orten von zweifelhaftem Gehorsam Veranstaltungen traf, um sich ihrer Oberhäupter zu bemächtigen; der dem König von Frankreich immer wiederholt hatte, in seinen Kriegen gegen die Hugenotten sei nur ein dieselben zugrunde richtender Anführer imstande, ihn zu retten, sollte er nicht erst warten bis auch in den Niederlanden die Häupter überwältigt und gezüchtigt worden waren?

In der Nacht vom 21. zum 22. August traf ein Kurier vom Herzog von Alba ein, welcher meldete, daß er, ohne Hindernis zu finden, in den Niederlanden angekommen sei. Der Nuntius des Papstes verhehlte dem König nicht, daß die Welt sein Zurückblei-

ben nicht zu seinen Gunsten auslegen werde; der Heilige Vater werde es mit dem größten Leidwesen vernehmen (8. September). Am 19. September traf dann die Nachricht ein, daß sich der Herzog von Alba der Personen Egmonts und Horns versichert habe. Der König antwortete dem Papste durch eine Instruktion für seinen Gesandten Luis de Requesens. Er sagt darin, seine Abreise nach den Niederlanden sei auf Anfang August festgesetzt gewesen, in der Erwartung, der Herzog von Alba werde mit den Truppen, welche die Unterwerfung der Niederlande ausführen sollten, in dieser Zeit bereits angekommen sein; dann würde er sich dahin begeben haben, um Ruhe und Ordnung herzustellen. Aber der Herzog sei später angekommen als man gemeint habe. In diesem Jahre sei daher seine Reise unmöglich. Im künftigen Frühjahr aber solle sie stattfinden. Spinosa hat gesagt, wenn die Welt nicht untergehe, und wenn der König im künftigen Frühjahr noch am Leben sei, werde er die Reise vollziehen.

In Wien war Erzherzogin Anna trostlos hierüber. Der Kaiser war zufrieden, daß die Zusammenkunft, die ihm sehr am Herzen liege, bis ins Frühjahr verschoben werde; er freute sich darauf, dann die Bekanntschaft des Prinzen zu machen. Wie aber war diesem selbst zumute?

Im September brach der Haß zwischen Vater und Sohn wieder lebhaft aus. Der französische Gesandte schreibt, der Sohn hasse den Vater, der Vater nicht minder den Sohn.

Fluchtentwürfe des Prinzen. Seine Gefangensetzung.

Man wird, denke ich, dem Andenken Philipps II. nicht unrecht tun, wenn man annimmt, daß alle seine scheinbaren Vorbereitungen darauf berechnet waren, dem Herzog von Alba Zeit zu verschaffen, von Italien her nach den Niederlanden vorzurücken, ohne daß man es fürchtete. Die Vorbereitungen waren im Sinne der Versöhnung; die Sendung Albas aber auf Anwendung der Gewalt berechnet. Von diesem inneren Widerstreit der Absichten und ihrem Wechsel wurde nun kein Mensch so lebhaft betroffen, wie der Prinz Don Carlos.

Wenn es der Ehrgeiz des Prinzen gewesen war, an der Beruhigung der Niederlande teilzunehmen und zugleich mit dem Kaiser in Verbindung zu treten, um eine selbständige Stellung zu gewinnen, so war jetzt ein anderer, in dem er seinen vornehmsten Gegner sah, zu Macht und Autorität gelangt. Montigny, der im Sinne der Vermittlung arbeitete, an dem auch der Prinz festhielt, war verhaftet und in ein Staatsgefängnis abgeführt worden. Wenn man die allgemeinen Weltverhältnisse und die Fragen für die Zukunft, die darin vorlagen, ins Auge faßt, so ist unleugbar, daß Philipp II. auf der einen, sein Sohn Don Carlos auf der anderen Seite stand. Auf der einen nämlich war die volle Restauration des Katholizismus und eine damit verbundene streng monarchische Tendenz in Aussicht genommen; auf der anderen

Seite standen die hergebrachten, mit einer gewissen Selbständigkeit der Provinzen vereinbaren politischen Verhältnisse, eine Ermäßigung der religiösen Disziplin, eine Milderung der Hierarchie. Für das erste hatte Philipp jetzt entschieden Partei genommen. Auf der anderen Seite bewegten sich die zugleich von persönlichem Ehrgeiz getragenen Entwürfe seines Sohnes, die nun in diesem Augenblick auf das stärkste zurückgewiesen wurden. Dem Prinzen kam zu Ohren, daß ihn der König, sein Vater, zur Vermählung und zur Regierung für untüchtig halte. Oft litt er an Geldmangel und sein Vater nahm keine Rücksicht auf sein Bedürfnis.

Seitdem begann dieses heftige Gemüt, das sich von Anfang des Lebens an mit Gärungsstoff erfüllt hatte, stärker als jemals in Unordnung und chaotische Verwirrung zu geraten. Der königliche Beichtvater sagt, sein Betragen hatte Beschränkung, seine Beschränkung Verzweiflung zur Folge. Die ersten Edelleute des Hofes, die Räte seines Vaters, seine eigenen Diener ließ er seinen Unmut fühlen. Als sei er selber gefährdet oder als suche er jemand zu töten, sah man ihn in der Nacht mit geladenem Gewehr einhergehen. Aus diesem wilden Sturm erhoben sich ihm, man weiß nicht, ob mehr Wünsche oder Absichten und Beschlüsse, als seine einzige Rettung. Ebendieselben Entwürfe, welche seine Katastrophe herbeigeführt haben. Welche waren sie aber? Wir wollen Punkt für Punkt prüfend berichten, was wir davon wissen.

Vor allem ist gewiß und durch ein Schreiben des Doktor Suarez an den Prinzen erwiesen, daß er auf dem Wege nicht allein des Ungehorsams, sondern der Feindseligkeit gewisse Ansprüche, ohne Zweifel solche, welche er als Prinzipe von Spanien zu haben glaubte, wider seinen Vater zur Geltung zu bringen, entschlossen war. Oft fragte ihn Suarez, worauf er baue und welche Mittel er habe, um mit seinen Ansprüchen durchzudringen.

Der Prinz rechnete auf die Hilfe der Granden, die ihm zu gehorchen und zu dienen geschworen hatten. Da er eine rechtmäßige Sache und guten Grund zu offener Feindschaft zu haben glaubte, trug er kein Bedenken, an mehrere zu schreiben, er wünsche sich ihrer in einer wichtigen Unternehmung zu bedienen und bitte sie, sich dafür bereit zu halten. Wohl ahnend, wo er hinaus wollte, antworteten sie ihm, sie seien ihm allezeit zu Dienste, vorausgesetzt, daß er nichts wider Gott noch auch wider seinen Vater vorhabe; in ihrem Herzen waren sie keineswegs wider ihn; sie hegten die Hoffnung, daß er einmal eine andere Art von Regierung einführen werde. Nur wenige, namentlich der Almirante, gaben dem Könige davon Nachricht, und übel empfand derselbe das Stillschweigen der anderen.

Auch wissen wir, daß der Prinz sich um die Teilnahme und Hilfe Don Johanns eifrig bewarb. Ganz anders freilich hatte dieser bisher sich entwickelt. Neben der Schwäche und unleidlichen Heftigkeit des

Prinzen fiel Wesen und Art Don Johanns um so stärker in die Augen; er war wohlgebildet, männlich, aller seiner Kräfte Herr, liebenswürdig und noch frei von jenen dunklen Antrieben, welche seine späteren Jahre umwölkt haben. Jeder junge Mensch wird sich bei kühnen Unternehmungen gern mit seinen Altersgenossen verbinden wollen. Auch Don Carlos wünschte ein Du, gleichsam ein zweites Ich für sich zu gewinnen. Don Johann, auf dessen Beispiel die ganze adlige Jugend Spaniens sah, dem sie einst zu folgen sich bereitet hatte, als er wider des Königs Willen zu einem Maurenkrieg aufbrach, wäre für die Absicht des Prinzen eben der rechte Mann gewesen, wenn er sich mit ihm hätte verbinden wollen. Wie man berichtet, hat ihm Don Carlos vorgestellt, was er denn von diesem Könige jemals erwarten könne? Müsse er nicht immer arm, gering und abhängig zu bleiben fürchten? Wie behandle jener ihn, sein Blut, seinen Sohn; ganz anders solle es werden, falls er, der Prinz, die Gewalt habe; mit Königreichen werde er freigebig sein.

Endlich finden wir den Prinzen in den letzten Monaten des Jahres 1567, seitdem es entschieden war, daß sein Vater Spanien nicht verlasse, emsig beschäftigt, Geld zusammenzubringen; um das, wie er sagt, ins Werk zu setzen, was er sich vorgenommen, hatte er berechnet, daß er 600 000 Dukaten brauche. Indessen auf der Messe zu Medina, demselben Geldmarkte, dessen sich auch sein Vater bediente, brachte

er nur wenig auf. Er verzweifelte darum nicht. Die Grimaldi, ein genuesisches Haus, wußte er dahin zu bringen, ihm 40 000 Dukaten zu zahlen. Größere Hoffnung setzte er auf Garci Alvarez Osorio, seinen Kämmerer, den er im Anfang des Dezember nach Sevilla gehen ließ. Er rechnete, daß Graf Gelves denselben mit allem seinem Einfluß unterstützen würde, und hoffte auf die Wirkung einiger Billets, die er nur mit seiner Unterschrift versehen hatte und nach einer gewissen Formel eingerichtet haben wollte, deren Anwendung er aber seinem Kämmerer selbst überließ. Es ist immer merkwürdig, wie diese Schreiben eingerichtet waren. „Garci Alvarez Osorio,“ heißt es darin, „mein Kämmerer, der Euch dies einhändigt, wird Euch bitten, mir zu einem unabweislichen und sehr dringenden Bedürfnis eine Summe Geldes zu leihen. Ich bitte Euch sehr und lege Euch auf, dies zu tun; Ihr werdet damit nicht allein Eure Vasallenpflicht erfüllen, sondern mir auch den größten Gefallen erweisen. Was die Erstattung anlangt, bestätigte ich alles, was derselbe Osorio tun wird.“ Eigenhändig wiederholte er: „Damit werdet Ihr mir den größten Gefallen erweisen. Ich der Prinz.“ Mit zwölf solchen Billets versah Don Carlos seinen Kämmerer; er versäumte nicht, ihm Geheimnis und Anstand bei ihrer Anwendung zur Pflicht zu machen. Auch wußte sich ihrer Osorio so wohl zu bedienen, daß er im Januar 1568 mit 150 000 Dukaten zurückkam. Das übrige sollte dem Prinzen nachgesendet werden, sobald

er den Hof verlassen habe. Denn darauf kam zuletzt alles an; man war so weit, daß man zu einer Ausführung der Entwürfe schreiten mußte.

Bis hierher, wie man sieht, sind wir genau unterrichtet. Was war nun aber das eigentliche Vorhaben des Prinzen und im einzelnen sein Plan? Wollte er etwa in Spanien mit den Granden im Bund, wie vor hundert Jahren der Prinz von Viana, seinem Vater entgegentreten? Oder beabsichtigte er nach Deutschland zu gehen, wie einige fragten, um sich an den Kaiser anzuschließen, zu dessen Eidam er bestimmt war? Oder, dachte er, wie andere behaupten, nach Portugal zu flüchten, wo die Mutter seiner Mutter, Katharina, die immer eine zärtliche Sorgfalt für ihn gezeigt hatte, noch lebte, und der junge König Sebastian eine der seinigen sehr ähnliche Natur zu entwickeln anfing? Der genuesische Gesandte Sauli behauptet, der Plan des Prinzen sei gewesen, nach Genua zu flüchten und sich mit mißvergnügten Italienern zu verbinden. Der französische fügt hinzu, er habe von dort aus dem König Bedingungen machen wollen, die nicht annehmbar gewesen seien. Wir können hierüber nicht mit der genauen Umständlichkeit sprechen, welche wünschenswert wäre, da wir darüber kein eigentliches Dokument in Händen haben.

Soviel aber wissen wir wohl, daß die Absichten des Prinzen auf einen offenen Bruch mit seinem Vater, auf erklärte Feindschaft, ja auf Krieg und Waffen gingen. Don Martin Navero Azpilcueta, den Phi-

lipp in dieser Sache zu Rate zog, und dessen Gutachten wir übrig haben, geht in demselben auf die Gefahr ein, welche ein Krieg zwischen Vater und Sohn — er vermeidet das Wort nicht — und eine Spaltung der Staaten zwischen beiden mit sich führen würde. Erinnern wir uns alsdann, daß schon bei der ersten Rückkunft des Königs die öffentliche Meinung, die sich durch ein allgemeines Gerücht kund gab, dem Prinzen die Verwaltung der Niederlande zudachte, — so natürlich schien diese Sache und so zwingend die Gewohnheit der Provinzen, nur in der Nähe oder Gegenwart ihres natürlichen Fürsten zu gehorchen, daß der Prinz von Anfang der Irrungen mit Willen oder wider Willen seines Vaters dahin zu gehen gedachte; daß seinem Trieb, sich zu befreien und seinem Vater zu widerstehen, nirgends so viel förderliche Bewegungen entgegenkommen konnten, als dort, so ist wohl nichts wahrscheinlicher, als daß er nach den Niederlanden zu gehen gedachte. Ob er seinen Weg über Portugal, wo ihm die günstige Stimmung seiner nahen Verwandten eine unbeirrte Seefahrt verschaffen konnte, oder über Genua nehmen solle, darüber scheint er lange Zeit geschwankt zu haben.

Es konnte ihm scheinen, als ob dies Unternehmen ein sehr gerechtfertigtes sei. Es war ein Interesse des Volkes und des spanischen Reiches vorhanden, welches Philipp, mehr aus Verblendung als aus bösem Willen, aber welches er doch verletzt hatte. Man erzählt, es seien Briefe bei Don Carlos gefunden wor-

den, in denen er sich über die verderbliche Regierungsweise seines Vaters gegen andere Fürsten beklagt habe. Jene Maßregeln, die Alba in den Niederlanden ergriff, sind sie nicht in der Tat die vornehmste Quelle aller Übel gewesen, welche diese Monarchie darnach betroffen haben? Und die Monarchie war das Erbe des Prinzen; es war die Fahne eines anscheinenden Rechtes, um die sich die Empörung sammeln konnte.

Aber was er auch immer beginnen mochte, — selbst in dem Fall, daß er weder entschiedene Verständnisse noch Entwürfe, auf einen einzelnen Punkt gerichtet, gehabt hätte, — schon die Entfernung vom Hofe, eine Erklärung der Feindschaft konnte der Monarchie sehr gefährlich werden. Alle diese Länder waren mit Unzufriedenen erfüllt. Wir wollen nicht von den Niederlanden reden, welche nach langer Gärung eben in die Notwendigkeit einer offenen Empörung gebracht wurden. Aber auch die kastilianischen Großen trugen die Herrschaft, welche ihnen die rechtsgelehrten Doktoren auflegten, ungern und mit Murren. Eine große Zahl geheimer Protestanten, eine größere von maurisch und jüdisch Gesinnten erwartete, um hervorzubrechen, nur den günstigen Augenblick. Und doch war Kastilien noch das gehorsamste von Philipps Reichen. Mit den Aragonesen war der König auf dem letzten Reichstag in offenes Zerwürfnis geraten. Vor wenig Jahren hatte man Mailand in Empörung gesehen, um sich der Inquisition zu widersetzen. Die neapolitanischen Großen hielt man für die unzuver=

lässigsten aller Menschen. Wie dann, wenn der Thronerbe sich wider den regierenden König erhob? Der ganze Adel und die Bürger dieser Reiche wurden moralisch durch Vasalleneid an den König gebunden; aber auch dem Prinzen war der Vasalleneid bereits in mehreren Reichen geleistet worden; die Empörung unter seiner Anführung hatte auch für die Untergeordneten den Anschein, gerechtfertigt zu sein.

Man glaube nicht, daß wir die Gefahr vergrößern. Eben diese Befürchtungen und noch andere enthält das Gutachten Azpilcuetas, eines bedächtigen, und wie uns Erythräus schildert, bis zur kindlichen Reinheit gutmütigen Mannes. Indem er als Beispiel Ludwig XI. anführt, welcher, noch Dauphin, auch Anteil an der Regierung und außerordentliche Gnadenerweisungen forderte, und als er sie nicht erlangte, Frankreich verließ, woraus viele Unordnungen entsprangen, machte er den König Philipp aufmerksam, welche Folgen eine Flucht des Prinzen für seine Monarchie haben könne: den Andersgläubigen werde er Mut machen, sich zu erheben; er werde seinen Anhängern vieles zum Abbruch der Religion, der königlichen Autorität, der guten Staatsverwaltung bewilligen, was er nicht gestatten würde, wenn er selbst regierte. Es sei von ihm um so mehr zu fürchten, da er nicht sowohl Klugheit und Mut, als eine heftige Begierde, sein eigener Herr zu sein, an den Tag lege. Wenn dann das Reich mehr und mehr in Verwirrung und Schwäche gerate, so werde man die Nebenbuhler

und Feinde dieser Krone zum Angriff schreiten sehen, was sie bis jetzt nur verschoben, um diese Gelegenheit, die beste, die sich denken lasse, abzuwarten. Darum sei der König in seinem Gewissen verpflichtet, der Entfernung des Prinzen vorzubeugen. Mit ihr verhüte er Gefahr, Verluste, Kosten, Erhebung der Ketzer, Ungehorsam des Volkes, Beleidigung Gottes.

König Philipp war zu dieser Zeit im Eskorial. Er feierte daselbst Weihnachten, er zeigte sich äußerst devot, er ließ bauen und versah die Geschäfte seiner Regierung. Was ihn aber in jenen Tagen eigentlich beschäftigte, war doch unfehlbar die Sache seines Sohnes. Er sah, was dieser vorhatte; er wußte um seine Maßregeln, er zog die Gutachten seiner Gelehrten ein, jedoch er selber verhielt sich ruhig und tat keinen Schritt. In einem Briefe, den er später an Katharina von Portugal über diese Dinge geschrieben, versicherte er, allerdings sei er längst durch das Leben des Prinzen und durch viele und gute Gründe in die Notwendigkeit gesetzt gewesen, an der Person desselben zu einem Gegenmittel zu schreiten: jedoch väterliche Liebe und die Rechtfertigung, welche eine solche Maßregel erfordere, habe ihn davon abgehalten. Alle anderen Mittel, Gegenmittel und Wege habe er zuerst versucht. Endlich aber, fügt er hinzu, sei es allzu weit gegangen.

Gewiß, es ging allzu weit. Zwar, was wir wünschen sollten, daß irgendein Zeuge diese Vorgänge von Stunde zu Stunde aufgezeichnet hätte, was Karl in

der entscheidenden Lage sagte und begann, finden wir nicht geschehen. Jedoch vernehmen wir aus unzweifelhaften Aussagen sichere Umstände, die uns einen Blick in das Dunkel seiner Seele eröffnen.

Don Carlos wäre gefährlicher gewesen, hätte er sich zu beherrschen vermocht. Wehe diesem Vater, wenn er einen besonnenen Sohn hatte. Aber in dem Augenblicke, wo mit Entschiedenheit zur Ausführung so lange gehegter Entwürfe zu schreiten war, zeigte er nur die heftigste innere Bewegung. Tag und Nacht hatte er keinen Augenblick Ruhe.

Was war es aber, was seine Seele aufregte? Nicht allein die Absicht eines Angriffs, einer kühnen Tat. Er hatte sich von einem Pariser Mechaniker, Louis de Foix, eine Vorrichtung machen lassen, durch welche er, im Bette liegend, seine Türe schließen und allein eröffnen konnte. Er schlief nicht ohne das Schwert unter seinem Pfühle, ohne die mit besonderer Kunst eingerichteten Pistolen zur Seite. Aber noch mehr tat er. Er hatte irgendwo gelesen, daß einst ein gefangener Bischof durch den Einband eines verhüllten Breviers seine Wächter getötet habe, um zu entkommen. Jenem Foix trug er auf, ihm in Form eines Breviers ein Werkzeug zu verfertigen, mit welchem er einen Menschen auf einen Schlag töten könne. Foix verfertigte ihm ein solches, ein Buch von Eisenblättern, mit Leisten von Stahl und Gold bedeckt, über 12 Pfund schwer. Wir sehen, daß die Phantasie des Prinzen noch mehr mit eigener Gefahr, als mit

der Ausführung großer Entwürfe beschäftigt ist. Er will sich auf alle Fälle sichern; er will es unmöglich machen, ihn in seinem Zimmer zu überraschen. Erbricht man's, so will er sich mit Schuß und Hieb wehren; wird er dennoch übermannt, so soll das anscheinende Brevier ihm noch die Befreiung möglich machen. Er würde nicht auf diese Dinge geraten sein, hätte er nicht geahnt, daß man seine Entfernung verhindern, daß man ihn zur Strafe ziehen werde.

Indem sich ihm aber alle Möglichkeiten der Gefahr darstellen, wessen Gestalt mußte ihm immer feindselig vor Augen stehen? Wer konnte sich an seine schon durch die Huldigung geheiligte Person wagen? Mußte nicht sein Vater selber dabei sein? Immer dunkler wird es in diesem nach einer unabhängigen und großartigen Stellung verlangenden, aber auf sich selbst zurückgewiesenen und mit den äußersten eigenen Gefahren beschäftigten Gemüte.

Es ist gewiß, daß er in seinem Vater seinen vornehmsten Feind sah. Bei einem religiösen Anlaß kam es durch seinen eigenen Mund an den Tag. Für das Fest der Erscheinung Christi hatte die königlich spanische Familie ein besonderes Jubiläum. König Philipp II. erschien an diesem Tage mit dem Orden des Goldenen Vlieses; er pflegte zur Nachahmung der Magier einige goldene Gefäße darzubringen und jenen Ablaß zu empfangen. In jenem Jahre war die Feier bis auf St. Antonius, den 17. Januar verschoben worden. Don Carlos durfte sich derselben nicht entziehen;

der Anstoß aber war, daß er zuvor beichten mußte.

War es wohl möglich, daß er die Absolution empfangen hätte, ohne seine Absichten zu bekennen? Eine lügnerische Beichte war von ihm nicht zu erwarten; nicht zu erwarten auch, daß ihn irgendein Beichtvater ohne genaue Anfrage entlastet hätte. Mit seinem gewöhnlichen Beichtvater Fray Diego de Chaves war er schon zerfallen; als es sich nicht mehr verschieben ließ, verfügte er sich in ein Hieronymitenkloster, die Absolution zu suchen. Aber so wild waren die Absichten, die er von freien Stücken verriet, daß die Mönche ihm dieselbe verweigerten. Es half ihm nichts, daß er auf ihren Antrag einige andere Mönche und 12 Theologen des Dominikanerkonvents zu Atocha berufen ließ, um über diese Sache ihren Rat zu geben. Denn wie er bekannte, er wäre feindselig gegen einen Menschen gesinnt, selbst bis zum Tode desselben, versagten ihm auch diese die Absolution. Es blieb ihm nur zweierlei übrig. Das eine war, auf irgendeine Art den Schein retten; und in der Tat, um weder das Religiöse in der Zeremonie zu beleidigen, noch auch den Anstoß zu geben, als habe er die Pflicht derselben nicht erfüllt, forderte er die Darreichung einer ungeweihten Hostie. Aber er fand niemand, der sich dazu hätte verstehen wollen. Dann blieb ihm nur der andere Weg übrig, durch eine nähere Angabe die Mönche zur Erteilung der Absolution zu überreden. Hierauf führte ihn der Prior von Atocha selbst. In

jener gewaltsamen Spannung nahm ihn dieser beiseite und stellte ihm vor, wenn er diejenigen namhaft mache, an die er wolle, so gebe es vielleicht Gründe, ihn doch zu absolvieren, in der Genugtuung, die er daher zu ziehen gedenke. Heißt das nicht, der Prinz könne so gute Gründe, jemand bis auf den Tod zu verfolgen, wie so triftigen Anlaß zur Feindschaft haben, daß man ihn doch absolvieren könne? Don Carlos, dem hierauf all das Unrecht, das er von seinem Vater erfahren, alle die Zurücksetzung und Beleidigung, die er erduldet hatte, vor die Seele treten mochte, so daß er zu jedweder Rache wider denselben berechtigt zu sein glaubte, hielt sich nicht länger; nahe bei uns steht das Entsetzliche; und wovor der Ruhige schaudert, danach streckt die Leidenschaft ohne Scheu die Hand aus; er bekannte und sagte, sein Vater sei's, an den er wolle, dessen Leben begehre er zu haben. Leise redend versetzte der forschende Prior, ob seine Hoheit das allein oder mit mehreren ins Werk zu setzen beabsichtige. Wir wissen nicht, was der Prinz geantwortet, noch was sie weiter geredet; tief in der Nacht verließ Don Carlos das Kloster; stürmischer, als er gekommen, des Jubiläums unteilhaftig. Was er gesagt hatte, war gräßlich genug, um seine Seele in sich zu zerrütten; von einer eigentlichen Machination gegen das Leben seines Vaters, der Vorbereitung eines Attentats, war es jedoch noch immer weit entfernt.

Die Gedanken, die der Prinz wirklich hegte, er-

hellen vor allem aus den an die Granden und Comunidades gerichteten Schreiben, die man später in seinem Zimmer fand. Er erinnert sie an den Eid, den sie ihm geschworen, und verspricht ihnen Erleichterung von einigen Auflagen, mit denen man sie beschwert habe. Unmöglich sei es ihm, länger in den Staaten seines Vaters auszuhalten. Er fordert die Granden auf, ihm ihren Rat zu geben, wohin er sich außerhalb derselben begeben solle. Der päpstliche Nuntius versichert, mündlich habe er auch den Aragonesen seine Sympathie wegen der Zurücksetzungen, denen sie sich unterwerfen müßten, ausgedrückt; genug, ein Verständnis mit den Reichsständen wollte er aufrichten, indem er sich seinem Vater zu entziehen oder, wie der kaiserliche Gesandte sagt, davon zu reiten die Absicht faßte. Wohin aber, dürfte man fragen? Wir erwähnten der Versicherung wohlunterrichteter fremder Gesandten, daß der Prinz nach Genua zu gelangen und von da aus seinem Vater Bedingungen für seine Rückkehr vorzuschreiben gedacht habe. Dafür aber, Genua zu erreichen, boten ihm die Galeeren, die soeben zu Cartagena ausgerüstet wurden, Gelegenheit. Hätte er, wie er meinte, Don Johann von Österreich, der bereits zum Befehlshaber der Flotte bestimmt war, wirklich für sich gehabt, — er hat ihn damals als seinen geliebtesten und besten Freund bezeichnet —, so würde sein Unternehmen viel Aussicht gehabt haben; denn Don Johann verstand die Dinge der Welt bei weitem besser, als der

Prinz. Als der König von dem Eskorial, in Begleitung Don Johanns zurückkehrte, wartete der Prinz nicht sowohl auf seinen Vater als auf dessen Begleiter außerhalb der Stadt und bewirkte, daß ihn Don Johann am Tage darauf in seiner Wohnung besuchte, wo sie zwei Stunden lang bei geschlossenen Türen miteinander gesprochen haben. Nach den einfachsten und glaubwürdigsten Berichten hierüber, die von Gewaltsamkeiten, welche Don Carlos gedroht oder ausgeübt haben soll, nichts wissen, darf man annehmen, daß der Prinz seine Absicht ausgesprochen, nach den Galeeren zu gehen und von Don Johann die feierliche Verpflichtung, daselbst zu ihm zu kommen, sobald er ihn rufe, gefordert hat. Für die weiteren Anordnungen wurde noch eine neue Zusammenkunft auf den folgenden Tag (1 Uhr) festgesetzt. So weit aber ging die Freundschaft Don Johanns für Don Carlos nicht, denn alles, was der Prinz vornahm, war doch unsicher, weitaussehend und höchst gefährlich; Don Johann war nicht dem Prinzen, sondern dem König verpflichtet. Diesem, seinem Bruder, gab er Nachricht von dem, was Don Carlos vorhatte, und hierauf wurden die entscheidenden Beschlüsse gefaßt. Den Tag zuvor (17. Januar 1568) hatte Don Carlos noch mit aller herkömmlichen Beflissenheit den König begrüßt. Aber als am 18. Don Johann ausblieb und sich entschuldigen ließ, schöpfte er Verdacht; er fürchtete, daß ihn der König rufen lassen und zur Rede stellen werde. Um dem zu entgehen, stellte er sich krank. Er

wurde in der Tat gerufen, aber mit Unwohlsein entschuldigt. Noch hätte kein Mensch an dem König die Beunruhigung wahrnehmen können, die mit einem außerordentlichen Vorhaben verbunden zu sein pflegt; aber in Philipp II. nimmt man eine seltene Verbindung von äußerer Sanftmut und innerer Strenge wahr. Die letzte wurde immer nur mit der mannigfaltigsten Rücksicht ins Werk gesetzt. Don Carlos hat immer gemeint, gegen ihn, dem Kastilien geschworen habe, könne niemand etwas vornehmen, als der König selbst. Indem Philipp sich dazu entschloß, wollte er doch die angesehensten Mitglieder seines Staatsrates bei sich haben. Denn nicht eine persönliche Beleidigung wollte er zu rächen scheinen, er wollte immer die Sache des Staates führen. Sein erster Minister, Ruy Gomez, der Herzog von Feria, Don Antonio, Luis Quijada begleiten ihn, als er um 11 Uhr des Abends die Treppe hinunterstieg, die von seiner Wohnung zu der des Prinzen führte. Man trug eine Fackel vor ihm her. Insgeheim hatte man Sorge getragen, daß die Gemächer des Prinzen, den Vorkehrungen zum Trotz, die derselbe getroffen, geöffnet werden konnten. Als der Prinz, der zu Bett gegangen, bei dem entstehenden Geräusch erwachte und die Gardine wegzog, erblickte er den Vater und seine Begleiter. „Was," sagte er, „will Ew. Majestät und sein Rat mich töten? Tötet mich, oder ich werde mich selbst umbringen." „Nein," sagte der König, „das will ich nicht, beruhigt euch." Der Prinz machte den Versuch,

sich ins Feuer zu stürzen, das im Kamin loderte, man verhinderte ihn daran. Er beugte die Knie vor seinem Vater und flehte ihn an, ihn umzubringen. Indem nahm er wahr, daß man Anstalt traf, die Fenster seines Zimmers zu vernageln. „Nicht ein Verrückter," rief er aus, „aber ein Verzweifelter, das bin ich." Philipp sagte, alles, was geschehe, geschehe nur zum Besten des Prinzen: „in diesem Zimmer werdet Ihr bleiben, bis ich etwas anderes befehle."

So ließ der Vater ihn gefangen zurück; seine Waffen und seine Papiere nahm er mit sich. Der ganze Palast war in Bewegung. Die Königin Isabella, die Prinzessin Johanna sah man in Tränen.

Den anderen Tag gab der König seinen Räten und ihren Präsidenten von seinem Schritte Nachricht. Er versäumte nicht, den Städten und Ständen des Reiches in besonderen Schreiben den Vorfall kundzutun. Die Kuriere, welche Spanien eben verlassen wollten, hielt er noch ein paar Tage auf, um das Geschehene auch den auswärtigen Mächten anzuzeigen. Er sagt allen das nämliche, durch gerechte Gründe, den Dienst Gottes und das öffentliche Wohl des Reiches anbelangend, sei er veranlaßt worden, den Prinzen einzuschließen; so dringend seien dieselben gewesen, daß er trotz des Schmerzes, den er als Vater darüber empfinde, hierzu habe schreiten müssen. Näher will er weder selbst eingehen, noch auch anderen einzugehen gestatten. Den Corregidoren der Städte macht er zur Pflicht, jede weitere Erkundigung zu vermeiden.

Auch die Erklärung, welche Ruy Gomez, Prinz von Eboli, den Ambassadoren der fremden Mächte mündlich gab, ging nicht eigentlich weiter; er versicherte nur, daß das Gerücht, welches den Prinzen der Absicht, seinen Vater zu töten, anklage, erdichtet sei; allein übrigens habe der König die wichtigsten Gründe gehabt; vor allem verpflichtet, auf den Dienst Gottes, auf die Ruhe und Sicherheit seiner Reiche bedacht zu sein, habe er nichts anderes tun können, als was er getan.

In demselben Sinne hat nun auch der König den auswärtigen vornehmen Persönlichkeiten, auf die es ihm hauptsächlich ankam, Mitteilungen gemacht. Die Königin von Portugal, die er unendlich hoch in Ehren hält, erinnert er an die früher vorgekommenen Unannehmlichkeiten; doch solle sie wissen, daß die letzte Entscheidung nicht auf einem besonderen Vergehen beruhe, noch auf Züchtigung berechnet sei; denn für diese würde sich eine Zeit der Dauer festsetzen lassen; sie sei ganz anderen Ursprunges; er erfülle damit eine Pflicht gegen Gott. Dunkel in der Tat bleibt diese Erläuterung noch immer, und eine unumwundene forderte die für ihren Enkel besorgte Königin. Anfangs konnte auch der Botschafter, den sie ausdrücklich deshalb sendete, keine nähere Erklärung erlangen; als er aber ungestümer ward, sagte der König denn endlich gerade heraus, die Ursache sei, daß der Prinz sich unfähig gezeigt habe, ihm dereinst in seinem Reiche nachzufolgen; ihn gehe das am meisten

an, ihm, dem Vater, tue es am wehesten; doch sei es außer allem Zweifel, und er ziehe den allgemeinen Vorteil billig seinem eigenen vor.

Nach allem, was wir wissen, kann man dies nicht für ein Vorgeben, für einen ostensiblen Grund halten; es war eine alte, gleichsam eingelebte Meinung des Königs. Der Beichtvater, Bischof von Cuenca, sprach sich gegen den venezianischen Botschafter darüber unumwunden aus. Der König, sagt der Bischof, sei durch das Betragen des Prinzen zu der Besorgnis bewogen worden, sich selbst eingestehen zu müssen, daß er keinen Erben seiner Reiche habe; alles, was der König seit drei Jahren vorgenommen, sei darauf berechnet gewesen, jene Meinung zu prüfen; sie sei durch das, was bei dem letzten Jubiläum vorgekommen, bestätigt worden; wahrscheinlich werde der König die Stände des Reiches versammeln und ihnen erklären, daß sein Sohn aus Mangel an Verstand zur Nachfolge im Reiche unfähig sei. Was der Bischof von Cuenca gesagt hatte, wird durch die Briefe des Königs an den Kaiser und an den Papst nicht allein bestätigt, sondern noch bestimmter ausgesprochen. Dem Kaiser schreibt der König, schon längst wäre es wegen der Mängel, die in der Natur des Prinzen und seinem Verstand hervorgetreten, ratsam gewesen, ihn einzuschließen; er habe das bisher vermieden; die Inkonvenienzen, welche während seines Lebens für ihn selbst aus diesem Zustande entsprungen wären, würde er vielleicht im stillen haben er-

tragen können; aber anders stehe es mit denen, die nach seinem Tode durch die alsdann eintretende Erbfolge des Prinzen hervorgerufen werden würden; diese seien für das öffentliche Wohl so nachteilig, daß die unbedingte Notwendigkeit erheischt habe, ihnen zuvorzukommen. Das aber habe er nicht länger verschieben können; denn später würde alles, was er angeordnet hätte, entweder nicht zur Ausführung gekommen sein oder noch größere Verwirrung veranlaßt haben. Die Maßregel, die er ergriffen, werde noch andere Entschließungen zur Folge haben, zu denen man mit reiflicher Erwägung und daher nicht ohne einige Zögerung schreiten müsse; er werde den Kaiser davon weiter benachrichtigen. Der König behauptet, wie man sieht, eine sehr stolze Haltung; jedes persönliche Motiv lehnte er nochmals ab, er kehrt nur das hervor, was aus der allgemeinen Lage der Monarchie und der Welt entspringe, — die dem Reiche bei seinem Tode durch die Natur des Prinzen bevorstehende innere Zerrüttung. Daß diese Besorgnisse sich vornehmlich auch auf die Religion bezogen, obwohl er immer ausdrücklich versichert, daß dem Prinzen keine Abweichung in derselben schuld zu geben sei, beweist der Inhalt eines Schreibens, das er um dieselbe Zeit an den Papst richtete. Er sagt darin: indem ihm Gott die Regierung dieser Reiche übertragen, habe er ihm vor allem die Pflicht auferlegt, für die Erhaltung der Rechtgläubigkeit und des Gehorsams gegen den Heiligen Stuhl Sorge zu tragen und bei seinem Tode

alles in einem sicheren Zustande zu hinterlassen; aber sein Sohn, der Prinz sei so beschaffen, daß man von seiner Thronbesteigung nur schwere Inkonvenienzen und Gefahren besorgen müsse. Auch dem Papst kündigt er ein weiteres Verfahren gegen den Prinzen an, versichert aber, daß von seiner Seite alles geschehen werde, was für ein würdiges und bequemes Leben desselben und das Heil seiner Seele erforderlich sei. Wenn nun dergestalt der König mit entschlossener Überlegung zu Werke ging, wäre darum nun der Schmerz, von dem er sagt, daß er ihn fühle, erdichtet? Wir haben für die Echtheit desselben ein Zeugnis, welches keinen Zweifel übrig läßt. Der Nuntius überreichte dem König ein Schreiben des Papstes, worin dieser seine Teilnahme an dem Vorgefallenen auf eine Weise kund gab, die den König rührte. Der Nuntius bemerkte Tränen in den Augen des Königs; dieser versicherte nochmals, nur für den Dienst Gottes und zum Wohle seiner Untertanen habe er getan, was er getan habe. So war die Verflechtung dieser Dinge. Die Unordnungen, die der Prinz beging, der Jähzorn, dem er sich überließ, die Schwäche, die er zeigte, riefen in dem König eine schlechte Meinung von seinem Sohne hervor und machten ihn zweifeln, ob das ein König sei, wie ihn Spanien nach ihm bedürfe. Don Carlos ward, sobald er sie ahnte oder erfuhr, dadurch zu neuen Aufwallungen aufgereizt. Aber eben diese bestärkten den König hinwiederum in der einmal gefaßten Meinung; einige seiner Minister

trugen das ihre dazu bei. Der persönliche Gegensatz zwischen den beiden Naturen wurde schärfer und zugleich bedeutender in dem Maße, in welchem die absolut monarchische und katholische Regierungsweise des Königs sich entwickelte. Augenscheinlich war, daß diese nicht vollkommen zu ihrem Ziele geführt werden konnte, wenn man voraussetzen mußte, daß der Nachfolger andere Gesinnungen hege, und daß derselbe eine abweichende Politik einschlagen werde. Und nicht etwa von einer solchen Gemütsart war der Sohn, daß er die Regierung des Vaters ungeirrt sich hätte entwickeln lassen. Ihr Gegensatz traf in eine große Krisis der Weltgeschicke. Zwischen beiden hatte sich ein Widerwille ausgebildet, der bei dem Sohne Widerstreben, bei dem Vater gewaltsame Repression hervorbrachte. Wenn der König nicht ohne Schmerzgefühl zu derselben schritt, so rührte dies vornehmlich daher, daß er einen Sohn hatte, dessen Natur und Wesen ihn zu Maßregeln dieser Art drängte. Von eigentlichem Mitleid aber, einer Sympathie mit dem Zustande des Sohnes, der nicht von diesem selbst abhing, und dem unregelmäßigen Tun und Lassen desselben, in dem doch etwas Unwillkürliches war, davon finden wir keine Spur in ihm. In Philipp II. lebte nur die Idee seines monarchisch religiösen Systems.

Die Äußerungen des Königs lassen keinen Zweifel darüber übrig, daß er die Sache den Ständen des Reiches vorzulegen und diese dahin zu bringen ge-

dachte, daß sie die Unfähigkeit des Sohnes, den Thron zu besteigen, anerkannt hätten. Über Don Carlos war, was diese Spanier das ewige Gefängnis nannten, verhängt.

Tod des Prinzen Don Carlos.

Wie in allen seinen Geschäften, so zeigte Philipp auch in diesem unerbittliche, konsequente Strenge. Einer Junta, aus dem Kardinal Spinosa, dem Fürsten Ruy Gomez und dem Lizentiaten Virvieska zusammengesetzt, übergab er den Prozeß seines Sohnes; der einzige, welcher von demselben eine gewisse Kunde gehabt, wenngleich eine dunkle, sagt uns, um die Gefangennehmung des Prinzen zu rechtfertigen, habe er dies getan. Einen ähnlichen hatte einst Johann II. von Aragon gegen seinen Sohn, Prinzen von Viana, eingeleitet. Philipp II. ließ die Akten darüber aus dem Archiv von Barcelona abholen und aus dem katalonischen Idiom in das kastilianische übersetzen.

Am 2. März ordnete er das Nähere über die Gefangenhaltung auf das sorgfältigste an. Der Fürst Ruy Gomez, ohnehin Mayordomomayor des Prinzen, behielt die oberste Aufsicht und Verantwortlichkeit. Sechs Mitglieder der ersten Häuser, ein Lerma, Mendoza, Benavides, Manrique, Borja, Chacon wurden ihm an die Seite gegeben. Sie hatten den Befehl, abwechselnd bei dem Prinzen zu sein und ihn zu unterhalten; nur über seine Sache selbst sollten sie nie mit ihm reden; sie sollten ihm sagen, es könne nichts

helfen, aber wohl schaden. Sie waren angewiesen, dem Prinzen alle Ehrfurcht zu beweisen; weil er keine Waffen hatte, sollten auch sie immer ohne Degen erscheinen, aber in keiner Sache sollten sie irgendeine Veränderung vornehmen; so sei es gerecht und des Königs würdig. Vornehmlich war dafür gesorgt, daß kein anderer Mensch in der mindesten Verbindung mit dem Prinzen stand. Monteros hatten den untergeordneten Dienst. Hellebardiere standen in verschiedenen Posten vor seiner Türe. Die Anordnungen wurden genau beobachtet. Der Fürst Ruy Gomez zog in die Zimmer, die der Prinz, außer demjenigen, worin er geblieben, früher bewohnt hatte. Der venezianische Gesandte urteilt, er sei fast enger gebunden, als der Prinz selbst. Der ganze Palast war wie ein Kloster. Der König lebte wie unter der strengsten Klausur; er litt nicht, daß die Königin, ja nicht einmal daß die Prinzessin, die den Prinzen erzogen und zum Gemahl gewünscht, ihn besuchen durfte. Jener portugiesische Gesandte bat um die Gunst, den Prinzen sprechen zu dürfen; denn wie könne er seiner Königin einen genügenden Bericht erstatten, ohne auch ihn gehört zu haben? Nachdem man es ihm das erstemal abgeschlagen, bat er noch einmal und dringender darum. Hierauf ward er von Spinosa auf eine Weise abgewiesen, daß er kein Wort wieder sagte. Die Königin von Portugal selbst hatte kommen wollen; Philipp zeigte, daß er das nicht wünsche.

Als der Prinz, stündlich mehr in Verzweiflung, ei-

nige Tage lang keine Speise anrührte, meldete man das dem König, voll Furcht, er wolle sich auf diesem Wege umbringen. Philipp fürchtete das nicht; er antwortete mit schneidender Kälte: „Er wird schon essen, wenn ihn hungern wird.“

Und indes liebkoste er den Don Johann; als der Kaiser seiner Söhne Rückkehr ernstlich forderte, schien es den Beobachtern, als fühle der König wahre Betrübnis darüber. Hatte er ein Bedürfnis, Jugend und Hoffnung um sich zu sehen, um so mehr, da er seinen Sohn gefangen hielt? Für diesen wenigstens schien er kein Gefühl übrig zu haben.

Don Carlos indes, wohin war er mit allen den Hoffnungen und Entwürfen geraten, die er einst in seiner Kindheit, dem Kaiser gegenüber, so freudig geäußert hatte! Nun war er gefangen und zwar von seinem eigenen Vater: und seine anfängliche Meinung, die Haft werde nur eine kleine Weile dauern, war bald widerlegt worden. Auf die ausschweifendsten Pläne und Aussichten war ihm unmittelbar hoffnungslose Absonderung vor aller Welt gefolgt. Er erfuhr eine Behandlung, von der zwar einige urteilten, sie werde ihn vorsichtiger machen, andere aber, die ihm näher standen, habe er je Verstand gehabt, so müsse er ihn jetzt verlieren. Jedoch überdies auch nach seinem eigenen Begriffe, denn noch immer wollte er nicht beichten, war er mit Gott nicht versöhnt.

Wir gedachten bereits des Briefes, den Suarez in den Irrungen des vorigen Jahres an ihn richtete.

Er hat ihm darin vorgehalten, bei den Tränen des Volkes, das in seiner Krankheit für ihn gebetet, bei dem seligen Fray Diego, durch dessen Interzession er damals gesund geworden, hat er ihn angefleht, zu Gott und seinem Vater zurückzukehren.

Ein schwerer Schritt, den man von dem Prinzen forderte; er mußte seinen ganzen Sinn ändern, die Prätentionen gegen seinen Vater mußte er aufgeben und bekennen, daß er unrecht gegen ihn habe; er mußte sich vor dem beugen, in dessen Gewalt er war. Anders war keine Absolution, kein Teil an dem Trost der Kirche für ihn zu erwarten. Auch dauerte es lange, ehe er ihn tat. Erst im Anfang des Mai gelangte er dahin, zu beichten; auch seinen Vater um Verzeihung zu bitten, bezwang er sich. Vielleicht daß er hiervon Erlösung aus seiner Haft erwartete.

Verzeihung gewährte ihm der Vater, die Freiheit nicht. Nur die Rückgabe einiger Zimmer ließ er ihm anbieten. Doch Don Carlos lehnte das ab, er erwiderte, für den Gefangenen sei eins hinreichend; dem Freien werde Spanien zu enge sein. So blieb er in jenem einzigen, der Turm genannt, in das er anfangs eingeschlossen worden.

Da suchte ihn bald jenes körperliche Leiden heim, mit dem er von Jugend auf behaftet war. Wie ihn sein Fieber, das er seit 1559 gehabt, auch seit 1564 zwar nicht so anhaltend, wie vorher, aber immer noch häufig und immer wieder belästigte, so litt er auch jetzt daran. Man mußte ihm zuweilen Blut nehmen,

täglich ward er magerer, sichtlich schwand er hin. Er war nicht gewohnt, in einem Zimmer, das zum Winteraufenthalt tauglich gewesen, auch den Sommer zuzubringen. In den Gärten von Aranjuez, in den Gehölzen von Segovia, der frischen Luft von Alcala, war er die Hitze des spanischen Sommers gemildert zu fühlen gewöhnt worden. Jetzt hielt ihn dies unglückliche Zimmer, Zeuge seiner Züchtigungen, fest; und unerträglich ward ihm die Hitze. Können wir uns wundern, wenn ihm dies hoffnungslose Dasein zur Beschwerde ward? Konnte er dies ertragen, er, der Gott und Menschen verletzt hatte, um aus mäßiger Beschränkung frei zu werden? Er wünschte zu sterben. Hätte man ihm Waffen gelassen, so ist nicht zu bezweifeln, daß er sie wider sich selbst gerichtet haben würde. Aber so wie man während des Winters den Kamin, in welchem das Feuer brannte, mit einer Vorrichtung umgeben hatte, so daß er nicht mit dem ganzen Leibe zur Flamme gelangen konnte, so versagte man ihm ferner schneidende Werkzeuge, selbst bei Tisch. Jede Möglichkeit des Todes hatte man ihm sorgfältig genommen und ihm nur die Notwendigkeit desselben zu fühlen gegeben. Da erinnerte sich Karl, gehört zu haben, daß der Diamant tödlich sei. Vielleicht hatte man es ihm damals gesagt, als er selbst gern in den Edelsteinen arbeiten mochte, um ihm Vorsicht zur Pflicht zu machen. Jetzt erinnerte er sich dessen und noch trug er einen Diamantring an seiner Hand, die einzige Waffe, die man ihm ge-

lassen. In einer jener Stunden der Verzweiflung, wie sie ihn wohl trafen, kam er so weit, den Stein zu verschlucken. Jedoch unschädlich ging derselbe von ihm.

Und war wohl ein gewaltsamer Schritt nötig, um diesen an sich schwachen, durch immerwährende Krankheit ermatteten, durch die Einwirkung wilder Leidenschaftlichkeit und unerträgliche Behandlung zerrütteten Leib der Erde wiederzugeben? Zwar scheint uns nicht so gewiß, wie es einige vorstellen, daß er ernstlich beschlossen gehabt, sich durch Übermaß zu töten. Aber er war ohnehin gewohnt, jeder Begierde ihren Lauf zu lassen. Sollte er sich jetzt Zwang auflegen? Mochte daraus folgen, was da wollte; das Leben hatte für ihn keinen Wert mehr.

Wozu ihn nun die Hitze in Madrid reizte, darauf drang er mit einer Heftigkeit, daß man es ihm, ohne schlimmere Ausbrüche zu fürchten, nicht immer versagen konnte. Er ließ seine Zimmer mit Wasser begießen, so daß es hoch darin stand, fast als sei es ein Bad, barfuß und halbnackt ging er darin herum; er schlief ohne alle Bekleidung, tagelang nahm er nichts anderes zu sich als eiskaltes Wasser im Übermaß. Da wich, wie seine Ärzte sagten, die letzte haltende Kraft, die Wärme der Natur allmählich von ihm. Aber gleich darauf warf er sich mit einer Art von Heißhunger auf unverdauliche Speisen. Als er einst (man verzeihe uns dies Detail in einer so viel bezweifelten Sache) eine Pastete, mit den stärksten Ge-

würzen angemacht, genossen hatte und darauf durstig zu seinem Eiswasser zurückkehrte, kam sein Übel zu völligem Ausbruch. Seit dem 14. Juli besuchte ihn sein Arzt Olivarez. Aber der Magen nahm keine Arznei mehr an, und Olivarez sagte ihm bald, daß er wenig Hoffnung habe. Was der Arzt nicht sagte, fühlte er selbst.

Hierauf begann man in allen Klöstern zu Madrid für ihn zu beten. Die Prinzessin Juana ließ die Türen ihres Hauses schließen; von jedermann abgesondert, in Gesellschaft zweier kleiner Mädchen, brachte sie den ganzen Tag im Gebete zu.

Don Carlos aber, im Angesicht des Todes, ward endlich ruhig. Erst mit der Lebenskraft des Leibes haben die Gärungen seiner stürmischen Seele ausgetobt. Jetzt ersuchte er nun seinen Beichtvater um eine Fürbitte bei Gott, daß ihm die Zeit zu beichten noch gewährt sein möge. Vier stille Tage widmete er den Vorbereitungen zu seinem Tode; da war er wie verwandelt; man hörte nichts als vernünftige Worte von ihm. Er verschrieb seinen Gläubigern sein natürliches Erbteil und bat den Vater um der Ruhe seines Gewissens willen die übrigen zu befriedigen; auch seine Diener empfahl er demselben dringend. Jene kleinen Besitztümer, wie die goldnen Becher, deren er sich bedient hatte, hinterließ er denen, welchen er am geneigtesten gewesen und einigen frommen Stiftungen.

Selbst Ruy Gomez, dessen Gegenwart und Aufsicht

alle die harten Tage seines Gefängnisses bezeichnet hatte, bedachte er mit einem Geschenk. Nachdem er gebeichtet, ließ er dem König sagen, nun fehle ihm nichts als sein väterlicher Segen. Man hat es für eine Grausamkeit gehalten, daß Philipp nicht selbst kam, ihn dem sterbenden Sohn zu bringen. Aber so heftig war ihre Entzweiung gewesen, daß der Beichtvater fürchtete, der Anblick des Vaters möge in dem Sohne Erinnerungen aufwecken, die für seinen ruhigen Tod nicht heilsam wären. Auch ohnedies war Karl getröstet. Er sagte, es sei ihm lieb, seinen Vater durch den Tod aller der Sorgen und Qualen zu entledigen, die ihm sein Leben gemacht habe und hätte machen können. In einem Frieden, wie er ihn, solange er lebte, noch nie gehabt, verschied er kurz darauf.

Mit Schmerz sahen die Spanier ihren Thronfolger gestorben. In vielen Inschriften beklagten sie den Verlust von soviel Großmut, Wahrheitsliebe, Freigebigkeit; für sein großes Herz sei die Welt zu klein gewesen. Den Granden und vornehmen Männern, die seine Leiche nach dem Chor von San Domingo el Real getragen oder begleitet, zeigte man dieselbe noch einmal. Einer von ihnen, der Herzog von Infantado, wandte sich zu dem venezianischen Botschafter. „Bei Gott, Herr Ambassador, müssen wir immer auswärtige Könige bekommen? Glücklich, ihr Herren Venezianer, die ihr stets einen natürlichen Fürsten habt und von Edelleuten regiert werdet. Da darf doch

einer, der eine Beschwerde hat, sich freimütig beklagen, und man gewährt ihm Gerechtigkeit." Die Granden hatten gehofft, Karl würde ein Fürst nach ihren Herzen werden.

Philipp kannte alle diese Neigungen; in den letzten Monaten hatte er wohl, wenn er einen außerordentlichen Lärm im Palast hörte, gefürchtet, man komme, den Prinzen zu befreien. Damals hatte ihm Alba geschrieben, er habe entdeckt, daß sich in Flandern einige verschworen, ihn, den König, umzubringen. Aber das schlimmste war, daß man ihm selbst den Tod des Sohnes schuld gab. Und zwar hat sich diese Meinung an dem nächst befreundeten Hofe, dem österreichischen, geäußert. Manche verglichen König Philipp mit Sultan Soliman I., welcher seine Söhne umgebracht habe. Nicht, als hätte man an eine geheime Hinrichtung des Prinzen geglaubt; man klagte diejenigen an, welche während der letzten Krankheit des Prinzen keine besseren Vorkehrungen gegen die Unordnungen, die er beging, getroffen hatten. Der Kaiser entschuldigte den König, daß er den Prinzen nicht noch vor dessen Tode besucht habe; nur durch andere, unter ihnen Ruy Gomez, sei er daran verhindert worden. „Herr Ambassador," sagte er zu dem venezianischen Gesandten, von dem diese Nachrichten stammen, „mir hat diese Sache von Anfang bis zu Ende mißfallen." Die Kaiserin hatte den unglücklichen Ausgang längst vorausgesehen.



Die großen Mächte.

Mit Studien und Lektüre verhält es sich nicht anders als mit den Wahrnehmungen einer Reise, ja mit den Ereignissen des Lebens selbst. So sehr uns das einzelne anziehen und fördern mag, indem wir es genießen, so tritt es doch mit der Zeit in den Hintergrund zurück, verwischt sich, verschwindet; nur die großen Eindrücke, die wir auf einer oder der anderen Stelle empfinden, die Gesamtanschauungen, die sich uns unwillkürlich oder durch besonders aufmerksame Beobachtungen ergaben, bleiben übrig und vermehren die Summe unseres geistigen Besitzes. Die vornehmsten Momente des genossenen Daseins treten in der Erinnerung zusammen und machen ihren lebendigen Inhalt aus.

Gewiß tut man wohl, nach der Lektüre eines bedeutenden Werkes sich die Resultate desselben, soweit man es vermag, abgesondert vorzulegen, die wichtigeren Stellen noch einmal zu übersehen; es ist ratsam, zuweilen die Summe eines mehrere umfassenden Studiums zu ziehen; ich gehe weiter und lade den Leser ein, sich die Ergebnisse einer langen historischen Periode, die nur durch mannigfaltige Bemühungen kennen zu lernen ist, — der letzten anderthalb Jahrhunderte — einmal im Zusammenhange zu vergegenwärtigen.

Ohne Zweifel hat in der Historie auch die Anschauung des einzelnen Momentes in seiner Wahrheit, der besonderen Entwickelung an und für sich einen unschätzbaren Wert; das Besondere trägt ein Allgemeines in sich. Allein niemals läßt sich doch die Forderung abweisen, vom freien Standpunkte aus das Ganze zu überschauen; auch strebt jedermann auf eine oder die andere Weise dahin; aus der Mannigfaltigkeit der einzelnen Wahrnehmungen erhebt sich uns unwillkürlich eine Ansicht ihrer Einheit.

Nur ist es schwer, eine solche auf wenigen Blättern mit gehöriger Rechtfertigung und einiger Hoffnung auf Beistimmung mitzuteilen. Ich will mich jedoch einmal daran wagen.

Denn womit könnte ich einen neuen Band dieser Zeitschrift[1] besser einleiten, als wenn ich einige Irrtümer über den Bildungsgang der modernen Zeiten, die sich fast allgemein verbreitet haben, zu erschüttern vermöchte, wenn es mir einigermaßen gelänge, den Weltmoment, in dem wir uns befinden, deutlicher und unzweifelhafter, als es gewöhnlich geschehen mag, zu Anschauung zu bringen?

Wage ich mich nun an diesen Versuch, so darf ich nicht zu weit zurückgreifen, es wäre sonst notwendig eine Weltgeschichte zu schreiben; auch halte ich mich absichtlich an die großen Begebenheiten, an den Fortgang der auswärtigen Verhältnisse der verschiedenen Staaten; der Aufschluß für die inneren, mit denen

[1] Historisch-politische Zeitschrift II. Band. 1833.

jene in der mannigfaltigsten Wirkung und Rückwirkung stehen, wird darin großenteils enthalten sein.

Die Zeit Ludwigs XIV.

Gehen wir davon aus, daß man in dem sechzehnten Jahrhundert die Freiheit von Europa in dem Gegensatz und dem Gleichgewichte zwischen Spanien und Frankreich sah. Von dem einen überwältigt, fand man eine Zuflucht bei dem anderen. Daß Frankreich eine Zeitlang durch innere Kriege geschwächt und zerrüttet war, erschien als ein allgemeines Unglück; wenn man dann Heinrich IV. so lebhaft begrüßte, so geschah dies nicht allein, weil er der Anarchie in Frankreich ein Ende machte, sondern hauptsächlich weil er eben dadurch der Wiederhersteller einer gesicherten europäischen Ordnung der Dinge wurde.

Es ereignete sich aber, daß Frankreich, indem es dem Nebenbuhler allenthalben, in den Niederlanden, in Italien, auf der Halbinsel, die gefährlichsten Schläge beibrachte und die Verbündeten desselben in Deutschland besiegte, hierdurch selber ein Übergewicht an sich riß, größer als jener es in dem Höhepunkte seiner Macht besessen hatte.

Man vergegenwärtige sich den Zustand von Europa, wie er um das Jahr 1680 war.

Frankreich, so sehr dazu geeignet, so lange schon gewohnt, Europa in Gärung zu erhalten, — unter einem Könige, der es vollkommen verstand, der Fürst dieses Landes zu sein, dem sein Adel, nach langer Wider-

spenstigkeit endlich unterworfen, mit gleichem Eifer am Hof und in der Armee diente, mit dem sich seine Geistlichkeit wider den Papst verbündet hatte, — einmütiger, mächtiger als jemals vorher.

Um das Machtverhältnis einigermaßen zu überblicken, braucht man sich nur zu erinnern, daß zu der nämlichen Zeit, als der Kaiser seine beiden ersten stehenden Regimenter, Infanterie und Kürassiere, errichtete, Ludwig XIV. im Frieden bereits 100 000 Mann in seinen Garnisonen und 14 000 Mann Garde hielt; daß, während die englische Kriegsmarine in den letzten Jahren Karls II. immer mehr verfiel (sie hatte im Jahre 1678 83 Schiffe gezählt), die französische im Jahre 1681 auf 96 Linienschiffe vom ersten und zweiten Range, 42 Fregatten, 36 Feluken und ebensoviele Brander gebracht ward. Die Truppen Ludwigs XIV. waren die geübtesten, krieggewohntesten, die man kannte, seine Schiffe sehr wohl gebaut; kein anderer Fürst besaß zum Angriff wie zur Verteidigung so wohlbefestigte Grenzen.

Nicht allein aber durch die militärische Macht, sondern noch mehr durch Politik und Bündnisse war es den Franzosen gelungen, die Spanier zu überwältigen. Die Verhältnisse, in welche sie dadurch gelangt waren, bildeten sie zu einer Art von Oberherrschaft aus.

Betrachten wir zuerst den Norden und Osten. Im Jahre 1674 unternahm Schweden einen gefährlichen Krieg, ohne Vorbereitung, ohne Geld, ohne rechten Anlaß, nur auf das Wort von Frankreich und im

Vertrauen auf dessen Subsidien. Die Erhebung Johann Sobieskis zur polnischen Krone ward in einem offiziellen Blatte als ein Triumph Ludwigs XIV. angekündigt; König und Königin waren lange im französischen Interesse. Von Polen aus unterstützte man, wenn es über Wien nicht mehr möglich war, die ungarischen Mißvergnügten; die Franzosen vermittelten die Verbindung derselben mit den Türken; denn auf den Diwan übten sie ihren alten, durch die gewöhnlichen Mittel erhaltenen Einfluß ohne Störung. Es war alles e i n System. Eine vorzügliche Rücksicht der französischen Politik bestand darin, den Frieden zwischen Polen und Türken zu erhalten; dazu wurde selbst der Tatarkhan angegangen. Eine andere war, Schweden von den Russen nicht mit Krieg überziehen zu lassen. Kaum machten, sagt Contarini 1681, die Moskowiter Miene, Schweden anzugreifen, das mit Frankreich verbündet ist, so drohten die Türken, mit Heeresmacht in das Land des Zaren einzufallen. Genug, Krieg und Friede dieser entfernten Gegenden hingen von Frankreich ab.

Man weiß, wie unmittelbar, hauptsächlich durch Schweden, das nämliche System Deutschland berührte. Aber auch ohne dies war unser Vaterland entzweit und geschwächt. Bayern und Pfalz waren durch Heiratsverbindungen an den französischen Hof geknüpft, und fast alle übrigen Fürsten nahmen zu einer oder der anderen Zeit Subsidien; der Kurfürst von Köln überlieferte vermöge eines förmlichen Traktates, den

er durch verschiedene Scheinverträge verheimlichte, seine Festung Neuß an eine französische Besatzung.

Auch in dem mittleren und dem südlichen Europa war es nicht viel anders. Die Schweizer dienten zuweilen, über 20 000 Mann stark, in den französischen Heeren, und von der Unabhängigkeit ihrer Tagsatzungen war bei so starkem öffentlichen, noch stärkerem geheimen Einfluß nicht mehr viel zu rühmen. Um sich Italien offen zu erhalten, hatte Richelieu Pinarolo genommen; noch wichtiger ist Casale, durch welches Mailand und Genua unmittelbar bedroht werden. Jedermann sah, welche Gefahr es wäre, wenn auch dieser Platz in französische Hände komme; jedoch wagte kein Mensch, sich der Unterhandlung, die Ludwig XIV. mit dem Herzoge von Mantua darüber pflog, obwohl sie lange genug dauerte, ernstlich zu widersetzen, und endlich rückte eine französische Besatzung daselbst ein. Wie der Herzog von Mantua waren auch die übrigen italienischen Fürsten großenteils in der Pflicht von Frankreich. Die Herzogin von Savoyen und, jenseit der Pyrenäen, die Königin von Portugal waren Französinnen. Der Kardinal d'Estrées hatte über die eine wie die andere eine so unzweifelhafte Gewalt, daß man gesagt hat, er beherrsche sie despotisch, durch sie die Länder.

Sollte man aber glauben, daß Frankreich indes selbst auf seine Gegner vom Hause Österreich, im Kampf mit denen es eben seine vorherrschende Gewalt erworben hatte, einen entschiedenen Einfluß erwarb?

Es verstand, die spanische und die deutsche Linie zu trennen. Der junge König von Spanien vermählte sich mit einer französischen Prinzessin, und gar bald zeigte sich dann die Wirksamkeit des Botschafters von Frankreich auch in den inneren Angelegenheiten von Spanien. Der bedeutendste Mann, den dies Land damals hatte, der zweite Don Juan d'Austria, ward, soviel ich finde, durch die Franzosen in den Mißkredit gebracht, in welchem er starb. Aber auch zu Wien, selbst mitten im Kriege, wußten sie, wiewohl bloß insgeheim, Fuß zu fassen. Nur unter einer solchen Voraussetzung wenigstens glaubte man die Schwankungen des dortigen Kabinetts begreifen zu können. Die Anordnungen des Hofkriegsrates waren, wie Montecuculi klagte, früher zu Versailles bekannt als in dem eigenen Hauptquartier.

Bei diesem Zustande der Dinge hätte wohl vor allen europäischen Staaten England den Beruf gehabt, wie es auch eigentlich allein die Kraft dazu besaß, sich den Franzosen zu widersetzen. Aber man weiß, durch welche sonderbare Vereinigung der mannigfaltigsten Beweggründe der Politik und der Liebe, des Luxus und der Religion, des Interesses und der Intrige Karl II. an Ludwig XIV. gebunden war. Für den König von Frankreich waren diese Bande jedoch noch nicht fest genug. In dem nämlichen Augenblicke ließ er sich angelegen sein, auch die wichtigsten Mitglieder des Parlaments an sich zu ziehen. So independent, so republikanisch gesinnt sie waren, so

brauchte er doch nur die nämlichen Mittel anzuwenden. Die Gründe, sagt der französische Gesandte Barrillon von einem derselben, die Gründe, die ich ihm anführte, überzeugten ihn nicht; aber das Geld, das ich ihm gab, das machte ihn sicher. Hierdurch erst bekam Ludwig XIV. England in seine Gewalt. Hätte der König sich von ihm entfernt, so würde derselbe Widerstand im Parlament gefunden haben; sobald das Parlament dem nationalen Widerwillen gegen die Franzosen Raum gab, stellte sich der König entgegen. Ludwigs Politik war, und Barrillon sagt ausdrücklich, es liege demselben am Herzen, eine Vereinigung der Engländer, eine Aussöhnung zwischen König und Parlament zu verhindern. Nur allzuwohl gelang es ihm; die englische Macht ward hierdurch völlig neutralisiert.

Und so war allerdings Europa den Franzosen gegenüber entzweit und kraftlos, ohne Herz, wie ein Venezianer sagt, und ohne Galle. Welch ein Zustand der allgemeinen Politik, daß man es duldete, als Ludwig auf den Antrag eines seiner Parlamentsräte zu Metz jene Reunionskammern einrichtete, vor die er mächtige Fürsten zitierte, um über ihre Rechte an Land und Leute, durch Staatsverträge gewährleistet, wie über Privatrechte von seinen Gerichten entscheiden zu lassen! Welch ein Zustand des Deutschen Reiches, daß es sich Straßburg so gewaltsam, so wider die Natur der Dinge entreißen ließ! Man erlaube mir, anzuführen, wie ein Fremder lange nachher die Erobe-

rung des Elsaß bezeichnet. „Wenn man die Geschichte davon liest," sagt Young in einer Reisebeschreibung, „so macht sie einen so tiefen Eindruck nicht; daß ich aber, aus Frankreich kommend, über hohe Gebirge mußte und dann in eine Ebene hinabstieg, in der ein von den Franzosen in Sitte, Sprache und Abstammung ganz unterschiedenes Volk wohnt (die Ebene, welche damals erobert wurde), das machte mir Eindruck." Und eine solche Beleidigung nahm Deutschland hin und schloß darüber einen Stillstand.

Was gab es da noch, das sich Ludwig XIV. nicht hätte erlauben sollen? Ich will nicht dabei verweilen, wie er Genua mißhandelte, wie er seinen Ambassadeur dem Papst zum Trotz mit einer bewaffneten Macht in Rom einrücken ließ; erinnern wir uns nur, wie er selbst seiner Freunde nicht schonte. Er nahm Zweibrücken in Besitz, obwohl es seinem alten Bundesgenossen, dem Könige von Schweden, gehörte; sein Admiral beschoß Chios, weil sich tripolitanische Seeräuber dahin geflüchtet, obgleich die Türken seine Verbündeten waren; einiger Forts, die der englischen Gesellschaft der Hudsonbai gehörten, bemächtigte er sich mitten im Frieden, während des besten Einverständnisses. Jener Königin von Polen versagte Ludwig XIV. eine geringfügige Genugtuung ihres Ehrgeizes. Nachdem er sich Freunde gemacht, durch Geld oder Unterstützung, liebt er es, sie zu vernachlässigen, sei es, um ihnen zu beweisen, daß er sie im Grunde doch nicht brauche, oder in der Überzeugung, die Furcht

vor seinem Unwillen allein werde sie in Pflicht halten. In jeder Unterhandlung will er dies sein Übergewicht fühlen lassen. Von einem seiner auswärtigen Minister sagt er selbst: „Ich habe ihn entfernen müssen; denn allem, was durch seine Hand ging, gebrach es an der Großartigkeit und Kraft, welche man zeigen muß, wenn man die Befehle eines Königs von Frankreich ausführt, der nicht unglücklich ist."

Man darf annehmen, daß diese Gesinnung der vornehmste Antrieb selbst seiner Kriegslust war. Schwerlich war gerade eine ausschweifende Ländergier in ihm; von einer weit um sich greifenden Eroberung war eigentlich nicht die Rede. Wie die Feldzüge selbst nur eben mit zu den Beschäftigungen des Hofes gehören, — man versammelt ein Heer, man läßt es vor den Damen paradieren; alles ist vorbereitet; der Schlag gelingt; der König rückt in die eroberte Stadt ein, dann eilt er zum Hofe zurück, — so ist es hauptsächlich diese triumphierende Pracht der Rückkehr, diese Bewunderung des Hofes, worin er sich gefällt; es liegt ihm nicht soviel an der Eroberung, an dem Kriege, als an dem Glanze, den sie um ihn verbreiten. Nein! einen freien, großen, unvergänglichen Ruhm sucht er nicht; es liegt ihm nur an den Huldigungen seiner Umgebung; diese ist ihm Welt und Nachwelt.

Aber darum war der Zustand von Europa nicht weniger gefährdet. Sollte es einen Supremat geben, so müßte es wenigstens ein rechtlich bestimmter sein. Dies faktisch Unrechtmäßige, das den ruhigen Zu=

stand jeden Augenblick durch Willkür stört, würde die Grundlage der europäischen Ordnung der Dinge und ihrer Entwickelung auflösen. Man bemerkt nicht immer, daß diese Ordnung sich von anderen, die in der Weltgeschichte erschienen sind, durch ihre rechtliche, ja juridische Natur unterscheidet. Es ist wahr, die Weltbewegungen zerstören wieder das System des Rechtes; aber nachdem sie vorübergegangen, setzt sich dies von neuem zusammen, und alle Bemühungen zielen nur dahin, es wieder zu vollenden.

Und das wäre noch nicht einmal die einzige Gefahr gewesen. Eine andere nicht minder bedeutende lag darin, daß ein so entschieden vorherrschender Einfluß einer Nation es schwerlich zu einer selbständigen Entwickelung der übrigen hätte kommen lassen, um so weniger, da er durch das Übergewicht der Literatur unterstützt wurde. Die italienische Literatur hatte den Kreis ihrer originalen Laufbahn bereits vollendet; die englische hatte sich noch nicht zu allgemeiner Bedeutung erhoben; eine deutsche gab es damals nicht. Die französische Literatur, leicht, glänzend und lebendig, in streng geregelter und doch anmutender Form, faßlich für alle Welt und doch von nationaler Eigentümlichkeit, fing an, Europa zu beherrschen. Es sieht beinahe wie ein Scherz aus, wenn man bemerkt hat, daß z. B. das Diktionär der Akademie, in welchem sich die Sprache fixierte, besonders an Ausdrücken der Jagd und des Krieges reich ist, wie sie am Hofe gang und gäbe waren; aber leugnen läßt

sich nicht, daß diese Literatur dem Staate völlig entsprach und ein Teil den anderen in der Erwerbung seines Supremats unterstützte. Paris ward die Kapitale von Europa. Es übte eine Herrschaft wie nie eine andere Stadt, der Sprache, der Sitte, gerade über die vornehme Welt und die wirksamen Klassen; die Gemeinschaftlichkeit von Europa fand hier ihren Mittelpunkt. Sehr besonders ist es doch, daß die Franzosen schon damals ihre Verfassung aller Welt angepriesen haben, „den glücklichen Zustand der schutzreichen Untertänigkeit, in dem sich Frankreich unter seinem Könige befinde, einem Fürsten, welcher vor allen verdiene, daß die Welt von seiner Tapferkeit und seinem Verstande regiert und in rechte Einigkeit gebracht werde."

Versetzt man sich in jene Zeit, in den Sinn eines Mitlebenden zurück, welch eine trübe, beengende, schmerzliche Aussicht! Es konnte doch geschehen, daß die falsche Richtung der Stuarts in England die Oberhand behielt und die englische Politik sich auf ganze Zeiträume hinaus an die französische fesselte. Nach dem Frieden von Nimwegen wurden die lebhaftesten Unterhandlungen gepflogen, um die Wahl eines römischen Königs auf Ludwig XIV. selbst oder doch den Dauphin fallen zu lassen; bedeutende Stimmen waren dafür gewonnen, „denn allein der allerchristlichste König sei fähig, dem Reiche seinen alten Glanz wiederzugeben;" und so unmöglich war es nicht, daß unter begünstigenden Umständen eine solche

Wahl wirklich getroffen wurde; wie dann, wenn hernach auch die spanische Monarchie an einen Prinzen dieses Hauses fiel? Hätte zugleich die französische Literatur beide Richtungen, deren sie fähig war, die protestantische so gut wie die katholische, ausgebildet, so würde Staat und Geist der Franzosen sich mit unwiderstehlicher Gewalt Europa unterworfen haben. Versetzt man sich, wie gesagt, in jene Zeit zurück, wodurch würde man glauben, daß einer so unglücklichen Wendung der Dinge Einhalt geschehen könnte?

Gegen den Anwachs der Macht und des politischen Übergewichtes konnten die minder Mächtigen sich vereinigen. Sie schlossen Bündnisse, Assoziationen. Dahin bildete sich der Begriff des europäischen Gleichgewichtes aus, daß die Vereinigung vieler anderen dienen müsse, die Anmaßungen des exorbitanten Hofes, wie man sich ausdrückte, zurückzudrängen. Um Holland und Wilhelm III. sammelten sich die Kräfte des Widerstandes. Mit gemeinschaftlicher Anstrengung wehrte man die Angriffe ab, führte man die Kriege. Allein man würde geirrt haben, wenn man sich hätte überreden wollen, es liege darin eine Abhilfe auf immer. Einem europäischen Bündnisse und einem glücklichen Kriege zum Trotz wurde ein Bourbon König von Spanien und Indien; über einen Teil von Italien sogar breitete sich in dem allmählichen Fortgang der Dinge die Herrschaft dieses Geschlechtes aus.

In großen Gefahren kann man wohl getrost dem

Genius vertrauen, der Europa noch immer vor der Herrschaft jeder einseitigen und gewaltsamen Richtung beschützt, jedem Druck von der einen Seite noch immer Widerstand von der andern entgegengesetzt und bei einer Verbindung der Gesamtheit, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt enger und enger geworden, die allgemeine Freiheit und Sonderung glücklich gerettet hat. Da das Übergewicht Frankreichs auf der Überlegenheit seiner Streitkräfte, auf innerer Stärke beruhte, so war ihm nur dadurch wahrhaft zu begegnen, daß ihm gegenüber auch andere Mächte zu innerer Einheit, selbständiger Kraft und allgemeiner Bedeutung entweder zurückkehrten oder aufs neue emporkämen. Überblicken wir in wenigen flüchtigen Zügen, wie dies geschah.

England, Österreich, Rußland.

Zuerst erhob sich England zu dem Gefühle seiner Stärke. Dies war, sahen wir, bisher dadurch zurückgehalten, gebrochen worden, daß Ludwig XIV. zugleich Karl II. und das Parlament bearbeitete und bald den einen, bald das andere für seine Zwecke zu bestimmen wußte. Mit Jakob II. aber stand Ludwig in einem viel vertraulicheren Verhältnis als mit Karl. Wenn nichts anderes, so vereinigte sie schon ihre religiöse Gesinnung, die gemeinschaftliche Devotion. Daß Jakob den Katholizismus so auffallend begünstigte, war einem Fürsten erwünscht, der die Protestanten selber grausam verfolgte. Ludwig ergoß sich in Lob, und der englische Gesandte kann nicht genug sagen,

mit welcher Herzlichkeit er sich zu jedem erdenklichen Beistand erboten habe, als Jakob den entscheidenden Schritt getan und die Bischöfe gefangen gesetzt hatte. Aber eben dies bewirkte, daß alle popularen und, da die englische Kirche angegriffen war, selbst die aristokratischen Gewalten sich zugleich ihrem Könige und den Franzosen entgegenwarfen. Es war eine religiöse, nationale und im Interesse des bedrohten Europas unternommene Bewegung, der die Stuarts unterlagen. Eben der leitete sie, der bisher die Seele aller Unternehmungen gegen Frankreich gewesen war, Wilhelm III. Der neue König und sein Parlament bildeten seitdem eine einzige Partei. Es konnte Streitigkeiten, selbst heftige Streitigkeiten zwischen ihnen geben; aber auf die Dauer, in der Hauptsache konnten sie sich nicht wieder entzweien, zumal da der Gegensatz so stark war, den sie gemeinschaftlich erfuhren. Die Parteien, die sich bisher in die Extreme geworfen, um einander von den entgegengesetztesten Standpunkten aus zu befehden, wurden in den Kreis des Bestehenden verwiesen, wo sie freilich auch miteinander stritten, aber sich zugleich miteinander ausglichen, wo ihr Widerstreit zu einem lebendigen Gärungsstoff der Verfassung wurde. Es ist nicht ohne Interesse, diesen Zustand mit dem französischen zu vergleichen. Sie hatten doch vieles gemein. In Frankreich wie in England waren aristokratische Geschlechter im Besitz der Gewalt; die einen wie die anderen genossen einer alle anderen ausschließenden Berech-

tigung; sie besaßen dieselbe beide vermöge ihrer Religion, die einen durch ihren Katholizismus, die anderen durch ihren Protestantismus. Dabei aber bestand der größte Unterschied. In Frankreich war alles Uniformität, Unterordnung und Abhängigkeit eines reich entwickelten, aber sittlich verderbten Hofwesens. In England ein gewaltiges Ringen, ein politischer Wettkampf zweier fast mit gleichen Kräften ausgerüsteter Parteien innerhalb eines bestimmten, umschriebenen Kreises. In Frankreich schlug die nicht ohne Gewalt gepflanzte Devotion nur zu bald in ihr offenbares Gegenteil um. In England bildete sich eine vielleicht beschränkte, im ganzen männlich selbstbewußte Religiosität aus, die ihre Gegensätze überwand. Jenes verblutete an den Unternehmungen eines falschen Ehrgeizes; diesem strotzten die Adern von jugendlicher Kraft. Es war, als träte der Strom der englischen Nationalkraft nun erst aus den Gebirgen, zwischen denen er sich bisher zwar tief und voll, aber enge, sein Bette gewühlt, in die Ebene hervor, um sie in stolzer Majestät zu beherrschen, Schiffe zu tragen und Weltstädte an seinen Ufern gründen zu sehen. Das Recht der Geldbewilligung, über welches bisher die meisten Streitigkeiten zwischen dem König und dem Parlament ausgebrochen, fing nun vielmehr an, sie miteinander zu verbinden. Karl II. hatte während des Vierteljahrhunderts seiner Regierung alles in allem dreiundvierzig Millionen Pfund eingenommen. Wilhelm empfing binnen 13 Jahren zweiundsiebenzig

Millionen Pfund; wie ungeheuer aber stiegen seitdem diese Anstrengungen! Eben darum stiegen sie, weil sie freiwillig waren, weil man sah, daß ihr Ertrag nicht dem Luxus weniger Hofleute, sondern dem allgemeinen Bedürfnis diente. Da war das Übergewicht der englischen Marine nicht lange zweifelhaft. Im Jahre 1678 war es als ein blühender Zustand der königlichen Flotte erschienen, daß sie, die Brander eingeschlossen, 83 Kriegsschiffe zählte, mit einer Bemannung von 18 323 Mann. Im Dezember 1701 besaß man dagegen, Brander und kleinere Fahrzeuge ausgeschlossen, 184 Schiffe vom ersten bis sechsten Range mit einer Bemannung von 53 921 Mann. Wenn, wie man glaubt, der Ertrag des Postwesens einen Maßstab für den inneren Verkehr abgibt, so muß man sagen, daß auch dieser ungemein gestiegen war. Im Jahre 1660 soll die Post 12 000 Pfund, im Jahre 1699 dagegen 90 504 Pfund Sterling abgeworfen haben. Man hat gleich damals bemerkt, daß das eigentliche nationale Motiv zu dem Spanischen Erbfolgekriege die Besorgnis war, Frankreich und Spanien vereinigt möchten den westindischen Verkehr den Engländern und Holländern wieder entreißen. Hätte auch sonst der Friede, den man zuletzt schloß, den Tadel verdient, den die Whigs so lebhaft über denselben aussprachen, so hat er doch diese Furcht beseitigt. Nichts bezeichnet mehr das Übergewicht der Engländer über die bourbonischen Mächte, als daß sie Gibraltar behaupteten. Den besten Verkehr mit den spanischen

Kolonien brachten sie nunmehr sogar durch Vertrag an sich, indes die eigenen sich in ungeheuerem Fortschritt ausbreiteten. Wie Batavia vor Kalkutta, so verschwand seitdem der alte maritime Glanz von Holland vor dem englischen, und schon Friedrich der Große fand zu bemerken, Holland folge dem Nachbar wie ein Boot seinem Schiff. Die Vereinigung mit Hannover brachte ein neues, kontinentales, nicht minder antifranzösisches Interesse hinzu. In dieser großen Bewegung erhob sich die englische Literatur zuerst zu europäischer Wirksamkeit, und sie fing an, mit der französischen zu wetteifern. Naturforschung und Philosophie, diese sowohl in der einen als in der anderen ihrer Richtungen, brachten eine neue und originale Weltansicht hervor, in der jener die Welt übermeisternde Geist sich selber faßte und widerspiegelte. Zwar würde man zu viel behaupten, wenn man den Engländern die Schöpfung vollendeter, in der Form unvergänglicher Denkmale der Poesie oder der Kunst in dieser Zeit zuschreiben wollte; aber herrliche Genies hatten sie auch damals, und längst besaßen sie wenigstens einen großen Dichter, dessen Werke — für alle Zeiten faßlich und wirksam, wie sie sind — Europa nun erst kennen lernte. Hatten sie eine Zeitlang französische Formen nicht verschmäht, so nahm man nun an den ausgezeichnetsten Franzosen die Wirkung ihres Geistes und ihrer Wissenschaft wahr.

Dergestalt setzte sich Ludwig XIV. jenem Nebenbuhler, dessen er durch Politik oder den Einfluß der

Religion Herr zu werden gehofft hatte, mächtiger in sich, großartiger und gefährlicher, als man irgend hatte erwarten können, entgegen. Alle maritimen Beziehungen, alle Verhältnisse des europäischen Westens wurden dadurch von Grund aus verändert.

Indessen war zur nämlichen Zeit auch der Osten umgestaltet.

Ich kann die Meinung nicht teilen, daß das deutsche Österreich in der Bedeutung, in der wir es erblicken, eine alte Macht zu nennen sei. Während des Mittelalters hätte es ohne das Kaisertum nur wenig zu sagen gehabt. Dann ward es von der spanischen Monarchie zugleich mit fortgezogen und in Schatten gestellt; am Ende des sechzehnten Jahrhunderts war es durch den Zwiespalt der Religion und die erblichen Berechtigungen der Stände in seinen verschiedenen Landschaften alles auswärtigen Ansehens entkleidet worden; im Anfang des Dreißigjährigen Krieges mußten deutsche Heere dem Kaiser sein Erbland wiedererobern. Selbst der Glanz, den die wallensteinischen Unternehmungen auf Ferdinand II. warfen, war doch nur vorübergehend; und welche gewaltsame Rückwirkung riefen sie nicht hervor! Wie oft wurden seitdem die Hauptstädte österreichischer Provinzen von den schwedischen Heeren bedroht! Jedoch gelang es eben damals dem Hause Österreich, durch die Vernichtung seiner Gegner, die Erhebung seiner Anhänger, die endliche Befestigung des Katholizismus seine Macht im Innern auf immer zu begründen. Es war

der erste Schritt zu dem Ansehen, das es in neuerer Zeit erworben hat. Zu einer selbständigen und europäisch bedeutenden Macht wurde aber Österreich erst durch die Wiedereroberung von Ungarn. Solange Ofen in den Händen der Türken war, konnten die Franzosen Österreich bedrohen, ja außerordentlich gefährden, sooft es ihnen gefiel, ihren Einfluß auf den Diwan dahin zu verwenden. Haben sie den Zug Kara Mustaphas im Jahre 1683 auch nicht veranlaßt, so haben sie doch darum gewußt. Ihre Absicht war dabei nicht, Deutschland oder die Christenheit zu verderben; so weit gingen sie nicht; aber Wien wollten sie nehmen, die Türken wollten sie selbst bis an den Rhein vordringen lassen. Dann wäre Ludwig XIV. als der einzige Schirm der Christenheit hervorgetreten; in der Verwirrung, die eine solche Bewegung hätte hervorbringen müssen, würde es ihm nicht haben fehlen können, über die deutsche Krone zu verfügen und sie, wenn er nur wollte, selbst an sich zu nehmen.

Unter den Mauern von Wien schlug dieser Plan fehl. Es war die letzte große Anstrengung der Türken, die um so verderblicher auf sie zurückwirkte, da sie alle ihre Kräfte dazu in barbarischem Übermaße aufgewendet hatten. Seitdem wichen denn vor den deutschen Kriegsscharen, welche, wie ein Italiener sagt, „wie eine starke, undurchdringliche Mauer" vorrückten, die ungeordneten türkischen Haufen allenthalben zurück; vergebens erklärte ein Fetwa des

Mufti, daß Ofen der Schlüssel des Reiches und die Verteidigung dieses Platzes eine Glaubenspflicht sei; es ging doch verloren; ganz Ungarn ward wiedererobert und zu einem erblichen Reiche gemacht. Die Mißvergnügten unterwarfen sich; in die Grenzen von Niederungarn rückte eine Raizische Bevölkerung ein, um dieses fortan wider die Türken zu verteidigen. Seitdem hatte Österreich eine ganz andere Grundlage als früher. Sonst wurden alle Kriege in Ungarn von deutschen Heeren geführt, und man sagte, alle dortigen Flüsse seien mit deutschem Blute gefärbt; jetzt erschienen die Ungarn als der Kern der österreichischen Heere in den deutschen Kriegen. Nun war es der französischen Diplomatie nicht mehr möglich, die Türken bei jedem leichten Anlaß in das Herz der Monarchie zu rufen; nur noch einmal fand sie bei den Mißvergnügten Beistand und Hilfe; endlich war alles ruhig; eben auf diejenige Provinz, die ihn bisher am meisten gefährdet hatte, gründete seitdem der Kaiser seine Gewalt.

Man sieht von selbst, welch eine Veränderung die Befestigung dieser stabilen, reichen, wohlbewaffneten Macht, welche die Türken in Zaum, ja in Furcht hielt, in den Verhältnissen des europäischen Ostens hervorbringen mußte.

Ludwig XIV. erlebte wenigstens den Anfang noch einer anderen.

Die Zustände von Polen, durch die es ihm leicht wurde, in diesem Lande immer eine Partei zu haben,

die Macht von Schweden, das durch Herkommen und alten Bund wenigstens in der Regel an ihn geknüpft war, gaben ihm ohne viel Anstrengung ein entschiedenes Übergewicht in dem Norden. Karl XII. machte darin keine Änderung. Es war einer seiner ersten Entschlüsse, wie er zu seinem Kanzler sagte, „schlechterdings die Allianz mit Frankreich abzuschließen und zu dessen Freunden zu gehören." Es ist wahr, der Spanische Erbfolgekrieg und der Nordische, die hierauf fast zu gleicher Zeit begannen, hatten keinen vorausbedachten, durch Unterhandlungen vermittelten Zusammenhang, obwohl man ihn oft vermutete; aber die schwedischen Unternehmungen kamen den Franzosen durch ihren Erfolg zustatten; in der Tat hatten die Begebenheiten eine gleichartige Tendenz. Während die spanische Sukzession dienen sollte, den Bourbonen den Süden von Europa in die Hände zu liefern, waren die alten Verbündeten der Bourbonen, die Schweden, nahe daran, die Herrschaft in dem Norden völlig an sich zu bringen. Nachdem Karl XII. die Dänen überfallen und zum Frieden gezwungen, nachdem er Polen erobert und einen König daselbst gesetzt, nachdem er die Hälfte von Deutschland, das in seinem Osten nicht viel besser befestigt war, als in seinem Westen, durchzogen und Sachsen eine Zeitlang innegehabt, blieb ihm zur Befestigung seiner Suprematie nichts mehr übrig, als den Zaren, den er schon einmal geschlagen, völlig zu vernichten. Dazu brach er mit seinem in Sachsen verjüngten Heere auf. Der

Zar hatte sich indes mit großer Anstrengung gerüstet. Es kam zu dem entscheidenden Kampfe des Jahres 1709. Sie begegneten einander noch einmal, diese beiden nordischen Heroen, Karl XII. und Peter I., originale Geburten germanischer und slawischer Nationalität. Ein denkwürdiger Gegensatz. Der Germane großgesinnt und einfach, ohne Flecken in seinem Lebenswandel, ganz ein Held, wahr in seinen Worten, kühn in seinem Vornehmen, gottesfürchtig, hartnäckig bis zum Eigensinn, unerschütterlich. Der Slawe, zugleich gutmütig und grausam, höchst beweglich, noch halb ein Barbar, aber mit der ganzen Leidenschaftlichkeit einer frischen lernbegierigen Natur den Studien und Fortschritten der europäischen Nationen zugewandt, voll von großen Entwürfen und unermüdlich, sie durchzusetzen. Es ist ein erhabener Anblick, den Kampf dieser Naturen wahrzunehmen. Man könnte zweifeln, welches die vorzüglichere war; so viel ist gewiß, daß sich die größere Zukunft an die Erfolge des Zaren knüpfte. Während Karl für die wahren Interessen seiner Nation wenig Sinn zeigte, hatte Peter die Ausbildung der seinigen, die er selbst vorbereitet und begonnen, an seine Person geknüpft und ließ dieselbe sein vornehmstes Augenmerk sein. Er trug den Sieg davon. In dem Berichte, den er über die Schlacht von Pultawa an seine Leute ergehen ließ, fügte er in einer Nachschrift hinzu, „damit sei der Grundstein zu St. Petersburg gelegt.“ Es war der Grundstein zu dem ganzen Gebäude seines Staa-

tes und seiner Politik. Seitdem fing Rußland an, in dem Norden Gesetze zu geben. Es wäre ein Irrtum, wenn man glauben wollte, es hätte dazu einer langen Entwickelung bedurft; es geschah vielmehr auf der Stelle. Wie hätte auch August II. von Polen, der seine Herstellung einzig und allein den Waffen der Russen verdankte, sich ihrem Einfluß entziehen können? Aber überdies mußte er in den inneren Entzweiungen, im Kampfe mit seinem Adel, ihre Hilfe aufs neue in Anspruch nehmen. Hierdurch ward Peter I. unmittelbarer Schiedsrichter in Polen, mächtig über beide Parteien; um so gewaltiger, da die Polen ihre Armee um drei Vierteile verminderten, während die seinige immer zahlreicher, geübter und furchtbarer wurde. Der Zar, sagt ein Venezianer im Jahre 1717, welcher sonst Gesetze von den Polen empfangen hat, gibt deren jetzt ihnen nach seinem Gutdünken mit unbeschränkter Autorität. Notwendigerweise hörte seitdem der Einfluß der Franzosen in Polen mehr und mehr auf; sie vermochten ihre Thronkandidaten nicht mehr zu befördern, selbst wenn sie den Adel für sich hatten. Indessen war Schweden durch eben diese Ereignisse entkräftet und herabgebracht worden. Noch in seinen letzten Tagen hatte Ludwig XIV. dieser Krone alle ihre Besitzungen garantiert; nichtsdestominder war sie zuletzt eines bedeutenden Teiles derselben verlustig gegangen. Wohl behaupteten die Franzosen ihren Einfluß in Stockholm. Man klagte dort 1756, Schweden werde von Paris aus regiert, wie eine französische

Provinz. Aber, wie gesagt, Schweden war ganz unbedeutend geworden. Es waren armselige innere Entzweiungen der Mützen und Hüte, auf die man Einfluß hatte. Wenn man sie ein paarmal benutzte, um einen Krieg gegen Rußland hervorzurufen, so war das eher ein Nachteil; man gab diesem Reiche nur Gelegenheit zu neuen Siegen und Vergrößerungen.

Und so war der Norden unter eine ganz andere Herrschaft geraten als die mittelbare von Frankreich; eine große Nation trat dort in eine neue, eine eigentlich europäische Entwickelung ein. In dem Osten war der französische Einfluß zwar nicht verschwunden; aber er hatte daselbst, obwohl Österreich unter Karl VI. schwach genug wurde, doch lange nicht mehr die alte Bedeutung. Die See war in den Händen des Nebenbuhlers; die vorteilhafte Verbindung, welche Frankreich über Cadiz mit dem spanischen Amerika angefangen, duldete oder unterbrach derselbe nach seiner Konvenienz.

In dem südlichen Europa dagegen, durch das natürliche Einverständnis der bourbonischen Höfe, das nach kurzer Unterbrechung bis zu gemeinschaftlichen Plänen hergestellt worden war, und in Deutschland hatte Frankreich noch immer ein großes Übergewicht.

Vor allem in Deutschland.

Es existieren Betrachtungen über den politischen Zustand von Europa vom Jahre 1736, die uns die Lage, besonders der deutschen Angelegenheiten, kurz vor dem österreichischen Sukzessionskriege geistreich

und bündig schildern. Wenn der Verfasser zugibt, daß Kaiser Karl VI. seine Macht im Reiche zu erweitern, die Verfassung monarchischer zu machen bemüht sei, daß derselbe sogar durch seine Verbindung mit den Russen, die schon damals an dem Rhein erschienen, einigen Artikeln seiner Kapitulation zuwidergehandelt habe, so findet er doch auf dieser Seite die Gefahr so groß nicht; der letzte Krieg, meint er, habe die Schwäche des kaiserlichen Hofes offenbart; in dem Stolze und der Gewaltsamkeit, mit denen derselbe seine Pläne durchzusetzen suche, liege ein Heilmittel gegen sie. Hüten wir uns dagegen, ruft er aus, vielmehr vor denen, die durch geheime Kunstgriffe, durch einschmeichelnde Manieren und eine erdichtete Güte uns in die Sklaverei zu bringen suchen. Er findet, daß Kardinal Fleury, damals Premierminister von Frankreich, obwohl er die Miene außerordentlicher Mäßigung annehme, dessenungeachtet und zwar gerade unter diesem Scheine die Pläne eines Richelieu und Mazarin verfolge. Durch anscheinende Großmut schläfere er seine Nachbarn ein; er leihe gleichsam seinen sanften und ruhigen Charakter für die Politik seines Hofes her. Mit wieviel Klugheit, ohne Aufsehen und Lärm, habe er Lothringen an Frankreich zu bringen gewußt; — um die erwünschte Rheingrenze zu erobern, woran nicht gar viel fehle, erwarte er nur die Verwirrungen, die der Tod des Kaisers unfehlbar nach sich ziehen müsse.

Im Jahre 1740 starb Karl VI. Kardinal Fleury

ließ sich sogar zu noch kühneren Schritten fortreißen, als man ihm zugetraut hatte. Er sagte gerade heraus, er wolle den Gemahl der Maria Theresia nicht zum Nachfolger ihres Vaters, weil derselbe schlecht französisch gesinnt sei; er vor allen war es, der Karl VII. von Bayern die deutsche Krone verschaffte; er faßte den Plan, in Deutschland vier, ungefähr gleich mächtige Staaten nebeneinander zu errichten, das Haus Österreich ziemlich auf Ungarn einzuschränken, Böhmen dagegen an Bayern, Mähren und Oberschlesien an Sachsen zu bringen, Preußen mit Niederschlesien zu befriedigen; wie leicht hätte über vier solche Staaten, die sich ihrer Natur nach niemals miteinander verstanden haben würden, Frankreich dann eine immerwährende Oberhoheit behauptet!

Preußen.

In diesem Moment einer augenscheinlichen wahren Gefahr des deutschen Vaterlandes, das damals weder mächtige Staaten hatte, noch durch Taten ausgezeichnete Männer, noch ein ausgesprochenes festes Nationalgefühl, — keine Literatur, keine Kunst und eigene Bildung, die es dem Übergewichte der Nachbarn hätte entgegensetzen können, trat Friedrich II. auf, erhob sich Preußen.

Es ist hier nicht der Ort, weder den Fürsten zu schildern, noch den Staat, den er fand, den er bildete; auch möchten wir es uns nicht so leicht getrauen, die ursprüngliche Kraft des einen und des anderen und

die Fülle des Daseins, die sie entfalteten, darzustellen; suchen wir uns nur ihre Weltstellung zu vergegenwärtigen.

Dann müssen wir allerdings zugestehen, daß die erste Bewegung Friedrichs von der Richtung, welche die französische Politik gleich nach dem Tode Karls VI. einschlug, unterstützt wurde. Allein sollte er sich viel weiter mit derselben einlassen? Er selber ist es, der als Kronprinz und noch entfernt von eigentlichen Geschäften jene Betrachtungen, von denen ich eben eine Idee zu geben suchte, aufgesetzt hatte; sie sind, wie man sieht, ganz wider die französische Politik gerichtet. Die Gefahr, welche von dieser Seite her über Deutschland schwebte, sah er so deutlich, empfand er so lebhaft als irgend möglich. Eben deshalb aber hatte er seinen Krieg ganz auf eigene Hand unternommen; er wollte nie, daß der Erfolg seiner Waffen den Franzosen förderlich würde. Mit welchem Ernst erklärte er ihrem Gesandten, er sei ein deutscher Fürst; er werde ihre Truppen nicht länger auf deutschem Boden dulden, als das Wort der Verträge besage. In dem Spätjahre 1741 hätte es nicht so unmöglich scheinen sollen, Österreich völlig herabzubringen. Böhmen und Oberösterreich waren nicht viel minder in feindlichen Händen als Schlesien; Wien war so gut bedroht wie Prag; wenn man diese Angriffe mit angestrengten Kräften fortgesetzt hätte, wer will sagen, wozu es hätte kommen können? Ich will es Friedrich nicht als Großmut anrechnen, daß er diesen letzten Schritt

vermied; er wußte am besten, daß es sein Vorteil nicht gewesen wäre, Frankreich des alten Gegners zu entledigen. Als er die Königin von Ungarn am Rande des Verderbens sah, wollte er sie Atem schöpfen lassen; er sagt es selbst; mit Bewußtsein hielt er inne und ging seinen Stillstand ein. Sein Sinn war, weder von Frankreich noch von Österreich abzuhängen; völlig frei wollte er sich fühlen und zwischen ihnen eine unabhängige, auf eigene Kraft gegründete Stellung einnehmen. In diesem einfachen Vorhaben liegt der Aufschluß für seine Politik während der Schlesischen Kriege. Nie ward eine Erwerbung mit eifersüchtigerer Wachsamkeit behauptet als die seinige. Er mißtraut den Freunden nicht minder als den Feinden; immer hält er sich gerüstet und schlagfertig; sobald er sich im Nachteil glaubt, sobald er die Gefahr nur von fern kommen sieht, greift er zu den Waffen; sowie er im Vorteil ist, sowie er den Sieg erfochten hat, bietet er die Hand zum Frieden. Wenn es sich versteht, daß es ihm nicht beikommen konnte, sich einem fremden Interesse zu widmen, so hat er doch auch sein eigenes ohne Übertreibung, ohne Selbstverblendung vor Augen; nie sind seine Forderungen übermäßig; nur das Nächste bezwecken sie; dabei aber will er bis zum Äußersten festhalten.

Indessen konnte wohl diese so unerwartet emporgekommene Unabhängigkeit, die eine kühne und trotzige Stellung einnahm, nicht anders als das Mißfallen, die Feindseligkeit der Nachbarn erregen.

Man begreift es, wenn Maria Theresia den Verlust einer reichen Provinz nicht sogleich verschmerzte und die Erhebung eines so glücklichen und geschickten Nebenbuhlers im Reiche mit Mißbehagen ansah. Aber auch in das nördliche System griff das Ansehen von Preußen bedeutend ein; daß es einen übrigens sehr unschuldigen Traktat zur Behauptung des Gleichgewichts im Norden mit Schweden und Frankreich eingegangen, erweckte ihm den ganzen Haß einiger russischen Minister, die ihre Suprematie im Norden bedroht glaubten. Billig hätte der König um so mehr eine Stütze an Frankreich finden sollen. Aber daß er nicht wie Schweden zu regieren war, daß er sich erdreistete, eine freie selbständige Politik zu befolgen, zog ihm den Unwillen auch des Hofes von Versailles zu; obwohl dieser Hof sehr gut sah, was es auf sich habe, so beschloß er doch, sein ganzes System zu ändern und sich nunmehr an Österreich anzuschließen. Die öffentliche Meinung stimmte in einer jener plötzlichen Aufwallungen, die ihr besonders in Frankreich so eigen sind, dem Traktate freudig bei. So gelang es der Kaiserin, die beiden großen Kontinentalmächte mit sich zu vereinigen; minder Mächtige, die Nachbarn in Sachsen, Pommern, gesellten sich zu ihnen; es war ein Bund im Werke, nicht viel anders, als wie er nach Karls VI. Tode wider Österreich geschlossen worden war, und durch die Teilnahme von Rußland sogar noch stärker; von einer Teilung der preußischen Staaten war nicht minder die Rede, als

früher von einer Teilung der österreichischen, und nur über der See fand Friedrich Verbündete, — die nämlichen, die es damals mit Österreich gehalten hatten.

Im Besitz einer trotz der neuen Erwerbung doch nur sehr mäßigen, diesem Bunde gegenüber unbedeutenden Macht sollte er fähig sein, sollte er es nur wagen, den Kampf mit demselben zu bestehen?

Er hatte, wie bekannt, den Wiener Hof um eine kategorische Erklärung über dessen Rüstungen ersucht. „Wenn sie nur einigermaßen genugtuend ausfällt," sagte er einem seiner Minister, „so marschieren wir nicht." Endlich kam der erwartete Kurier. Es fehlte viel, daß die Antwort ausreichend gewesen wäre. „Das Los ist geworfen," sagte er, „morgen marschieren wir!"

So stürzte er sich mutig in diese Gefahr; er suchte sie auf, er rief sie fast selbst hervor; aber erst mitten darin lernte er sie völlig kennen.

Wenn jemals ein Ereignis auf einer großen Persönlichkeit beruht hat, so ist es das Ereignis des Siebenjährigen Krieges.

Die Kriege unserer Zeit pflegen durch wenige entscheidende Schläge zu Ende gebracht zu werden; frühere dauerten länger; doch stritt man mehr über Forderungen und Ansprüche, als über die Summe der Existenz, über das Sein oder Nichtsein der Staaten selbst. Der Siebenjährige Krieg unterscheidet sich dadurch, daß bei so langer Dauer doch jeden Augenblick die Existenz von Preußen auf dem Spiele stand. Bei dem Zustande der Dinge, der allgemeinen Feindselig-

keit bedurfte es nur eines einzigen unglücklichen Tages, um diese Wirkung hervorzubringen. Vollkommen fühlte dies Friedrich selbst. Nach der Niederlage von Kollin rief er aus: „Es ist unser Pultawa!“ Und wenn sich ihm dies Wort glücklicherweise nicht erfüllt hat, so ist doch wahr, daß er sich seitdem von Moment zu Moment vom Untergange bedroht sah.

Ich will nicht berühren, welche Hilfsquellen ihm in einer so verzweifelten Lage sein militärisches Genie, die Tapferkeit seiner Truppen, die Treue seiner Untertanen oder zufällige Umstände dargeboten haben. Die Hauptsache ist, daß er sich moralisch aufrechterhielt.

Nur zu leichten Geistesübungen, zu flüchtiger Poesie, zu akademischen Arbeiten hatte ihn die französische Philosophie angeleitet; eher zum Genuß des Lebens, solange es dauert, schien sie ihn einzuladen, als zu so gewaltigen Anstrengungen. Aber wir dürfen sagen, daß der wahre Genius selbst von der irrigen Lehre unverletzt bleibt. Er ist sich seine eigene Regel; er ruht auf seiner eigenen Wahrheit; es gehört nur dazu, daß ihm diese zum Bewußtsein komme; dafür sorgt dann das Leben, die Anstrengung einer großen Unternehmung; das Unglück macht ihn reif.

Ein großer Feldherr war Friedrich II. längst; die Unfälle, die er erlitt, machten ihn zum Helden. Der Widerstand, den er leistete, war nicht allein militärisch; es war zugleich ein innerer, moralischer, geistiger; der König führte diesen Krieg fortwährend

in Überlegung der letzten Gründe der Dinge, in großartiger Anschauung der Vergänglichkeit alles irdischen Wesens.

Ich will seine Gedichte nicht als ausgezeichnete Werke poetischer Kraft rühmen; in solcher Hinsicht mögen sie manche Mängel haben; aber diejenigen wenigstens, welche während der Wechselfälle dieses Krieges entstanden sind, haben einen großartigen Schwung einfacher Gedanken; sie enthüllen uns die Bewegungen einer männlichen Seele in Bedrängnis, Kampf und Gefahr. Er sieht sich „mitten im tobenden Meer; der Blitz streift durch das Ungewitter; der Donner," sagt er, „entladet sich über mein Haupt; von Klippen bin ich umgeben; die Herzen der Steuernden sind erstarrt; die Quelle des Glücks ist ausgetrocknet, die Palme verschwunden, der Lorbeer verwelkt." Zuweilen mag er wohl in den Predigten des Bourdaloue einen Anhalt, eine Stärkung gesucht haben; häufiger wendete er sich zu der Philosophie der Alten. — Jedoch das dritte Buch des Lukrez, das er so oft studiert hat, sagte ihm nur, daß das Übel notwendig und kein Heilmittel dagegen möglich sei. Er war ein Mann, dem selbst aus dieser harten, verzweiflungsvollen Lehre erhabene Gedanken hervorgingen. Dem Tode, den er sich oft gewünscht auf dem Schlachtfelde gefunden zu haben, sah er auch auf eine andere Weise ohne Scheu geradezu ins Auge. Wie er seine Feinde gern mit den Triumvirn verglich, so rief er die Manen des Kato und des Brutus auf und

war entschlossen, ihrem Beispiel zu folgen. Doch war er nicht ganz in dem Falle dieser Römer. Sie waren in den Gang eines allgemeinen Weltgeschickes verflochten — Rom war die Welt — ohne anderen Rückhalt, als die Bedeutung ihrer Person und der Idee, für die sie sich schlugen; er aber hatte ein eigenes Vaterland zu vertreten und zu verfechten. Wenn irgendein besonderer Gedanke auf ihn gewirkt hat, so würden wir sagen, daß es dieser Gedanke an sein Land, an sein Vaterland gewesen ist. Wer schildert ihn uns nach der Kunersdorfer Schlacht, wie er den Umfang seines Unglücks und die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes ermaß, wie er bei dem Haß und dem Glücke seiner Feinde alles für verloren hielt, wie er dann für sein Heer und sein Land nur einen einzigen Ausweg sah und den Entschluß faßte, diesen zu ergreifen, sich aufzuopfern, — bis sich ihm denn doch allmählich die Möglichkeit eines erneuten Widerstandes zeigte und er sich dieser fast hoffnungslosen Pflicht aufs neue widmete. Unmöglich konnte er sein Land, wie er es so lange sehen mußte, zurücklassen, „von den Feinden überschwemmt, seiner Ehre beraubt, ohne Hilfsquellen, in lauter Gefahr;" „dir," sagt er, „will ich die Reste meines unheilvollen Lebens widmen; ich will mich nicht in fruchtlosen Sorgen verzehren; ich werfe mich wieder in das Feld der Gefahr." „Setzen wir uns," ruft er dann seinen Truppen zu, „dem Geschick entgegen; mutig auf wieder so viele, miteinander verschworene, vor Stolz und Vermessenheit trunkene

Feinde!" So hielt er aus. Endlich erlebte er doch den Tag des Friedens. „Die Standhaftigkeit," sagt er am Schluß seiner Geschichte dieses Krieges, „ist es allein, was in den großen Geschäften aus Gefahren zu erretten vermag." Ungeschmälert behauptete er sein Land, und von dem Moment, daß er sich wieder den Herrn desselben wußte, ließ er seine vornehmste, seine einzige Sorge sein, die Wunden zu heilen, die der Krieg ihm geschlagen.

Wenn es als der Begriff einer großen Macht aufgestellt werden könnte, daß sie sich wider alle anderen, selbst zusammengenommen, zu halten vermögen müsse, so hatte Friedrich Preußen zu diesem Range erhoben. Seit den Zeiten der sächsischen Kaiser und Heinrichs des Löwen zum ersten Male sah man im nördlichen Deutschland eine selbständige, keines Bundes bedürftige, auf sich selber angewiesene Macht.

Es erfolgte, daß Frankreich von dem an in deutschen Angelegenheiten wenig oder nichts vermochte. Mit einer Opposition, wie es sie in dem österreichischen Erbfolgekriege erweckt oder begünstigt hatte, war es völlig vorbei. Hatte Preußen sich emanzipiert, so hatten Bayern und Sachsen sich wieder an Österreich angeschlossen.

Auch war so bald an keine Erneuerung dieses Verhältnisses zu denken; Frankreich selbst hatte sie dadurch verhindert, daß es in jene enge und genaue Allianz mit Österreich getreten war, die den Siebenjährigen Krieg herbeiführte. Ich will nicht untersuchen,

inwiefern dieses Bündnis alle die anderen Folgen gehabt hat, welche die Franzosen, wenigstens nicht ohne Übertreibung, ihm zuschreiben; aber gewiß ist, daß Frankreich seine bisherige Stellung, kraft deren es die deutsche Opposition begünstigt hatte, hierdurch selber aufgab, daß „von diesem Augenblicke an," wie dort gesagt, „der König von Preußen zum Nachteil der französischen Suprematie auf dem Kontinent der Beschützer der deutschen Freiheiten wurde." Man glaube nicht, daß Österreich den Franzosen ihren alten Einfluß gestattet habe. Noch als Koregent und von allem Anfang ließ Joseph II. erklären, er halte die Rechte der kaiserlichen Krone für heilig; er bitte sich aus, daß man ihm nicht daran rühre, wenn man mit ihm gut stehen wolle. Es war schon damals zu erkennen, daß der wahre Schutz der politischen Unabhängigkeit von Deutschland in einer freien und fest begründeten Vereinigung dieser beiden Mächte gegen das Ausland bestehe.

Diese große Veränderung bekam jedoch erst dadurch ihre volle Bedeutung, daß zugleich in der Literatur eine Befreiung der Nation von den französischen Vorbildern und ihrer falschen Nachahmung erfolgte. Ich will nicht sagen, daß sich unsere Nation nicht auch bisher geistiger Unabhängigkeit in einem gewissen Grade erfreut hätte. Am meisten lag dieselbe wohl in der Ausbildung des theologischen Systems, welches alle Geister ergriffen hatte und in der Hauptsache ursprünglich deutsch war. Allein einmal war es doch

nur ein Teil der Nation, dem es angehörte; sodann in welch seltsame, scholastische Form fand sich hier die reine, ideale, innerliche Erkenntnis der Religion eingezwängt! Man kann die Tätigkeit und den teilweisen Erfolg nicht verkennen, mit denen in manchen anderen Wissenschaften gearbeitet wurde; aber sie hatten sich alle der nämlichen Form unterwerfen müssen; in verwickelten Lehrgebäuden, für die Überlieferung des Katheders, selten für eigentlich geistiges Verständnis geeignet, breiteten sie sich aus; die Universitäten beherrschten nicht ohne Beschränktheit und Zwang die allgemeine Bildung. Um so leichter geschah es, daß die oberen Klassen der Gesellschaft allmählich davon minder berührt wurden und sich, wie gedacht, von französischen Richtungen hinreißen ließen. Seit der Mitte des Jahrhunderts aber begann eine neue Entwickelung des nationalen Geistes. Wir dürfen nicht vergessen, daß diese doch sehr von jenem Standpunkt ausging, obwohl sie in einem gewissen Gegensatze mit demselben begriffen war. Unbefriedigt, zwar noch festgehalten, aber nicht mehr so beschränkt von dem dogmatischen System, erhob sich der deutsche Geist zu einer poetischen Ergänzung desselben; die Religion ward endlich einmal wieder, und zwar, worauf alles ankommt, ohne Schwärmerei, in ihren menschlichen Beziehungen dem Gemüte nahe gebracht. In kühnen Versuchen ermannte sich die Philosophie zu einer neuen Erörterung des obersten Grundes aller Erkenntnis. Nebeneinander, an dem-

selben Orte, wesentlich verschieden, aber nahe verwandt, traten die beiden Richtungen der deutschen Philosophie hervor, welche seitdem, die eine mehr anschauend, die andere mehr untersuchend, sich neben und miteinander ausgebildet, sich angezogen und abgestoßen, aber nur zusammen die Fülle eines originalen Bewußtseins ausgedrückt haben. Kritik und Altertumskunde durchbrachen die Masse der Gelehrsamkeit und drangen bis zu lebendiger Anschauung hindurch. Mit einem Schlage dazu erweckt, von seiner Gründlichkeit und Reife unterstützt, entwickelte dann der Geist der Nation selbständig und frei versuchend eine poetische Literatur, durch die er eine umfassende, neue, obwohl noch in manchem inneren Konflikt begriffene, doch im ganzen übereinstimmende Weltansicht ausbildete und sich selber gegenüberstellte. Diese Literatur hatte dann die unschätzbare Eigenschaft, daß sie nicht mehr auf einen Teil der Nation beschränkt blieb, sondern sie ganz umfaßte, ja ihrer Einheit zuerst wieder eigentlich bewußt machte. Wenn nicht immer neue Generationen großer Poeten auf die alten folgen, so darf man sich nicht so sehr darüber wundern. Die großen Versuche sind gemacht und gelungen; es ist im Grunde gesagt, was man zu sagen hatte, und der wahre Geist verschmäht es, auf befahrenen, bequemen Wegen einherzuschreiten. Doch wurde das Werk des deutschen Genius noch bei weitem nicht vollendet; seine Aufgabe war, die positive Wissenschaft zu durchdringen; mancherlei Hindernisse haben sich

ihm dabei entgegengestellt, die aus dem Gange seiner eigenen Bildung oder auch anderen Einwirkungen entsprangen; wir dürfen nun hoffen, daß er sie alle überwinden, zu einem vollkommneren Verständnis in sich selbst gelangen und alsdann zu unablässig neuer Hervorbringung fähig sein werde.

Jedoch ich halte inne, denn von der Politik wollte ich reden, obschon diese Dinge auf das genaueste zusammengehören und die wahre Politik nur von einem großen nationalen Dasein getragen werden kann. Soviel ist wohl gewiß, daß zu dem Selbstgefühl, von welchem dieser Schwung der Geister begleitet war, keine andere Erscheinung so viel beigetragen hat, wie das Leben und der Ruhm Friedrichs II. Es gehört dazu, daß eine Nation sich selbständig fühle, wenn sie sich frei entwickeln soll; und nie hat eine Literatur geblüht, ohne durch die großen Momente der Historie vorbereitet gewesen zu sein. Aber seltsam war es, daß Friedrich selbst davon nichts wußte, kaum etwas ahnte. Er arbeitete an der Befreiung der Nation, die deutsche Literatur mit ihm; doch kannte er seine Verbündeten nicht. Sie kannten ihn wohl. Es machte die Deutschen stolz und kühn, daß ein Held aus ihnen hervorgegangen war.

Es war, wie wir sahen, ein Bedürfnis des siebzehnten Jahrhunderts, Frankreich einzuschränken. Auf welche alle Erwartung übersteigende Weise war dies jetzt geschehen! Man kann im Grunde nicht sagen, daß sich ein künstlich verwickeltes politisches System

hierzu gebildet habe; was man so nennt, waren die Formen; das Wesen bestand darin, daß sich große Staaten aus eigener Kraft erhoben, daß neue nationale Selbständigkeiten in ursprünglicher Macht den Schauplatz der Welt eingenommen hatten. Österreich, katholisch-deutsch, militärisch-stabil, in sich selbst voll frischer, unversiegbarer Lebenskräfte, reich, eine für sich abgeschlossene Welt. Das griechisch-slawische Prinzip trat in Rußland mächtiger hervor, als es jemals in der Weltgeschichte geschehen; die europäischen Formen, die es annahm, waren weit entfernt, dies ursprüngliche Element zu erdrücken; sie durchdrangen es vielmehr, belebten es und riefen seine Kraft erst hervor. Wenn sich dann in England die germanisch-maritimen Interessen zu einer kolossalen Weltmacht entwickelten, die alle Meere beherrschte, vor der alle Erinnerungen früherer Seemächte zurücktraten, so fanden die deutsch-protestantischen den Anhalt, den sie lange gesucht, ihre Darstellung und ihren Ausdruck in Preußen. „Wenn man das Geheimnis auch wüßte,“ sagt ein Dichter, „wer hätte den Mut, es auszusprechen?“ Ich will mich nicht vermessen, den Charakter dieser Staaten in Worte zu fassen; doch sehen wir deutlich, daß sie auf Prinzipien gegründet sind, die aus den verschiedenen großen Entwickelungen früherer Jahrhunderte hervorgegangen waren, daß sie sich diesen analog in ursprünglichen Verschiedenheiten und mit abweichenden Verfassungen ausbildeten, daß sie großen Forderungen entsprachen, die gemäß

der Natur der Dinge an die lebenden Geschlechter geschahen. In ihrem Aufkommen, ihrer Ausbildung, welche, wie sich versteht, nicht ohne mannigfaltige Umgestaltung innerer Verhältnisse erfolgen konnte, liegt das große Ereignis der hundert Jahre, die dem Ausbruch der Französischen Revolution vorhergingen.

Französische Revolution.

Hatte jenes Ereignis aber eine so unzweifelhaft für sich selber gültige Bedeutung, so ist doch nicht zu leugnen, daß eine Beschränkung von Frankreich damit erreicht war und daß dies Land die Erfolge der anderen als seine Verluste ansehen durfte. Auch war es ihnen immer lebhaft entgegengetreten. Wie oft suchte es früher die Fortschritte von Österreich in Ungarn und gegen die Türken aufzuhalten; wie oft mußten dann die besten Regimenter von der Donau, wo sie gegen die Türken standen, an den Rhein und wider die Franzosen abgerufen werden! Rußland hatte seinen Einfluß im Norden der französischen Politik abgewonnen. Als das Kabinett von Versailles inne wurde, welche Stellung Preußen in der Welt einnahm und zu behaupten suchte, vergaß es seine amerikanischen Interessen, um diese Macht, ich sage nicht herabzubringen, sondern geradehin zu vernichten. Wie oft hatten die Franzosen die Jakobiten zu begünstigen, etwa einen Stuart nach England zu werfen, die alten Verhältnisse wiederherzustellen unternommen! Dafür bekamen sie denn auch, mochten sie mit

Preußen wider Österreich oder mit Österreich wider Preußen stehen, allemal die Engländer zu Gegnern. Sie führten ihre Kriege auf dem festen Lande mit Verlusten zur See. Während des Siebenjährigen verloren sie, wie Chatham sagte, Amerika in Deutschland.

Und so stand Frankreich allerdings bei weitem nicht mehr so entschieden als der Mittelpunkt der europäischen Welt da, wie hundert Jahre früher. Es mußte die Teilung von Polen vor seinen Augen vollziehen lassen, ohne darum gefragt zu werden. Es mußte, was es tief empfand, gestatten, daß im Jahre 1772 eine englische Fregatte an der Reede von Toulon erschien, um über die stipulierte Entwaffnung der Flotte zu wachen. Selbst die kleineren unabhängigen Staaten, wie Portugal, die Schweiz, hatten anderen Einwirkungen Raum gegeben.

Zwar ist sogleich zu bemerken, daß das Übel nicht so schlimm war, wie man es oft vorgestellt hat; Frankreich behauptete doch seinen alten Einfluß auf die Türkei; durch den Familienvertrag hatte es Spanien an seine Politik gekettet; die spanischen Flotten, die Reichtümer der spanischen Kolonien standen zu seiner Verfügung; auch die übrigen bourbonischen Höfe, zu denen sich der Turiner beinahe mit rechnete, schlossen sich an Frankreich an; die französische Faktion siegte endlich in Schweden. Allein einer Nation, die sich mehr als jede andere in dem Schimmer einer allgemeinen Superiorität gefällt, war dies lange

nicht genug. Sie fühlte nur den Verlust von Ansprüchen, die sie als Rechte betrachtete; sie bemerkte nur, was die anderen erobert, nicht was sie behauptet hatte; mit Unwillen sah sie so gewaltige, starke, wohlgegründete Mächte sich gegenüber, denen sie nicht gewachsen war.

Man hat soviel von den Ursachen der Revolution geredet und sie wohl auch da gesucht, wo sie nimmermehr zu finden sind. Eine der wichtigsten liegt meines Erachtens in diesem Wechsel der auswärtigen Verhältnisse, der die Regierung in tiefen Mißkredit gebracht hatte. Es ist wahr, sie wußte weder den Staat recht zu verwalten noch den Krieg gehörig zu führen; sie hatte die gefährlichsten Mißbräuche überhandnehmen lassen; und der Verfall ihres europäischen Ansehens war daher großenteils mit entsprungen. Aber die Franzosen schrieben ihrer Regierung auch alles das zu, was doch nur ein Werk der veränderten Weltstellung war. Sie lebten in der Erinnerung der Zeiten der Machtfülle Ludwigs XIV., und alle die Wirkungen, die daher rührten, daß sich andere Staaten mit frischen Kräften erhoben hatten, die sich einen Einfluß, wie man ihn früherhin ausgeübt, nicht mehr gefallen ließen, gaben sie der Unfähigkeit ihrer auswärtigen Politik und dem allerdings unleugbaren Verfall ihrer Zustände schuld.

Daher kam es, daß die Bewegungen von Frankreich, wenn sie auf der einen Seite einen reformatorischen Charakter hatten, der sich nur zu bald in einen revo-

lutionären umsetzte, doch auch von allem Anfang eine Richtung gegen das Ausland nahmen.

Gleich der amerikanische Krieg entwickelte diese Doppelseitigkeit. Wenn man es nicht wüßte, so könnte man aus den Memoiren von Ségur sehen, aus welcher sonderbaren Mischung von Kriegslust und angeblicher Philosophie die Teilnahme der Jugend unter dem vornehmeren französischen Adel daran herkam. „Die Freiheit," sagt Ségur, „stellte sich uns dar mit den Reizen des Ruhmes. Während die Reiferen die Gelegenheit wahrnahmen, ihre Grundsätze geltend zu machen und die willkürliche Gewalt zu beschränken, traten wir Jüngeren nur darum unter die Fahnen der Philosophie, um Krieg zu führen, um uns auszuzeichnen, um Ehrenstellen zu erwerben; aus ritterlicher Gesinnung wurden wir Philosophen." Diese Jüngeren wurden das doch allmählich sehr im Ernst. Sonderbare Mischung. Indem sie England angriffen und ihren Ehrgeiz sein ließen, es zu schwächen, es seiner Kolonien zu berauben, war es doch besonders die Unabhängigkeit eines englischen Peers, die würdige Stellung eines Mitgliedes des Hauses der Gemeinen, was sie zu erlangen gewünscht hätten.

Dieser amerikanische Krieg wurde nun entscheidend; nicht so sehr durch eine Veränderung der allgemeinen Machtverhältnisse — denn wenn man die englischen Kolonien von dem Mutterlande losriß, so zeigte sich doch bald, daß dieses in sich selber so wohlbegründet war, um das nicht sehr zu empfinden; wenn sich die

französische Marine wieder zu einem gewissen Ansehen erhob, so hatte England doch in den entscheidenden Schlachten den Sieg davongetragen und die Übermacht über seine vereinigten Nebenbuhler behauptet — als durch die indirekten Wirkungen, die er hervorbrachte.

Ich meine nicht allein das Emporkommen der republikanischen Neigungen, es gab noch eine unmittelbarere Folge.

Mit großem Ernste hatte sich Turgot dem Kriege widersetzt; nur in dem Frieden hoffte er die Finanzen, welche schon damals ein Defizit drückte, durch eine sparsame Haushaltung herzustellen und zugleich die erforderlichen Reformen durchzusetzen. Allein er hatte dem Strome der jugendlichen Begeisterung weichen müssen. Der Krieg war erklärt und mit überschwenglichen Kosten geführt worden. Necker hatte mit dem ganzen Talent eines Bankiers, das er in so hohem Grade besaß, neue Anleihen zu machen gewußt. Je höher sie aber aufliefen, desto mehr mußten sie das Defizit steigern. Schon im Jahre 1780 erklärte Vergennes dem König, der Zustand der Finanzen sei wahrhaft beunruhigend; er mache den Frieden, einen unverweilten Frieden notwendig. Indessen verzögerte sich der Friede noch, und erst nach Abschluß desselben ward man die Verwirrung recht inne. Man nimmt auch hier einen auffallenden Gegensatz wahr. Nicht minder erschöpft und mit Schulden beladen ging England aus dem amerikanischen Kriege hervor. Aber

während Pitt in England das Übel an der Wurzel angriff und das Vertrauen durch große Maßregeln wiederherstellte, gerieten die französischen Finanzen aus schwachen Händen in immer schwächere, unversuchtere und zugleich keckere, so daß das Übel von Monat zu Monat stieg und die Regierung wie in ihrer Konsistenz bedrohte, so um ihr ganzes Ansehen brachte.

Wie sehr wirkte dies auf die auswärtigen Verhältnisse zurück! Man hatte keine Wahl mehr; um jeden Preis mußte man den Krieg vermeiden. Lieber kaufte man z. B. die Forderungen, welche Österreich an Holland machte, durch eine Summe ab, zu der man trotz der schlechten Umstände, in denen man war, selber die Hälfte beitrug; wäre es auf Frankreich allein angekommen, so würde der Kaiser nicht gehindert worden sein, seine Absichten auf Bayern durchzusetzen. So enge sich die französische Regierung mit den sogenannten Patrioten von Holland vereinigt hatte, so mußte sie dieselben ruhig von Preußen überziehen, überwinden lassen. Sie kann darüber meines Erachtens nicht einmal sehr getadelt werden. Was wollte sie in dem Juli 1787, als die preußische Erklärung gegen Holland erschien, unternehmen, um die Ausführung derselben zu verhindern, da eben damals die Parlamente sich weigerten, die neuen Auflagen zu registrieren, ohne die man den Staat nicht weiter verwalten konnte, da bald darauf in jener berühmten Sitzung am 15. August die Grandchambre ihre Türen eröffnen ließ

und der versammelten Menge erklärte, der König könne in Zukunft keine neuen Auflagen erheben, ohne zuvor die allgemeinen Stände zusammenberufen zu haben? In einem Augenblick, wo der ganze bisherige innere Zustand in Frage gestellt wurde, konnte man schwerlich Einfluß auf das Ausland ausüben. Und doch war dies ein sehr bedeutender Zeitpunkt. Eben damals entschlossen sich die beiden Kaiserhöfe zu ihrem Angriff auf die Türkei. Die Franzosen waren nicht imstande, ihren alten Verbündeten Hilfe zu leisten, und wenn diese nicht untergehen wollten, so mußten sie Hilfe bei England und Preußen nachsuchen.

Allerdings eine Unbedeutendheit, Nichtigkeit der auswärtigen Politik von Frankreich, die weder den natürlichen Ansprüchen dieses Landes angemessen war, noch auch den Interessen von Europa überhaupt entsprach. Kam sie, wie nicht zu leugnen, von der inneren Verwirrung her, so wurde diese hinwiederum dadurch außerordentlich vermehrt. Die Politik des Erzbischofs von Brienne erfuhr den heftigsten und allgemeinsten Tadel. Er ward der Feigheit und selbst der Treulosigkeit angeklagt, weil er Holland nicht unterstützt und diese Gelegenheit, den militärischen Ruf der Franzosen auch zu Lande wiederherzustellen, versäumt habe; man fand die französische Ehre hierdurch auf eine Weise beschimpft, daß sie nur durch Ströme von Blut wieder rein gewaschen werden könne.

Wie übertrieben das nun auch lautet, so kann man doch das Gefühl nicht tadeln, das dieser Unzufrieden-

heit zugrunde lag. Das Nationalbewußtsein eines großen Volkes fordert eine angemessene Stellung in Europa. Die auswärtigen Verhältnisse bilden ein Reich nicht der Konvenienz, sondern der wesentlichen Macht; und das Ansehen eines Staates wird immer dem Grade entsprechen, auf welchem die Entwickelung seiner inneren Kräfte steht. Eine jede Nation wird es empfinden, wenn sie sich nicht an der ihr gebührenden Stelle erblickt; wieviel mehr die französische, die so oft den sonderbaren Anspruch erhoben hat, vorzugsweise die große Nation zu sein!

Ich will nicht auf die Mannigfaltigkeit der Ursachen eingehen, durch welche es zu der furchtbaren Entwickelung der Französischen Revolution kam. Ich will nur in Erinnerung bringen, daß der Verfall der auswärtigen Verhältnisse vielen Anteil daran hatte. Man braucht nur daran zu denken, welche Rolle eine österreichische Prinzessin, die unglückliche Königin, auf die der ganze Haß fiel, den diese Nation seit so langer Zeit dem Hause Österreich gewidmet hatte, dabei spielte, welche unseligen Auftritte das Trugbild eines österreichischen Ausschusses veranlaßt hat. Nicht genug, daß die Franzosen sahen, sie hätten den alten Einfluß auf die Nachbarn verloren; sie überredeten sich sogar, daß das Ausland geheimen und starken Einfluß auf ihren Staat ausübe; in allen Maßregeln der inneren Verwaltung glaubten sie denselben wahrzunehmen; eben dies entflammte dann die allgemeine Entrüstung, die Gärung und Wut der Menge.

Halten wir an diesem Gesichtspunkt der auswärtigen Verhältnisse fest, so können wir von der Revolution folgende Ansicht fassen.

Allenthalben hatte man, um zur Ausbildung einer größeren Macht zu gelangen, die nationalen Kräfte auf eine ungewohnte Weise zusammengenommen; dazu hatte man viele Hindernisse, die in den inneren Verhältnissen lagen, wegräumen müssen und nicht selten die alten Berechtigungen angetastet; es war dies in den verschiedenen Ländern bald mit mehr, bald mit weniger Bedacht und Erfolg geschehen. Ein sehr unterrichtendes, lebensvolles Buch müßte es geben, wenn man darzustellen wüßte, wie dies allenthalben versucht wurde, mehr oder minder gelang, wohin es führte; endlich unternahm man es auch in Frankreich. Es ist soviel auf die absolute Gewalt früherer französischer Könige gescholten worden; die Wahrheit ist, daß sich dieselbe zwar noch in einigen Willkürlichkeiten äußerte, in der Hauptsache dagegen ungemein verfallen war. Als die Regierung jenen Versuch machte, war sie schon zu schwach, um ihn durchzusetzen; sie machte ihn auch mit unsicheren Händen; den Widerstand der privilegierten Stände vermochte sie nicht zu besiegen; hierüber rief sie den dritten Stand, — die Gewalt der demokratischen Ideen, die sich schon der öffentlichen Meinung zu bemächtigen angefangen, — zu Hilfe. Ein Bundesgenosse aber, der ihr bei weitem zu stark war. Indem sie schwankte, sowie sie seine Kräfte erkannte, die

Bahn verließ, die sie eingeschlagen, zu denen zurücktrat, welche sie angreifen wollte, eben die beleidigte, die sie zu Hilfe gerufen hatte, forderte sie alle politischen Leidenschaften heraus, setzte sie sich mit den Überzeugungen und der Richtung des Jahrhunderts, ja mit ihrer eigenen Tendenz in Kampf und brachte eine Bewegung hervor, in welcher der dritte Stand, oder vielmehr das in demselben und um ihn her entwickelte Element der Empörung, in gigantischem Fortschritt nicht allein die privilegierten Stände, die Aristokratie, sondern König und Thron selber umstürzte und den ganzen alten Staat vernichtete.

Ein Unternehmen, wie es zwar keineswegs alle, aber doch einige andere Regierungen verstärkt und befestigt hatte, riß dergestalt durch die Entwickelung, die es nahm, durch die Folgen, die es hatte, die französische in ihr Verderben.

Nur wenn man hier und da glaubte, daß in diesem großen Ruin die Macht und äußere Bedeutung von Frankreich vollends zugrunde gehen müßten, hatte man sich geirrt. So stark waren die Tendenzen zur Herstellung der alten Macht, daß sie selbst unter so furchtbaren Umständen nicht allein nicht aus den Augen verloren, sondern auf eine Weise, wie sie noch nie dagewesen, über die Analogie anderer Staaten weit hinaus durchgesetzt wurden. Waren anderwärts die bestehenden mittleren Gewalten in ihrer Unabhängigkeit beschränkt, zu größerem Anteil an den allgemeinen Anstrengungen genötigt worden, so wurden sie

hier geradezu vernichtet. Adel und Geistlichkeit wurden nicht allein ihre Vorrechte, sondern im Laufe der Ereignisse selbst ihrer Besitztümer beraubt; welch eine Konfiskation im größten Stil, in der ungeheuersten Ausdehnung! Wie kehrten sich die Ideen, die Europa als heilbringend, menschlich, befreiend begrüßt hatte, vor seinen Augen plötzlich in den Greuel der Verwüstung um! Das vulkanische Feuer, von dem man eine nährende, belebende Erwärmung des Bodens erwartet hatte, ergoß sich in furchtbaren Ausbrüchen über denselben hin. Mitten in dieser Zertrümmerung aber ließen die Franzosen das Prinzip der Einheit doch niemals fallen. Um wie viel mächtiger als bisher erschien eben in der Verwirrung der Revolutionsjahre Frankreich den europäischen Staaten gegenüber! Man kann sagen: jene gewaltige Explosion aller Kräfte setzte sich nach außen fort. Zwischen dem alten und dem neuen Frankreich war dasselbe Verhältnis, wie zwischen der zwar lebhaften und von Natur tapferen, aber an das Hofleben gewöhnten, mit einem oft kleinlichen Ehrgeiz behafteten, feinen, wollüstigen Aristokratie, die den alten Staat leitete, und den wilden, gewaltsamen, von wenig Gedanken berauschten, blutbefleckten Jakobinern, die den neuen beherrschten. Da vermöge des bisherigen Ganges der Dinge zwar nicht eine ganz gleiche Aristokratie wie jene, aber doch eine ähnliche an der Spitze der übrigen Staaten stand, so war es kein Wunder, wenn die Jakobiner in jener wilden Anspannung aller Kräfte

das Übergewicht an sich brachten. Es bedurfte nur des ersten, durch ein Zusammentreffen unerwarteter Umstände davongetragenen Sieges, um den revolutionären Enthusiasmus zu erwecken, der hierauf die Nation ergriff und eine Zeitlang das Prinzip ihres Lebens wurde.

Nun kann man zwar nicht sagen, daß Frankreich hierdurch an und für sich stärker geworden sei, als die übrigen großen Mächte zusammengenommen oder auch nur als seine nächsten Nachbarn, wenn sie sich vereinigt hielten. Man kennt hinlänglich die Fehler der Politik und der Kriegführung, die einen für diese so ungünstigen Erfolg hervorbrachten. Sie konnten sich ihrer bisherigen Eifersucht nicht sogleich entwöhnen. Selbst die einseitige Koalition von 1799 hatte Italien zu befreien und eine sehr gewaltige militärische Stellung einzunehmen gewußt, als ein unglücklicher Zwiespalt sie trennte. Allein geleugnet werden kann es nicht, daß der französische Staat, mitten im Kampfe mit Europa gebildet, auf denselben berechnet, durch die Zentralisation aller Kräfte, die er möglich machte, den einzelnen Kontinentalmächten überlegen wurde. Indem es immer das Ansehen gehabt, als suche man dort die Freiheit, war man von Revolution zu Revolution Schritt für Schritt zu dem Militärdespotismus gelangt, der die Ausbildung der anderweiten militärischen Systeme, so groß sie auch waren, weit überbot. Der glückliche General setzte sich die Kaiserkrone auf; alle disponiblen Kräfte der Nation hatte

er jeden Augenblick ins Feld zu werfen die Macht. Auf diesem Wege kehrte dann Frankreich zu seinem Übergewichte zurück. Es gelang ihm, England von dem Kontinent auszuschließen, in wiederholten Kriegen Österreich seiner ältesten Provinzen in Deutschland und Italien zu berauben, das Heer und die Monarchie Friedrichs II. umzuwerfen, Rußland selbst zur Fügsamkeit zu nötigen und endlich in die inneren Provinzen bis zu der alten Hauptstadt desselben vorzudringen. Für den französischen Kaiser bedurfte es nur des Kampfes mit diesen Mächten, um zugleich über das südliche und mittlere Europa, einen großen Teil von Deutschland nicht ausgeschlossen, eine unmittelbare Herrschaft zu gründen. Wie war hierdurch alles, was zu Ludwigs XIV. Zeiten geschehen, so weit übertroffen! Wie war die alte Freiheit von Europa so tief gebeugt! Europa schien in Frankreich untergehen zu wollen. Jene Universalmonarchie, von der man sonst nur die entfernte Gefahr gesehen, war beinahe realisiert!

Wiederherstellung.

Sollten aber die energischen Gewalten, welche in den großen Mächten hervorgetreten waren, so mit einem Mal erstickt und vernichtet sein?

Der Krieg, sagt Heraklit, ist der Vater der Dinge. Aus dem Zusammentreffen entgegengesetzter Kräfte, in den großen Momenten der Gefahr — Unglück, Erhebung, Rettung — gehen die neuen Entwickelungen am entschiedensten hervor.

Frankreich war nur dadurch zu seiner Übermacht gelangt, daß es mitten in seiner wilden Bewegung das Gemeingefühl der Nation lebhafter als je zu erhalten, die nationalen Kräfte in einer so ungemeinen Ausdehnung zu dem einzigen Zweck des Krieges anzustrengen gewußt hatte.

Wollte man ihm widerstehen oder je diese Übermacht noch einmal zu brechen die Hoffnung fassen dürfen, so war da nicht mit Mitteln auszureichen, wie sie bisher genügt hatten; selbst eine Verbesserung der Militärverfassung allein hätte noch nicht geholfen; es gehörte eine gründlichere Erneuerung dazu, um alle Kräfte zusammenzunehmen, in deren Besitz man sein mochte; man mußte sich entschließen, jene schlummernden Geister der Nationen, von denen bisher das Leben mehr unbewußt getragen worden, zu selbstbewußter Tätigkeit aufzuwecken.

Es müßte eine herrliche Arbeit sein, dieser Verjüngung des nationalen Geistes in dem ganzen Umfange der europäischen Völker und Staaten nachzuforschen, die Ereignisse zu bemerken, die ihn wieder erweckten, die Zeichen, die seine erste Erhebung ankündigten, die Mannigfaltigkeit der Bewegungen und Institutionen, in denen er sich allenthalben aussprach, die Taten endlich, in denen er siegreich hervortrat. Doch ist dies ein so weit aussehendes Unternehmen, daß wir es hier auch nicht einmal berühren könnten.

Gewiß ist, daß man erst dann mit einiger Aussicht auf Erfolg zu streiten anfing — 1809 —, als man

hierin der Forderung des Weltgeschickes ein Genüge zu leisten begann. Als in wohlgeordneten Reichen ganze Einwohnerschaften ihre althergebrachten Wohnsitze, an die sie selbst die Religion knüpfte, verließen und sie den Flammen preisgaben, — als große Bevölkerungen, von jeher an ein friedlich bürgerliches Leben gewöhnt, Mann bei Mann zu den Waffen griffen, — als man zugleich des ererbten Haders endlich wirklich vergaß und sich ernstlich vereinigte, — erst da, nicht eher gelang es, den Feind zu schlagen, die alte Freiheit herzustellen und Frankreich in seine Grenzen einzuschließen, den übergetretenen Strom in sein Bette zurückzutreiben.

Wenn es das Ereignis der letzten hundert Jahre vor der Französischen Revolution war, daß die großen Staaten sich erhoben, um die Unabhängigkeit von Europa zu verfechten, so ist es das Ereignis der seitdem verflossenen Periode, daß die Nationalitäten selbst sich verjüngt, erfrischt und neu entwickelt haben. Sie sind in den Staat mit dem Bewußtsein eingetreten, er würde ohne sie nicht bestehen können.

Man ist fast allgemein der Ansicht, unsere Zeit habe nur die Tendenz, die Kraft der Auflösung. Ihre Bedeutung sei eben nur, daß sie den zusammenhaltenden, fesselnden Institutionen, die aus dem Mittelalter übrig, ein Ende mache; dahin schreite sie mit der Sicherheit eines eingepflanzten Triebes vorwärts; das sei das Resultat aller großen Ereignisse, Entdeckungen, der gesamten Kultur; ebendaher komme aber

auch die unwiderstehliche Hinneigung, die sie zu demokratischen Ideen und Einrichtungen entwickele; und diese bringe dann alle die großen Veränderungen, deren Zeuge wir sind, mit Notwendigkeit hervor. Es sei eine allgemeine Bewegung, in der Frankreich den anderen Ländern vorangehe. Eine Meinung, die freilich nur zu den traurigsten Aussichten führen kann. Wir denken indes, daß sie sich gegen die Wahrheit der Tatsachen nicht zu halten vermögen wird.

Weit entfernt, sich bloß in Verneinungen zu gefallen, hat unser Jahrhundert die positivsten Ergebnisse hervorgebracht; es hat eine große Befreiung vollzogen, aber nicht so durchaus im Sinne der Auflösung; vielmehr diente ihr dieselbe, aufzubauen, zusammenzuhalten. Nicht genug, daß es die großen Mächte allererst ins Leben gerufen; es hat auch das Prinzip aller Staaten, Religion und Recht, es hat das Prinzip eines jeden insbesondere lebendig erneuert.

Eben darin liegt das Charakteristische unserer Tage.

In den meisten Epochen der Welthistorie sind es religiöse Verbindungen gewesen, was die Völker zusammengehalten hat. Doch hat es zuweilen auch andere gegeben, die man mit der unseren eher vergleichen kann, in denen mehrere größere, durch ein politisches System verknüpfte Königreiche und freie Staaten nebeneinander bestanden. Ich will nur die Periode der mazedonisch-griechischen Königreiche nach Alexander erwähnen. Sie bietet manche Ähnlichkeit mit

der unsrigen dar: eine sehr weit gediehene gemeinschaftliche Kultur, militärische Ausbildung, Wirkung und Gegenwirkung verwickelter auswärtiger Verhältnisse; große Bedeutung der Handelsinteressen, der Finanzen, Wetteifer der Industrie, Blüte der exakten, mit der Mathematik zusammenhängenden Wissenschaften. Allein jene Staaten, hervorgegangen aus der Unternehmung eines Eroberers und der Entzweiung seiner Nachfolger, hatten keine besonderen Prinzipien ihres Daseins weder gehabt noch sich anzubilden vermocht. Auf Soldaten und Geld beruhten sie. Eben darum wurden sie auch so bald aufgelöst, verschwanden sie zuletzt völlig. Man hat oft gefragt, wie Rom sie so rasch, so vollkommen bezwingen konnte. Es geschah darum, weil Rom, wenigstens solange es Feinde von Bedeutung hatte, mit bewunderungswürdiger Strenge an seinem Prinzipe festhielt. Auch bei uns schien es wohl, als sei nur noch der Umfang der Besitzungen, die Macht der Truppen, die Größe des Schatzes und ein gewisser Anteil an der allgemeinen Kultur für den Staat von Wert. Wenn es je Ereignisse gegeben hat, geeignet, einen solchen Irrtum zu zertrümmern, so sind es die Ereignisse unserer Zeit gewesen. Sie haben die Bedeutung der moralischen Kraft, der Nationalität für den Staat endlich einmal wieder zur Anschauung in das allgemeine Bewußtsein gebracht. Was wäre aus unseren Staaten geworden, hätten sie nicht neues Leben aus dem nationalen Prinzip, auf das sie gegründet waren, emp-

fangen. Es wird sich keiner überreden, er könne ohne dasselbe bestehen.

Nicht ein solch zufälliges Durcheinanderstürmen, Übereinanderherfallen, Nacheinanderfolgen der Staaten und Völker bietet die Weltgeschichte dar, wie es beim ersten Blicke wohl aussieht. Auch ist die oft so zweifelhafte Förderung der Kultur nicht ihr einziger Inhalt. Es sind Kräfte, und zwar geistige, Leben hervorbringende, schöpferische Kräfte, selber Leben, es sind moralische Energien, die wir in ihrer Entwickelung erblicken. Zu definieren, unter Abstraktionen zu bringen sind sie nicht; aber anschauen, wahrnehmen kann man sie; ein Mitgefühl ihres Daseins kann man sich erzeugen. Sie blühen auf, nehmen die Welt ein, treten heraus in dem mannigfaltigsten Ausdruck, bestreiten, beschränken, überwältigen einander; in ihrer Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben, ihrem Vergehen oder ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle, höhere Bedeutung, weiteren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimnis der Weltgeschichte.

heute die vornehmste Grundlage für historische Studien; sie ist gleichzeitig für jeden Deutschen eine unversiegliche Quelle anregender, spannender und bildender Lektüre.

Die vierbändige Text-Ausgabe besteht neben der großen mit Analekten und Anmerkungen versehenen neunbändigen Ausgabe, von der einzelne Bände vergriffen sind.

Inhaltsverzeichnis

Herodes Agrippa. Vespasian in Judäa. VII. Umwälzungen des Prinzipats in den Jahren 68 und 69 u. Ä. Untergang Neros. Galba. Otho. Vitellius. Erhebung Vespasians. VIII. Das Kaisertum der Flavier und ihr Sturz. Zerstörung Jerusalems. Aufstand des Claudius Civilis. Agricola in Britannien. Domitian. IX. Das Imperium des Marcus Ulpius Trajanus. X. Zeiten des äußeren Friedens und inneren Gedeihens. Hadrian. Antoninus Pius. Marc Aurel. Ausbildung des römischen Rechts. Anfänge der christlichen Kirche. XI. Übergang des Imperiums von dem Hause Marc Aurels auf das Haus des Septimius Severus. XII. Erste Einwirkung des Orients auf Rom und ihre Zurückweisung. Caracalla. Elagabal. Syrische Dienste in Rom. XIII. Imperatorischer Bürgerkrieg in der Mitte des dritten Jahrhunderts. XIV. Restauration und Reform unter Aurelian, Probus, Diokletian. XV. Konstantin der Große. — **II. Das Kaisertum in Konstantinopel und der Ursprung romanisch-germanischer Königreiche.** I. Die Machtstellung Konstantins. II. Die arianischen Streitigkeiten. III. Der Hellenismus und der Ideenkreis Julians. IV. Empörung Julians und sein Kaisertum. V. Valentinian I. VI. Theodosius I. VII. Das orientalisch-occidentalische Doppelreich unter Alarich. VIII. Invasion und erste Festsetzung der Germanen in den westlichen Provinzen. IX. Attila. X. Grundlegung der Katholizität. XI. Ausgang des Theodosianischen Hauses und nächste Folge. XII. Unterbrechung des Kaisertums im Occident. XIII. Odoaker und Theoderich. XIV. Verhältnis Theoderichs zu den anderen Germanen. Emporkommen der Franken. XV. Übergang des Kaisertums auf Justinian. XVI. Belisar in Afrika und Italien. XVII. Totila und Narses. XVIII. Die letzten Jahre Justinians. XIX. Die Invasion der Longobarden in Italien. XX. Lage der germanischen Reiche in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts. XXI. Rückblick.

Dritter Band. I. Die arabische Weltherrschaft und das Reich Karls des Großen. I. Oströmer und Neuperser im 6. und 7. Jahrhundert. II. Mohammed und der Islam. III. Die Chalifen, Abu Bekr und Omar und die ersten Eroberungen der Araber. IV. Innere Irrungen im römischen Reiche. Verlust von Ägypten. V. Das Chalifat von Damaskus und das byzantinische Reich in der Mitte des 7. Jahrhunderts. VI. Die Eroberungen der Araber in Afrika. VII. Die Araber in Spanien und im südlichen Gallien. VIII. Die Belagerung von Konstantinopel im Jahre 717. IX. Die späteren Merowinger und Karl Martell. X. Emancipation des Papsttums von Konstantinopel. Gründung der deutschen Kirche. XI. Übergang des fränkischen Königtums auf die Nachkommen Karl Martells. XII. Omaijaden und Abbasiden. XIII. Das römisch-byzantinische Kaisertum im 8. Jahrhundert. XIV. Karl der Große. — **II. Zersetzung des karolingischen, Begründung des Deutschen Reiches.** I. Allgemeine Ansicht. Die Normannen. II. Die dynastischen und kirchlichen Entzweiungen im fränkischen Reiche und Kaiser Ludwig. III. Die Bildung dreier Teilfürstentümer im fränkischen Reiche. IV. Das Kaisertum Lothars I. in Italien. V. Die kirchliche Literatur. Pseudo-isidorische Dekretalen. VI. Kaiser Ludwig II., seine Irrungen mit Papst Nicolaus I. VII. Karl der Kahle und Papst Johann VIII. VIII. Weltstellung der zweiten, deutschen Linie des karolingischen Hauses. IX. Kaiser und König Arnulf. X. Macedonische Dynastie in Byzanz. XI. Erhebung der Fatimiden. Einfluß auf Italien und Spanien. XII. Dänen in England, Normannen in Frankreich XIII. Einbrüche der Ungarn im Occident. Ludwig das Kind und Konrad I. XIV. Übergang des Königtums und das sächsische Haus. —

III. Höhe und Niedergang des deutschen Kaisertums. Die Hierarchie unter Gregor VII. I. Regierung Ottos II. II. Unruhen im Deutschen Reiche und vormundschaftliche Regierung Theophanos. III. Anfänge der capetingischen Dynastie und ihre Kirchenpolitik; Cluny. IV. Kaisertum und Papsttum vereinigt: Otto III. Begründung der Königreiche Polen und Ungarn. V. Behauptung und Begrenzung des Deutschen Reichs durch Heinrich II. VI. Übergang des Kaisertums auf das salische Haus. Regierung Konrads II. VII. Englische Hierarchie und nordisches Königtum. VIII. Das Kaisertum unter Heinrich III. IX. Anfänge der Emancipation des Papsttums. X. Erste Regierungszeit Heinrichs IV. XI. Die Normannen in England und in Unteritalien. XII. Erste Konflikte Gregors VII. mit Heinrich IV. XIII. Canossa. XIV. Gegenkönigtum und innere Kriege in Deutschland. XV. Offener Kampf zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. XVI. Behauptung des Kaisertums trotz der Exkommunikation. XVII. Anfänge Heinrichs V. Ausgang Heinrichs IV.

Vierter Band. I. Kreuzzüge und päpstliche Weltherrschaft. I. Innere Abwandlungen der orientalischen Verhältnisse vom neunten bis ins elfte Jahrhundert. II. Mohammedanisch-christliche Verwicklungen bis zum ersten Kreuzzuge. III. Erster Kreuzzug. Errichtung des Königreichs Jerusalem. IV. Ausgang des Investiturstreites. V. Welfen und Hohenstaufen. VI. Der zweite Kreuzzug. VII. Kaiser Friedrich I. und seine Widersacher: die lombardischen Städte, Papst Alexander III. und Heinrich der Löwe. VIII. Heinrich Plantagenet, König von England, Herzog der Normandie. IX. Untergang des Königreichs Jerusalem. X. Der dritte Kreuzzug. XI. Heinrich VI. und die Anfänge Papst Innocenz' III. XII. Der vierte Kreuzzug: lateinisches Kaisertum. Entscheidung in Spanien. XIII. Innocenz III. in seinem Verhalten zur deutschen und zur englischen Krone. XIV. Kaiser Friedrich II. XV. Ausbreitung der lateinischen Christenheit nach Norden und Osten. Hierarchische Gestaltung des Abendlandes überhaupt. Überblick. XVI. Überflutung der asiatischen und osteuropäischen Welt durch die Mongolen. XVII. Der deutsche Orden in Preußen. XVIII. Das Papsttum in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und die italienischen Parteien. XIX. Karl von Anjou. XX. Die Päpste und das Deutsche Reich von der Absetzung Friedrichs II. bis zur Schlacht auf dem Marchfelde. XXI. Befestigung des Hauses Habsburg. XXII. Bonifaz VIII.; Demütigung des Papsttums. — II. Zeiten des Übergangs zur modernen Welt. I. Kaiser Heinrich VII. II. Ludwig der Bayer. III. Kaiser Karl IV. IV. England und Frankreich im vierzehnten Jahrhundert. V. Italien im vierzehnten Jahrhundert. VI. Die späteren Luxemburger. VII. Das deutsche Städtewesen. VIII. Zeiten des Schismas. IX. Das Konzil von Konstanz und die Hussitenkriege. X. Momente der deutschen Geschichte im weiteren Verlauf des fünfzehnten Jahrhunderts. XI. Frankreich und England im fünfzehnten Jahrhundert. XII. Nordische Reiche. XIII. Timur Beg; Eroberung Konstantinopels durch die Türken. Schlußwort. — III. Über die Epochen der neueren Geschichte. Vorträge, dem König Maximilian II. von Bayern im Herbst 1854 zu Berchtesgaden gehalten. — IV. Gesamtregister.







